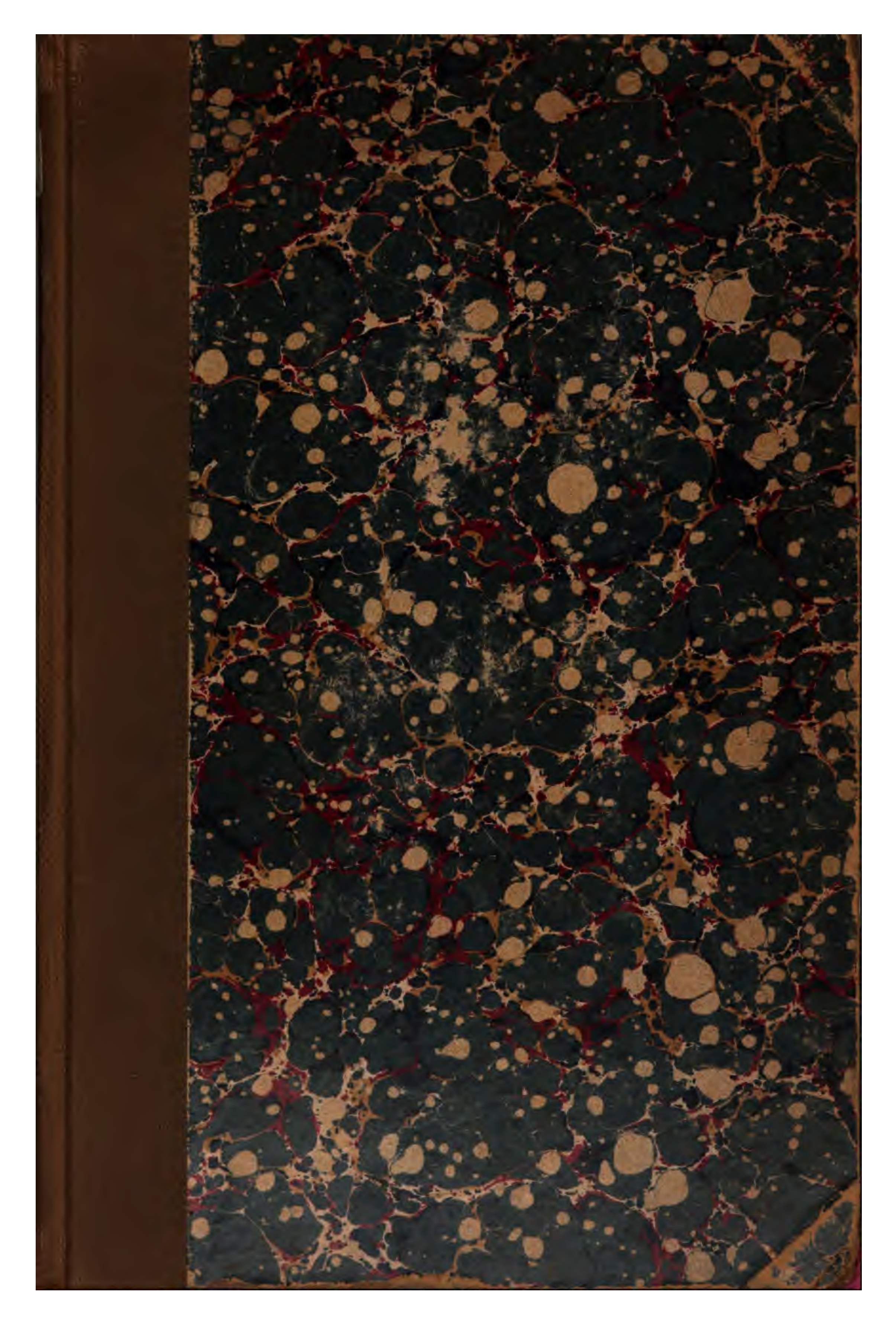
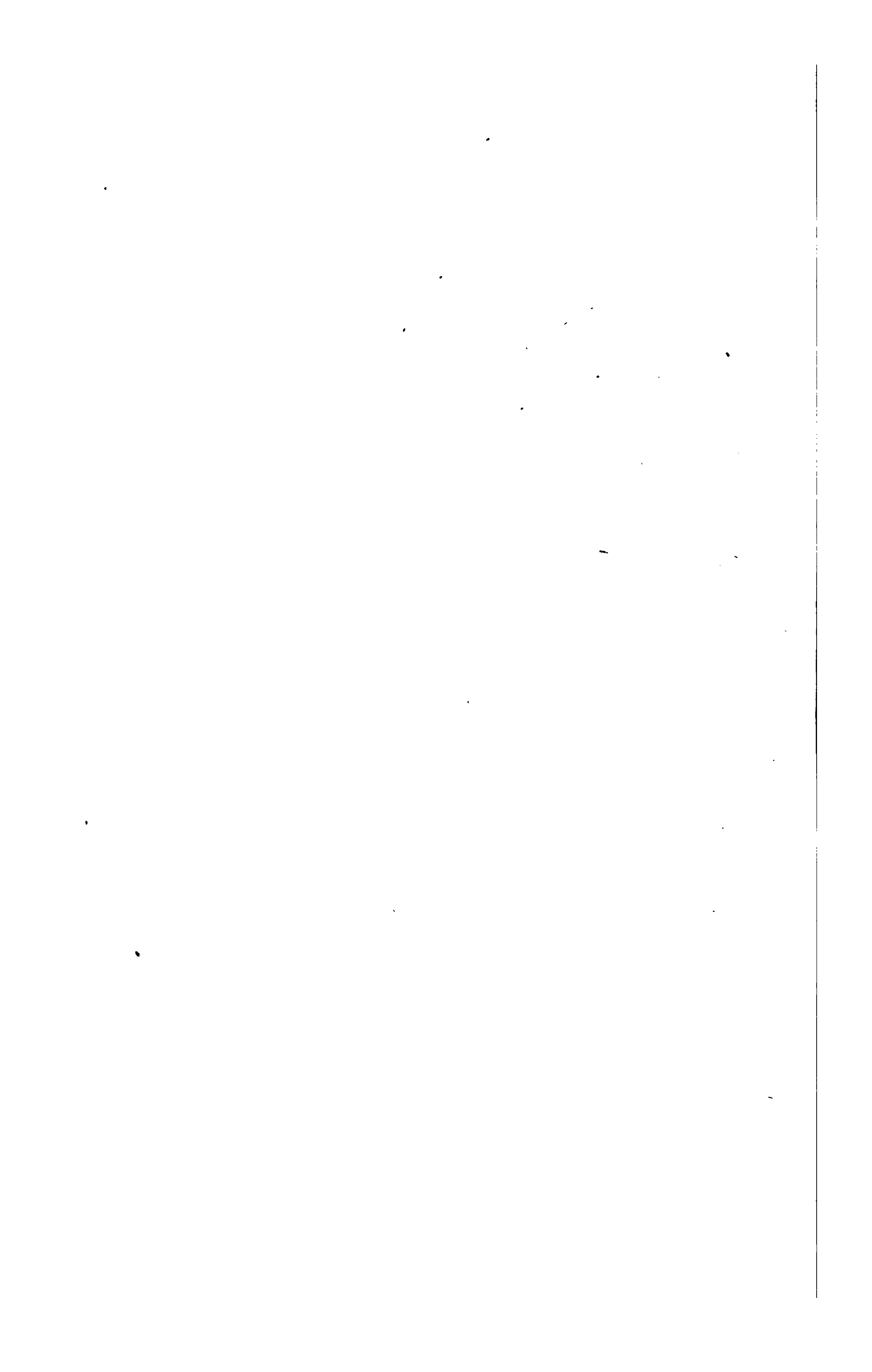




Gregor VII. der Heilige.

Ein Lebensbild

zur

Erinnerung an das achthundertjährige Jubiläum
des Heimganges dieses großen Papstes

gezeichnet

von

Dr. Ceslaus Maria Schneider.



Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1886.

Gregor VII. der Heilige.

Ein Lebensbild

zur

Erinnerung an das achthundertjährige Jubiläum
des Heimganges dieses großen Papstes

gezeichnet

von

Dr. Ceslaus Maria Schneider.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1886.

An den Leser.

„Wenn ich nicht Napoleon wäre, wollte ich wohl Gregor VII. sein;“ soll Napoleon I. auf St. Helena ausgerufen haben.

Der stolze Eroberer! Was ist von den Werken Napoleons I. noch übrig? Ein schon vielfach durchlöchertes Gesetzbuch, welches, soweit es von ihm stammt, die staatliche Verwaltung entchristlicht, die Ausbeutung der einen Klasse der menschlichen Gesellschaft durch die andere legitimiert, mit einem Worte das Recht der Revolution sanktioniert hat, trägt seinen Namen. Und das Werk Gregors VII.? Was noch heutzutage nach acht Jahrhunderten an moralischer Ordnung im Staatsleben vorhanden ist, das Alles ist die Schöpfung Gregors VII. Die moralische Ordnung im Staatsleben hängt ab vom Verhältnisse zwischen Staat und Kirche. Gregor VII. hat das feste Fundament für letzteres mit starker Hand gelegt.

Sein Kampf war ein gigantischer; wie vielleicht niemals in der Welt einer durchgefochten worden ist. Zerrüttet waren die Völker des christlichen Europas; christliche Formen verhüllten nur zu oft rein heidnischen

Geist; wilde Herrschsucht durchglühte die Brust der Großen; tierische Leidenschaften lenkten die große Menge.

Die Kirche selbst glich einem Trümmerhaufen; schal war geworden das Salz der Erde; statt die Leidenschaften der anderen zu bezähmen, waren nur allzu viele Prälaten bereit, sich an deren Spitze zu stellen. Und als ob kein Lichtpunkt die dunkle schreckensvolle Nacht erhellen sollte, war das Papsttum selber beinahe zum Knechte gewissenloser Adelsfamilien geworden oder schien vor Schwäche dem Versinken nahe. Der Nerv der Kraft, der so oft von Rom aus die Menschheit umspannt und die Völker gerettet hat, schien gelähmt zu sein; Petrus zu schlafen. Niemals hatte die Kirche eine solche Zeit durchlebt. Von keiner Seite her erschien auch nur ein Schatten von Hoffnung und Trost.

Da leuchtet auf in der trostlosen Welt das Genie der Heiligkeit Gregors VII. Einer jener Geistesriesen nimmt den Kampf gegen Laster und Unglauben auf, die für die Welt zu groß sind, um sie zu bemessen. Einer jener Männer steht auf von der Art der Gregor I., der Leo der Große, der Chrysostomus, der Augustine, die da nicht mit Armeen und Eisen, aber kraft des Friedens Christi zu kämpfen verstehen. — Die Kirche Gottes erhebt sich wieder in reinem hehrem Glanze; und die Welt seufzt auf und schüttelt ab die Ketten elendester Knechtschaft und feiger Tyrannei. Der höllische Drache, der sich seiner Beute so sicher glaubte, brüllt auf in ohnmächtigem Schmerz wie der Löwe der Wüste, dem man sein Junges geraubt. Noch einmal spannt er alle Leidenschaften zur höchsten Kraftentfaltung an; ein wilder wütender Kampf beginnt. Aber seine Stunde hat geschlagen. „Der Friede, der alles Verständnis der Sinne überragt, nimmt gefangen die Herzen und die Geister;“ und die Stadt Gottes erglänzt von neuem im Diamantenschmucke der christlichen Tugenden.

Gregor griff das Übel an der Wurzel an; den

Giftzahn brach er dem Drachen aus. „Das alles will ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest,“ hatte der Versucher zum Heilande gesagt. Zeitliche Güter, die Herrschaft der Erde wollte Satan geben für Güter des Geistes. „Wie viel wollt ihr haben;“ hatte Simon Magus, der Erzketzer, die Apostel gefragt, damit er ihre geistige Gnaden erkaufe. Hier liegt der Grundsitz aller Ketzerei; hier ist die reichlich sprudelnde Quelle aller Übel in Kirche und Staat. Es ist die praktische Leugnung der Gottheit Christi.

Ist Christus wahrhaft Gott; — so gehören Ihm seine Diener, so besitzt Er ein wahrhaftes Reich auf Erden, wo Er zu gebieten hat, so ist es endgültig seine Sache, die Prediger seines Wortes zu senden, ihnen Vollmacht für die Verwaltung ihres Amtes zu geben und ihre Dienste zu belohnen. Er selber hat gesprochen: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch;“ und zu Petrus sagte Er: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“

Er allein hat den Aposteln die Vollmacht gegeben, das Sakrament seines wahren Leibes zu verwalten: „So oft ihr dies thun werdet, thut es zu meinem Gedächtnisse.“ — Er allein gab ihnen die Vollgewalt über seinen mystischen Leib: „Empfanget den heiligen Geist; wem ihr die Sünden nachlasset, dem sind sie nachgelassen; wem ihr sie vorbehaltet, dem sind sie vorbehalten.“

Christus allein will der „übergroße Lohn“ seiner Diener sein. „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es;“ sagt Er selber zu den Aposteln. Nur seines Lebens Notdurft soll seinem Stande angemessen gemäß dem Apostel der Priester Christi von den Gläubigen fordern können, deren ewigem Heile er dient. „Wer dem Altare dient, soll vom Altare leben.“ Und wie hat nicht die Liebe Christi stets die Herzen der Gläubigen entzündet; daß sie zu allen Zeiten dem Priester, der um Christi willen ihnen dient, nicht nur

das in Liebe darbrachten, was seines Lebens Notdurft erfordert, sondern auch zahlreiche Gaben, damit der Diener der Liebe Christi auch die armen Glieder am Leibe des Herrn, als ob sie Christus selber wären, pflegen könnte. Unter der Leitung der Apostel und ihrer Nachfolger entstanden in der Kirche und entstehen noch heute jene Liebesanstalten, die für jegliches Elend zu sorgen wissen und deren Eifer sich selbst über das Grab hinaus auf die leidenden Seelen im Fegfeuer so lange erstreckt, bis die kalte Hand nackter Gewalt sie berührt.

Wer den Diener belohnt und anstellt, der hat auch das Recht, ihm insoweit seine Obliegenheiten vorzuschreiben. Der Geistliche, welcher in seinen geistlichen Obliegenheiten sich vom Staate endgültig angestellt und bezahlt wähnt, der wird jene Lehre verkünden, welche der Staat vorschreibt; er wird nach der Richtschnur, welche der Staat bestimmt, die Sakramente verwalten; er wird nicht in Christus seinen Lohn sehen und nicht in der Liebe der Gläubigen die Hilfsquelle für Minderung des Elends der Glieder Christi, sondern immer wieder im Staate.

Er wird aber das Verderben auch der staatlichen Ordnung sein. Anstatt den Leidenschaften, welche die Gesellschaft aufwühlen von wo auch immer sie kommen mit Mut und Entschiedenheit, ja nötigenfalls mit Dahingabe von Gut und Blut entgegenzutreten, wird er den Leidenschaften der staatlichen Oberen folgen und deren böse Früchte miteinernten helfen. „Wind wird er säen und Sturm wird er ernten.“

Oder steht nicht die Geschichte vor uns als unvernichtbarer Zeuge dieser Wahrheit? Ludwig XIV. that alles, um einen staatlichen Klerus sich heranzuziehen und fürchtete dieserhalb sogar nicht einen Bruch mit Rom oder als Mittel alle mögliche List und Täuschung. Was hat der Monarch zuwege gebracht? Die Zerrüttung seines Volkes, die furchtbare französische Revolution, den Sturz aller staatlichen Ordnung. Den

Stab hat er sich selbst gebrochen, der die wilden Meeresfluten hätte teilen können: einen unabhängigen, nur von der Liebe Christi geleiteten Klerus. Noch bis heute zerreißen die Folgen des Staatsklerus den Körper des sonst so mächtigen Volkes. Ähnliche Beispiele liegen in Fülle vor. Das „Was willst Du haben"? des Simon Magus ist die Quelle aller Häresieen und jeglichen kirchlichen Verderbens; es ist ebenso die Quelle staatlicher Zerrüttung.

Gregor VII. stand dem eigentlichen Grundpfeiler des ruchlosen Staates der Sünde und der Unordnung gegenüber. Sein Verdienst ist es, diesen Grundpfeiler mit klarem Blicke erkannt und während eines halben Jahrhunderts als Mönch, als erster Minister, als Papst, mit nie gesehener Ausdauer, glänzendem Talente und niederschmetternder Kraft an der Zerstörung desselben gearbeitet zu haben. Er hat der kirchlichen Ordnung einen unschätzbaren Dienst geleistet; er ist der Vater der christlichen Staatsordnung geworden.

Durch fünf Jahrhunderte stand aufrecht diese Staatsordnung, welche auf dem Fundamente der wahren Freiheit der Kirche errichtet war, in welcher allgemein als anerkannt galt, daß Christus durch die Apostel und deren Nachfolger die geistliche Gewalt in all ihrer Fülle ausübt und nicht der Staat; — durch fünf Jahrhunderte stand sie unversehrt da und Kraft gab sie zu herrlichen Unternehmungen. Als einmal dieses Fundament zu wanken angefangen; als der Protestantismus die Ausübung der kirchlichen Gewalt offen und ohne Schranken dem Staatsoberen gab und der Gallikanismus dasselbe Ziel mit List und Schlauheit, zwar versteckt, aber nach mancher Seite hin desto verderbenbringender verfolgte; — da begann auch der Bau der staatlichen Ordnung in allen Fugen zu wanken und dort immer um so heftiger, wo man der Kirche Christi in treuloserer Weise den Herrscherstab in ihrem eigensten Reiche entwunden, somit aber auch sich selbst der Mög-

lichkeit beraubt hatte, wirksam den Volksleidenschaften in deren eigenstem Bereiche, im menschlichen Herzen nämlich, entgegenzutreten.

Heute sind wir in so manchen Staaten dahin gelangt, daß unter allerhand hohen Namen die nackte Gewalt herrscht.

Die segensreichen Folgen des Riesenkampfes Gregors für die Staatenordnung scheinen nach und nach ganz zu verschwinden. Für die Kirche werden sie nie mehr ihre Geltung verlieren. Im Gegenteil; immer schärfer treten sie hervor von Jahrhundert zu Jahrhundert. Jene Zeiten sind ohne Möglichkeit einer Rückkehr vorbei, wo man Scharen von Bischöfen mit der Frage einfing und fesselte: „Was wollt ihr haben?“ Je schwächer sich vielmehr die Staatenordnung zeigt, die nicht auf die Unabhängigkeit der Kirche gegründet ist und doch christlich heißen will; desto stärker stellt sich dar die geschlossene Einheit in der Kirche selber; desto mehr fliehen die Völker zur Kirche als dem einzigen Horte der Ordnung; desto kräftiger führt die Kirche den Kampf gegen Häresie, Schisma, Apostasie.

Gregor steht hier am Wendepunkte in der Geschichte der Kirche: Eine gewaltige Gestalt, mit der in ihrer ganz eigenartigen Riesenkraft und doch so innigen Sanftmut und Milde kein anderer Papst verglichen werden kann. Man möchte weinen, wenn man den Erguß der tiefen Frömmigkeit dieser heiligen Seele in seinen Briefen liest, wie er flehentlich bittet, man möge doch für ihn beten, daß er in dem wild wogenden Meere der Zeiten sein und der Kirche Heil finde; wie er so rührend die Wohlthaten der öfteren heiligen Kommunion anpreist; wie er frommen Seelen eine Tagesordnung als geistlicher Vater vorschreibt, als ob er nichts anderes zu thun hätte! Und wenn man ihn dann wieder auf der erhabenen Höhe seines Apostolischen Amtes schaut, wie er mit der Autorität der ehrwürdigsten Majestät bekleidet, Verbrecher straft und

möchten sie Königs- oder Kaiserkronen tragen; — dann weiß man sich vor Staunen über solche Herrschergewalt, wo fortwährend die Heiligkeit durchstrahlt, kaum zu fassen; und man ist voll Bewunderung, daß solche Gewalt einem Menschen gegeben worden.

Es ist kein Wunder, wenn ernste Geschichtsforscher vor dieser Gestalt stehen bleiben und, welcher Religion sie auch sein mögen, ihrer inneren Bewegung ungeheuchelten Ausdruck geben.

So sagt Voigt in seiner berühmten Geschichte Gregors VII. und seiner Zeit: „Es ist unmöglich, Gregor VII. über das Maß hinaus zu loben, denn tief hat er die Grundlagen gelegt für unsterblichen Ruhm. Aber es kommt darauf an, daß man Gerechtigkeit widerfahren läßt, wem sie gebührt und auf einen unschuldigen Menschen nicht Steine wirft. Man ehre diesen genialen Geist, der sein Jahrhundert mit so großer Kraft und unerhörter Aufopferung reformierte. Wer da Gewissensbisse fühlen sollte darüber, daß er Gregor verleumdet hat, der möge aufrichtig vor dem eigenen Gewissen seine Verleumdung zurücknehmen." Jäger sieht in Gregor „den Herkules seiner Zeit, der die Ungeheuer fesselte, die Hydra niederschlug und mit dem Glanze seiner Tugenden die christliche Gesellschaft erleuchtete. Nur wer zu ohnmächtig war, um den engen Kreis seiner Vorurteile zu durchbrechen; wer da das elfte Jahrhundert nicht kannte oder Angst hatte vor der Autorität, mit welcher Gregor bekleidet erschien, nur die kleinlichen Geister haben Tadel für ihn".

„Fest wie Heroen," schreibt der Protestant Müller, „klug wie ein Senator des alten Roms, eifernd wie ein Prophet, äußerst streng in seinen Sitten ist Gregor einer jener Päpste, welche mit unübersteigbaren Dämmen den Einbruch des Stromes abwehrten, der die menschliche Gesellschaft zu verschlingen drohte." Gregorovius weiß sich kaum zu fassen im Anblicke der Größe Gregors: „Der moralische Triumph des Mönches ver-

dient die Bewunderung der Welt in höherem Grade und mit mehr Recht, wie die Siege eines Alexander, eines Cäsar, eines Napoleon. Die Päpste schlugen die siegreichen Geistesschlachten des Mittelalters nicht mit Blei oder Eisen, sondern mit ihrem moralischen Einflusse und dies stellt das Mittelalter über die Neuzeit. Mit Gregor verglichen ist Napoleon nur ein Barbar."

Folgendes schrieb ein nichtkatholisches Blatt bei Gelegenheit des diesjährigen Jubiläums: „Es sind gerade achthundert Jahre verflossen, seit eine der großartigsten Erscheinungen des Mittelalters, die gewaltigste Individualität all jener wilden Kämpfe des Geistes und der Waffen, in denen seit Jahrhunderten der Streit zwischen dem Staate und der Kirche, zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft getobt hat, dem Tode erlegen ist. Am 25. Mai 1085 starb in Salerno, ungebrochenen Geistes, doch seiner äußeren Macht fast völlig beraubt, der größtangelegte Mensch, der jemals auf dem Stuhle Sankt Peters gesessen. Seit acht Jahrhunderten ruht die Hülle, welche jenen machtvollen Geist barg, in der prächtigen Matthäuskirche des schönen Salerno, doch dieser Geist selbst bewegt noch heute die Welt . . . Für die Festigkeit des hierarchischen Baues, den der siebente Gregor geschaffen, für die Festigkeit dieses Baues, der im Geistigen an die Quadern-Mauerwerke des alten Rom erinnert, spricht eben die Thatsache, daß selbst kleine Geister, auf seinen, vom Kreuz und dem Marienbilde überragten Zinnen stehend, ihn zugleich gegen den Ansturm moderner Gesinnungen und gegen die . . . Ansprüche eines völlig veränderten Staatslebens zu verteidigen vermögen. Hinter den Mauern jener felsenfesten hierarchischen Institutionen, die auf den Fundamenten Hildebrands ruhen, haben die zähen Verteidiger uralter Prätentionen, die Gregor der allgemeinen Kirche, seiner Geisteserbin, vermacht hat, noch achthundert Jahre nach Canossa selbst einen der kühnsten Stürmer und Belagerer, wenn nicht zum Frieden,

so doch zum Abbruch der Belagerung, zu Verhandlungen, zu Konzessionen gezwungen. Die Kirche ist der weltlichen Macht und allen weltlichen Gestaltungen gegenüber stets im Vorteil. Die Ziele, Ideen und Notwendigkeiten dieser, ihre Auffassungen und ihre Zwecke wechseln und weichen. In den weltlichen Sphären will man Erfolge nicht nur anbahnen, sondern auch erreichen, erleben. Vom Felsen Petri aber sieht man über die kurze Spanne Zeit einer Menschengeneration wie über Wochen, und über ein Jahrhundert wie über ein Jahr hinweg. Ihre Zwecke verändern sich nicht, so häufig sich auch die Mittel modifizieren, mit denen das Ziel angestrebt wird . . . Die Schöpfungen Napoleons, obwohl unserem Jahrhundert angehörig, sind fast spurlos vergangen. Was der ehemalige Mönch von Clugny innerhalb der Kirche selbst geschaffen, steht noch heute, nach achthundert Jahren, als ein felsenfester Bau aufrecht, den nur jene, welche ihn nicht anders als von Weitem kennen, für eine Ruine halten."

Über Napoleon, Cäsar, Alexander haben wir so viele kurzgefaßte Lebensgeschichten. Sonderbarerweise existiert von Gregor VII. noch keine Lebensgeschichte, welche auf die allgemeinen Kreise des christlichen Volkes berechnet wäre. Diese Lücke soll die vorliegende Arbeit auszufüllen suchen. Es ist deshalb keine gelehrte Quellenarbeit. Im Gegenteil ist jede gelehrte Untersuchung und jeder dementsprechende Apparat vermieden. Ich lasse zwar die Quellen selber beinahe beständig sprechen. Jedoch sind diese Quellen angeführt nach den eingehenden gelehrten Arbeiten Gfrörers, Hefeles, Dambergers, Weiß' u. a. Die Anführung der Worte aus den Quellen selber giebt der Darstellung mehr Frische und Glaubwürdigkeit; während der Gebrauch und die Auswahl der Quellen durch die genannten Autoren gerechtfertigt ist. Nur was den Charakter der Heiligkeit betrifft, den ich hier an die Spitze gestellt habe, so beruht das mit Beziehung darauf Gesagte auf meinen selbständigen Studien, die

ich noch auf der Universität zu Breslau unter Professor Junkmann nach dieser Seite hin vor längeren Jahren gemacht habe.

Möchte die Liebe des Verfassers zum heiligen Papste und zur Freiheit der Kirche, die er in so unübertrefflicherweise „mit eherner Stirne" verteidigte, vermittelst dieses Buches auf den Leser übergehen.

Malmedy, am Feste des heiligen Sylvester 1885.

Der Verfasser.

Erster Teil.

Hildebrand, der spätere Gregor VII., erster Minister der Päpste.

Erstes Kapitel.

Der junge Subdiakon.

Nach einem Pontifikate von dreiundzwanzig Tagen war Damasus II. plötzlich gestorben am 8. August 1048. Da der Klerus und die der Kirche treuen Römer bei den Unruhen, die in Rom herrschten, nicht hoffen konnten, zu einer ruhigen Papstwahl zu gelangen, schickten sie eine Gesandtschaft zum Kaiser Heinrich III., der damals in Sachsen sich befand, und baten ihn, er möge einen würdigen Bischof vorschlagen, der den päpstlichen Stuhl besteigen könnte.

Die Aufgabe, die an Heinrich III. herantrat, war über die Maßen schwer. Es galt nicht allein, einen in jeder Beziehung würdigen Mann für den ersten Stuhl der Christenheit zu finden; die Wirren zu Rom selber waren zu groß, die Schicksale der unmittelbar vorhergehenden Päpste zu abschreckend, als daß jemand von ernstem Sinn und mit den not=

wendigen Fähigkeiten ausgestattet sich leicht hätte bereit finden lassen, die schwere Bürde auf sich zu nehmen.

Der Kaiser schrieb deshalb eine Versammlung der Bischöfe und Fürsten des Reiches nach Worms aus, wo die hochwichtige Frage beraten und wenn möglich entschieden werden sollte. Die Versammlung hatte statt im Dezember 1048. Die römischen Gesandten setzten ihren Auftrag auseinander; es waren unter ihnen Bischöfe und Priester, Vertreter des römischen Senats und der römischen Ritter. Sie baten den Kaiser, er möge einen Bischof bezeichnen, der würdig wäre die päpstliche Krone zu tragen. Der Kaiser eröffnete die Beratung und alle Anwesenden ohne Ausnahme bezeichneten als denjenigen, der für das hohe Amt geeignet wäre, den Bischof von Toul, Bruno.

Nur er selber konnte sich nicht zur Annahme der Wahl verstehen. Auf das Drängen der ganzen Versammlung hin, die seine Heiligkeit und seine Fähigkeiten wohl kannte, verlangte der Bischof endlich drei Tage Bedenkzeit und brachte diese drei Tage in Fasten und Gebet zu. „Er blieb," sagt der Geschichtschreiber Guibert, „drei Tage, ohne irgend welche Speise oder auch nur ein Glas Wasser zu sich zu nehmen."

Am Ende der drei Tage endlich erklärte sich Bruno auf das erneute Drängen aller Anwesenden und zumal des Kaisers selber unter Thränen bereit, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen. Er kehrte sodann nach Toul, seiner Bischofsstadt, zurück, feierte dort mit außergewöhnlichem Pompe unter Assistenz von vier Bischöfen Weihnachten und nahm dann den Pilgerstab und das Pilgerkleid, um ohne irgend ein päpstliches Abzeichen die Reise nach Rom anzutreten.

Von allen Seiten kamen die Gläubigen in Menge, um die Züge des als künftigen Vaters der Christenheit Bezeichneten zu betrachten und seinen Segen zu empfangen. Die Pilgerreise Brunos von Toul gestaltete sich zu einem Triumphzuge. Auch der junge, neuerwählte Abt von Clugny, Hugo,

brach auf, um den heiligmäßigen Bischof und bezeichneten Papst zu Besançon zu begrüßen. „Er hatte mit sich genommen," so erzählt Bonizo von Sutri, „den Subdiakon der römischen Kirche, Hildebrand, ohne daß er demselben vorher mitgeteilt hätte, wohin sie sich begäben. „Als Hildebrand auf dem Wege gehört hatte, es handle sich, den Mann zu begrüßen, der den Apostolischen Stuhl besteigen sollte, weigerte er sich entschieden, weiter zu gehen und sprach zum Abte: „Vater! Kehren wir zurück. Das ist kein apostolicus, sondern ein Apostat, der durch Besançon kommt. Er will sich des Papsttums bemächtigen auf den Befehl oder den Wunsch des Kaisers."

Der ehrwürdige Abt antwortete nichts, sondern zog ruhig weiter; Hildebrand war gezwungen zu folgen. Angekommen zu Besançon hatte der Abt von Clugny eine Audienz beim künftigen Papste. Er sprach ihm von der tiefen Weisheit und der hohen Tugend Hildebrands und verfehlte nicht, auch die kurz vorher gethane Äußerung des Subdiakons zu erwähnen. „Daß er zu mir komme," sprach Bruno, nach kurzer Zeit Leo IX.

Hildebrand trat mit dem Abte Hugo ein. Worum handelte es sich in dieser bedeutungsvollen Unterredung, deren Ergebnis war, daß der Subdiakon mit nach Rom ging und dort bald der erste Minister Leos IX. wurde? Ein Biograph Leos IX. läßt es ahnen. Hildebrand warf dem Bischof von Toul vor, er hätte vom Kaiser, also von der weltlichen Gewalt, die Investitur oder Ernennung zum Papste erhalten und wolle nun mit Gewalt den päpstlichen Thron besteigen. Er weigerte sich, Bruno nach Rom zu begleiten und führte als Grund seiner Weigerung an: „Ihr habt keine kanonische Investitur vorzuweisen; Ihr seid nicht vom Klerus und dem Volke zu Rom erwählt; die weltliche Macht allein ist Euere Stütze;" so sprach er zum Bischofe von Toul.

Der letztere konnte den energischen Feuergeist durch-

schlagend beruhigen. Bruno hatte nur unter einer Bedingung die auf ihn gefallene Wahl angenommen: „Weil ihr nun so wollt," so hatte er öffentlich zu Worms gesagt, „werde ich nach Rom gehen. Wenn zu Rom Klerus und Volk in aller Freiheit und ohne irgend welche Beeinflussung von außen her mich zum Papste wählt; erst dann werde ich meine Zustimmung dazu geben, Papst zu sein. Werde ich nicht gewählt, so will ich nur eine Pilgerreise **ad limina** gemacht haben."

Damit stimmte überein, daß der zum Papst Designierte nur als Pilger reiste. Die beiden Heiligen, Leo **IX.** und sein späterer Nachfolger Gregor **VII.**, hatten sich bald verständigt. Die Furcht des Subdiakons war unbegründet gewesen. Er hatte weder den aufrichtig kirchlichen Sinn Heinrichs **III.** gekannt noch die tiefe Frömmigkeit Brunos von Toul. Aber mit welcher Energie er die Hauptaufgabe seines Lebens durchführen würde, das war bereits gleichsam wie prophetisch hervorgetreten. Den etwa dreißigjährigen Subdiakon der römischen Kirche verzehrte bereits der Eifer für die Befreiung der Kirche aus den Banden der weltlichen Gewalt. Das Recht der Kirche auf Freiheit in der Erfüllung ihrer heiligen Mission war im Munde des jungen Subdiakons zu Besançon. Dieses Recht der Kirche wird auf der Zunge des sterbenden Papstes sein: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt; deshalb sterbe ich in der Verbannung."

Doch wer war dieser Hildebrand?

Zweites Kapitel.

Jugendzeit Gregors VII.

Die fürstliche Familie der Aldobrandini zu Rom leitet ihren Stammbaum bis zur Familie Hildebrands, des späteren Papstes, hinauf. Es ist möglich, daß die Familie, aus welcher dieser große Papst stammte, später den Glanz seines Namens benutzt hat, um sich adeln zu lassen. Zur Zeit der Geburt Hildebrands war seine Familie durchaus nicht adelig, sondern sein Vater ist vielmehr ein armer Zimmermann gewesen mit dem Familiennamen Bonizo und seine Heimat das Fleckchen Saona (Soano heute) in Toskana, zehn Meilen von Siena. Das Geburtsjahr läßt sich nicht mit aller Genauigkeit bestimmen; das Jahr 1020 hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Aus der Zeit seiner Kindheit wird ein Begebnis erzählt, das den Charakter einer Art von Prophezeiung annehmen sollte. Er spielte in der Werkstätte seines Vaters gern mit Hobelspänen, indem er dieselben nach der Form von Sprüchen mechanisch zusammensetzte, die er in einem Familienbuche vorfand. Eines Tages glückte es ihm, den vorliegenden Text außergewöhnlich schön nachzuahmen, ohne daß er denselben hätte lesen können. Er lief zu seinen Eltern und zeigte ihnen sein Werk. Und wie hieß der Text, nach welchem er unbewußterweise gearbeitet? Da stand es groß und schön in Holz zu lesen: Dominabitur a mari usque ad mare. Es waren die Worte aus dem einundsiebzigsten Psalm: „Er wird herrschen vom Meere bis zum Meere.“ In der That sollte das Ansehen, welches dereinst dieses Kind genießen, und die Herrschergewalt, die es einmal ausüben würde, bis zu den Grenzen der Erde sich erstrecken.

Die Liebe, welche der kleine Hildebrand den Studien entgegenbrachte, und der Eifer, mit welchem er sich von

Kindesbeinen an in der Tugend übte, bereiteten ihn für seinen Beruf in geeigneter Weise vor. Zu weiterer Ausbildung vertraute ihn der Vater seinem Bruder, einem heiligmäßigen Ordensmanne, an. Als dieser letztere zum Abte des Klosters „Unserer Lieben Frau vom Berge Aventin" zu Rom erhoben worden, war seinem jungen Neffen die beste Gelegenheit geboten, in der mit dem Kloster verbundenen Schule seine Studien fortzusetzen.

Dabei hatte der junge Hildebrand leider auch Gelegenheit, sich durch den Augenschein zu überzeugen, welches ungeheure Verderben der zu große Einfluß der weltlichen Gewalt in die Besetzung der kirchlichen Ämter bis zum Apostolischen Stuhle hinauf zur Folge habe; zumal als er Sekretär des Kardinal-Erzpriesters Gratian vom heiligen Johannes ante portam latinam geworden war, des späteren Papstes Gregors VI. Die mächtigen Grafen von Tuskulum betrachteten den Apostolischen Stuhl als eine Familienpfründe und erzwangen die Besetzung desselben mit einem der Ihrigen. Vollständige, allseitige Anarchie war die Folge.

Ein Augenzeuge, Petrus Damiani, beschreibt die Folgen der Knechtung des Apostolischen Stuhles in folgendem Briefe an Gregor VI., an jenen nämlichen Gratian also, dessen Sekretär Hildebrand war.

„Euere Heiligkeit möge wissen, daß zur Strafe für unsere Sünden sich in unserer Gegend kein einziger Kleriker mehr findet, der da würdig wäre, die bischöfliche Würde zu erhalten. Alle suchen ihren Vorteil und nicht die Ehre Christi. Verzehrt von Ehrgeiz und Habsucht kaufen sie das Priestertum und kümmern sich nicht im geringsten um die Verpflichtungen, die es auflegt. Sie trachten danach, zu befehlen und viele Untergebene zu haben; nicht aber ist es ihre Sorge, nützlich zu sein. Bei diesem Mangel an würdigen Priestern und in Anbetracht unserer beklagenswerten Lage könnte allerdings der Erzpriester, von dem Euere Heiligkeit spricht, zum Bischofe ernannt werden. Er hat nur

zwei Fehler: eine unersättliche Habsucht und eine ungemessene Gier, Bischof zu werden. Doch aber ist derselbe im Vergleiche mit den anderen Priestern der Diöcese noch der mindest schlechte. Wenn somit Euere Heiligkeit damit zufrieden ist, könnte man ihn zum Bischofe weihen, nachdem er Buße gethan für seinen allen bekannten Ehrgeiz und für seine Habsucht."

Wenn nun schon ein Kleriker für verhältnismäßig würdig erachtet wurde, der nur die Laster der Habsucht und des Ehrgeizes allbekannterweise besaß; wie muß es da unter dem Klerus ausgesehen haben? Durch das, was der Bericht des heiligen Petrus Damiani verschweigt, wird derselbe jedenfalls eine bei weitem schärfere Anklage gegen diejenigen, welche die Kirche knechteten und selbst den Apostolischen Stuhl in unwürdige Bande schmiedeten, wie durch das, was er offen sagt.

Bis zu welchem Grade aber die Anarchie nicht nur den Klerus, sondern auch alle anderen Kreise verdorben hatte, das erzählt der genannte Papst selber: „Was Schrecklicheres kann es geben," sagte Gregor VI. in einer Ansprache an die Kardinäle, „als zu sehen, wie Christen ihre Glaubensbrüder morden im Mittelpunkte selber der Christenheit! Welches Sakrileg kann größer sein als das von Meuchelmördern, welche bis an die Stufen der Altäre kommen, um sich der Gaben zu bemächtigen, welche die Nächstenliebe da niedergelegt hat! Das Haus Gottes ist ein Haus des Gebetes und nicht eine Mörder- und Räubergrube. Gestern habe ich einem armen Pilger das Reisegeld gegeben, damit er in sein fernes Vaterland zurückkehren könne und bin die unschuldige Ursache seines Todes geworden. Kaum außerhalb der Thore der Stadt angelangt, hielten ihn Meuchelmörder an, töteten ihn und raubten das Geld."

„Wir wollen euch darüber nicht im ungewissen lassen," schreibt er in einer Encyklika an alle Christgläubigen, „Unsere gemeinsame Mutter, die heilige römische Kirche, die Königin

und Lehrerin aller anderen, deren heller Glanz den Erdkreis einst mit dem Lichte des Glaubens erleuchtete, deren Liebe sich bis an die Grenzen der Erde erstreckte, um alles Elend zu lindern, ist heute zur Strafe unserer Sünden dermaßen gesunken, daß die Religion da nicht mehr blüht und daß der Reichtum, über den sie einst zum Besten aller verfügte, zum größten Teile verschwunden ist. So manche Kaiser und Könige und Fürsten geringeren Ranges haben, folgsam einer ungeheuerlichen Begierlichkeit, sich nicht geschämt, die heilige Kirche, ihre Mutter, zu berauben; sie haben sich ihrer Besitztümer bemächtigt und behalten sie in sakrilegischer Benützung zu ihrem eigenen Vorteil. Von da her kommen die Verwüstungen, die Armut, die Beraubungen, durch welche die römische Kirche ihre Eingeweide gleichsam wie zerfleischt sieht. Die Basilika des heiligen Petrus, sowie die des heiligen Paulus, die da beide durch die frommen Pilger so oft besucht werden, fallen in Trümmer! O weh; daß dieser Schmerz unserer unglückseligen Zeit vorbehalten war!"

Wie viele Nächte wird inmitten solchen Elendes der fromme und gelehrte junge Kleriker Hildebrand mit Weinen und Seufzen zugebracht haben! Wie tief wird sich ihm jeden Tag die Überzeugung ins Herz geprägt haben, welch verderbliche Folgen die Unterdrückung der Kirche durch die weltliche Macht nach sich zieht! Wie oft wird er da gefleht haben zu Gott, Er möge doch jemanden erwecken, der mit starker Hand die Fesseln der Kirche zerreiße! „Stehe auf, o Gott; und zerstreut sollen werden alle Deine Feinde;" so wird er aus der Tiefe seines feurigen Herzens mit dem Psalmisten gebetet haben. „O Gott! Heiden sind in Dein Erbe eingedrungen; besudelt haben sie Deinen heiligen Tempel; Jerusalem, die Kirche Gottes, haben sie zum Hüter von Äpfeln, zur Erwerbsquelle elender, zeitlicher Güter erniedrigt. Das Sterbliche an Deinen Knechten haben sie zum Fraße den Vögeln des Himmels vorgeworfen: die Leiber Deiner Heiligen den Tieren des Feldes. Wie Wasser haben

sie Blut dahingegossen im Umkreise Jerusalems; und keiner war, der da begrub. Zur Schande sind wir geworden unseren Nachbarn; Spott und Gelächter denen, die uns umgeben."

Wie oft wird Hildebrand diese Worte des königlichen Sängers wiederholt haben, die so ganz der Verwüstung entsprachen, welche er täglich sehen mußte. Ein feiler Klerus, ein rohes Volk, räuberische Gewalthaber auf allen Seiten; Greuel und Trümmer mitten im Heiligtum: das waren die überwältigend traurigen Folgen der Knechtung, unter welcher der Apostolische Stuhl und mit ihm die ganze Kirche seufzte.

Der junge, inzwischen zum Subdiakon geweihte Kleriker setzte alle Hoffnung auf seinen Gönner, der im Jahre 1046 unter dem Namen Gregor VI. Papst geworden und der von Eifer für das wahre Wohl der Kirche Gottes erfüllt war. Auch diese Hoffnung sollte ihn täuschen.

Gregor VI. wurde noch in demselben Jahre veranlaßt, abzudanken. Dreizehn Jahre hindurch war vor ihm eine freie kanonische Papstwahl durch den Grafen Alberich von Tuskulum gehindert worden. Dieser Gewalthaber, der in Rom unbeschränkt herrschte, hatte seinen etwa zwölfjährigen Sohn unter dem Namen Benediktus IX. zum Papst wählen lassen oder vielmehr in ihm ein Papstphantom aufgestellt. Natürlich war da von kirchlicher Ordnung keine Rede. Gratian, damals Erzpriester von St. Johann ante portam latinam, beschloß, was in seinen Kräften stehe zu thun, um der Demütigung des Apostolischen Stuhles ein Ende zu machen. Er opferte sein ganzes großes persönliches Vermögen, und bot es der Kreatur des Grafen Alberich, Benedikt IX., der damals einundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt war, an, wenn er abdanken und somit den Römern eine freie Papstwahl ermöglichen wollte. Benedikt IX. nahm die Summe und dankte ab. Dem Klerus und dem Volke wurde freigestellt, zu wählen, wen sie wollten.

Es ward nun Gratian gewählt, der die Wahl annahm und sich Gregor VI. nannte.

Die Machthaber in Rom hatten geglaubt, sie würden unter dem alten Manne in ihrer gewohnten Weise fortfahren können, das Kirchengut zu rauben und zu plündern; sie hatten deshalb der Wahl kein Hindernis bereitet. Wie sie aber sahen, daß Gregor VI. mit hohem Ernst die Gewalt des Papsttums in ihrer vollen Freiheit wiederherstellen wollte; wie sie sahen, daß er Miene machte, Truppen zu sammeln und der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen; da streuten sie überall aus, der Papst Gregor habe sein Amt durch Simonie erlangt, er habe es von Benedikt IX. um eine hohe Summe gekauft, er sei deshalb gar nicht Papst, sondern dies sei noch immer Benedikt IX., der Bube Alberichs.

Als nun zur selben Zeit Kaiser Heinrich III. nach Italien kam, wurde nach dem Wunsche aller ein Konzil zu Sutri gehalten, um die Sache zur Entscheidung zu bringen. Gregor VI. präsidierte zwar, sowie er auch das Konzil berufen hatte. Aber, um alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, erklärte er, nachdem Benedikt IX. und ein anderer Prätendent abgesetzt worden, daß er, weil er sich in dem Anerbieten einer Summe Geldes an Benedikt IX., obwohl in guter Meinung und in gutem Glauben, einer Unklugheit schuldig gemacht habe, die als Simonie gedeutet werden könnte, hier vor dem Kaiser und den Vätern des Konzils freiwillig das übernommene Amt niederlege.

Darauf wurde Klemens II. gewählt. Die Gewalthaber Roms waren damit zufrieden. Denn ihren Benedikt IX. konnten sie doch nicht halten. Eines Papstes aber, der nur im Kaiser seine Stütze sehen mußte, meinten sie eher Meister werden zu können, als eines Papstes, der Ansehen und Liebe genoß im römischen Volke und Klerus. Denn der Kaiser zog wieder fort und dann hatten sie den Papst in den Händen; abgesehen davon, daß es Mittel gab, denselben ohne Aufsehen zu beseitigen, sobald er ihnen unbequem werden wollte.

Klemens II., vorher Suitger von Bamberg, zog in

Rom ein. Gregor VI. aber verließ seine undankbare Heimat und ging nach dem Kloster Clugny. Sein treuer Sekretär, der Subdiakon Hildebrand, begleitete ihn. Der letztere blieb nicht lange in der Zurückgezogenheit, die er sich erwählt. Klemens II. regierte nur einige Monate. Sein Nachfolger Damasus II., vorher Bischof Poppo von Brixen, war nur dreiundzwanzig Tage Papst. Bruno von Toul aber fand in Hildebrand den Mann, den er brauchte. Die Begegnung in Besançon war providentiell. Leo IX. trennte sich nicht mehr von Hildebrand.

Drittes Kapitel.

Wahl Leos IX. zu Rom von seiten des Klerus und des Volkes.

Wenn auf die Vorgeschichte des Pontifikats Gregors VII. hier tiefer eingegangen wird als es anscheinend für eine Lebensbeschreibung dieses Papstes notwendig ist, so liegt der Grund davon in der irrtümlichen Annahme, als ob die Maßregeln, welche Gregor VII. im Verlaufe seiner Regierung traf, gleichsam vom Himmel geschneit seien und deshalb so große Bewegung verursacht hätten.

Es kann, wenn die Größe der Verdienste Gregors um die Kirche und um die Welt einigermaßen gewürdigt werden soll, nicht genug hervorgehoben werden, welch furchtbaren Gegner er zu bekämpfen hatte, und wie tiefgewurzelt die Herrschaft war, welche dieser Gegner über die Herzen der Menschen, dank dem unberechtigten Einflusse der weltlichen Gewalthaber in die Besetzung der kirchlichen Ämter, sich angemaßt hatte. Während der Dauer von fünf Pontifikaten, das will heißen, durch beinahe dreißig Jahre hindurch war bereits unausgesetzt und mit

aller Energie, deren gottbegeisterte Päpste fähig sind, gekämpft worden; und als nun Gregor VII. den Thron des heiligen Petrus bestieg — da war es, als ob noch nichts geschehen sei. Wie von neuem und mit verzehrender Heftigkeit entbrannte der Kampf.

Es galt eines von beiden: Sollte Fleisch und Blut die Welt beherrschen oder der Geist Christi? Wir werden sehen, daß der maßgebende und endgültig entscheidende Einfluß der weltlichen Gewalt in die Leitung rein kirchlicher Angelegenheiten von den Päpsten stets als eigentlichste Häresie gebrandmarkt wird. Die Simonie oder die gänzlich unabhängige Besetzung der kirchlichen Ämter durch die weltliche Gewalt — denn das ist im wahren Sinne des Wortes Simonie und nicht allein der materielle Kauf dieser Ämter — ist in der That eine Häresie, und nicht bloß dies, sondern die Grundhäresie, die Häresie des Urvaters aller Häretiker. Denn wer die weltliche Gewalt zur Quelle der kirchlichen macht, der leugnet damit thatsächlich die unabhängige Gewalt Christi; er leugnet die Gottheit des Erlösers, die alles Irdische überragende Macht der Gnade des Herrn. Der Gottmensch allein kann sagen: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es." Er allein kann Verpflichtungen auflegen, denen keine zeitliche Lohnung entspricht; denn Gott allein gegenüber kann niemand etwas fordern. Die weltliche Gewalt muß die Dienste bezahlen, die sie dem einzelnen im Interesse der Gesamtheit auflegt. Sie kann deshalb gar nicht Ämter schaffen oder deren Besetzung in Anspruch nehmen, deren Pflichten der Inhaber genügen muß, auch wenn anstatt zeitlichen Lohnes Verarmung, Verbannung, der Tod selber droht.

Das ist der Angelpunkt der Frage, welchen der junge Subdiakon, der mit Bruno von Toul nach Rom ging, mit der ganzen Tiefe seines Genies und mit dem ganzen Ungestüm seiner Heiligkeit — denn beides mußte in diesem Falle vereint sein — bis in die letzten Konsequenzen hinein durch-

schaut hatte und für dessen rücksichtslose Geltendmachung er bereit war, gegen eine Welt von Bosheit in die Schranken zu treten und Gut und Blut dahinzugeben.

Bruno von Toul setzte von Besançon aus mit Hildebrand seine Pilgerreise nach Rom zu den Gräbern der Apostel fort. „In beständiger Sammlung und in fortwährendem Gebete," erzählt der Biograph Brunos, Guibertus, „setzte der Bischof von Toul seine Reise fort, mehr beschäftigt in seinen Gedanken mit dem Heile der Seelen als mit seiner eigenen Person. In Aosta betrat er den italienischen Boden. Er ging in die dortige Kirche; und als er die Beängstigungen seiner Seele in eifrigem Gebete Gott vortrug, hörte er Engelstimmen, die da mit süßer Harmonie die Worte des Propheten Jeremias sangen: Siehe da; der Herr sagt: Meine Gedanken sind Gedanken des Friedens und nicht der Trübsal; ihr werdet mich anrufen und ich werde erhören euere Gebete; ich werde ein Ende setzen der Knechtschaft meines Volkes. Gestärkt durch diese Worte erhob sich der Bischof und setzte seine Reise fort. Bald darauf nahte sich ihm aus der umgebenden Menge heraus eine Frau und sprach: Herr; höret dies von seiten unseres Herrn Jesu Christi. Wenn Ihr die Basilika des heiligen Petrus zu Rom betreten werdet, so saget das Wort des Evangeliums: „Friede diesem Hause und allen, die da wohnen." Bruno hörte in aller Bescheidenheit diese Mitteilung aus dem Munde einer Frau an und entsprach ihr, als er St. Peter betrat."

Es war kein irdisches Werk, das Bruno im Vereine mit Hildebrand übernahm. Gott wollte seinen Diener deshalb auch in übernatürlicher Weise stärken und in seinem Vorhaben durch Wunder befestigen. Wir werden uns im Verlaufe dieser Lebensbeschreibung noch öfter mit solchen Bestätigungen zu beschäftigen haben, die durch die Berichte der Zeitgenossen allseitig überliefert worden und sogar, wenn auch entstellt, durch die Feinde einer durchgreifenden Reform.

Es gehört ein solches übernatürliches Eingreifen ebensogut in eine getreue geschichtliche Darstellung, wie jeder der übrigen Faktoren. Die Kirche ist eine übernatürliche Anstalt. Es ist demnach gar nicht erstaunlich, sondern vielmehr ihrer Natur angemessen, wenn Gott die Sendung seiner Diener durch übernatürliche Zeugnisse bestätigt. Er hat dies zu allen Zeiten gethan. Die Geschichte der Kirche braucht sich dessen nicht zu schämen.

Endlich, am 11. Februar 1048, langten die beiden erlauchten Pilger in der Metropole der Christenheit an. Die ganze Bevölkerung war unter dem Absingen von Jubelhymnen ihrem künftigen Hirten entgegengezogen. Er aber, der demütige Diener Gottes, ging mit nackten Füßen, Thränen in den Augen, in unerschütterlicher Sammlung, den Pilgerstab in der Hand, die Pilgertasche auf der Schulter unmittelbar nach St. Peter und betete inbrünstig am Grabe des Apostelfürsten.

Am folgenden Tage versammelte sich in der Basilika Klerus und Volk. Bruno erhob sich und nahm das Wort: „Meine Brüder und sehr teuren Freunde!“ so waren seine Worte, „ich kenne wohl den Auftrag, den ihr euerer Gesandtschaft an den Kaiser gegeben habt. Ebenso kenne ich ganz gut die Absichten dieses frommen Fürsten. Aber nicht aus diesem Grunde bin ich hierher gekommen. Ich habe die Reise unternommen, wie dies schon früher der Fall gewesen ist, um am glorreichen Grabe des Apostelfürsten zu beten. Als Pilger bin ich hier. Euch gebührt es, teure Brüder, für die würdige Besetzung des Apostolischen Stuhles zu sorgen. Zu lange ist derselbe unbesetzt geblieben. Im Gefühle der Bruderliebe ermahne ich euch nun: Wählet in gewohnter kanonischer Weise aus Liebe zur Kirche einen Hirten, der da würdig sei, der Bischof euerer Seelen zu werden.“

Da antworteten wie mit Einer Stimme die gegenwärtigen Bischöfe, die Kardinäle, der ganze Klerus und das

Volk: „Ihr allein und kein anderer; Ihr allein sollt unser Bischof und der souveräne Hirte der ganzen Kirche Gottes sein; so wollen wir und so ist unsere Wahl." Diese Worte wurden mehrmals durch die Anwesenden wiederholt. Als Stillschweigen hergestellt war, bestieg der Erzdiakon der römischen Kirche die Kanzel und verkündete das Ergebnis der Wahl mit den Worten: „Der heilige Petrus hat zu seinem Nachfolger erkoren den ehrwürdigen Herrn: „Bruno, Bischof von Toul". Tausend Stimmen wiederholten diese Worte mit unbeschreiblichem Enthusiasmus. Im Triumphe wurde der demütige Bischof auf dem Stuhle Petri inthronisiert.

So erzählt das Tabularium Vaticani codicis (S. Angeli) bei Watterich (Tom. I. p. 102.) und der schon genannte Bonizo den Hergang bei der Wahl Brunos. Bruno nahm als Papst den Namen Leo an.

Wir dürfen wohl voraussetzen, daß an dieser scharfen Accentuierung der vollen Wahlfreiheit von seiten Leos IX. Hildebrand einen hervorragenden Anteil hatte. Im Katalog der Päpste heißt es ausdrücklich: „Leo IX. war von deutschem Ursprunge; er regierte fünf Jahre, zwei Monate und sechs Tage . . . Während seiner Reise und seit seiner Ankunft in Rom that er nichts ohne den Rat Hildebrands."

Man muß freilich dabei nicht denken, daß Leo und seine Nachfolger bloße Marionetten gewesen wären in der Hand Hildebrands; dem widersprechen alle Dokumente. Aber der Apostolische Stuhl hat sich immer nach dem Worte der Schrift gerichtet: „Wo Rat gesucht wird, da ist Heil." Daß Leo IX im Grunde dieselbe Anschauung hatte über die Freiheit der Papstwahl wie Hildebrand, war ja bereits in Worms und Besançon, also noch bevor er den jungen Subdiakon kannte, hervorgetreten. Aber dies schließt nicht aus, daß die bestimmte Form, in welcher Leo die volle Freiheit der Wahl scharf accentuierte, auf den Rat Hildebrands hin gewählt worden ist.

Seinerseits mag dann Leo IX., der ja den Kaiser intim seit langer Zeit kannte, dem energischen und für die Freiheit der römischen Kirche begeisterten Subdiakon versichert haben, wie der Kaiser sich durch die scharfe Form gar nicht verletzt fühlen werde, selbst wenn bei der Wahl, wie auch immer sie ausfalle, er, der Kaiser, gar nicht genannt würde. In der That hat Heinrich III. sich immer nur als Beschützer der kirchlichen Freiheit, als **patronus ecclesiae** gefühlt, nicht aber als Herr und Gebieter der Kirche. Bereits in dem Konzil von Sutri hatte er dies gezeigt; und er zeigte es jedesmal bei der Besetzung kirchlicher Würden. Nur deshalb hatte er sich von den Römern versprechen lassen, sie würden ohne ihn keinen Papst wählen, damit er Gelegenheit erhielte, dem Treiben jener bereits erwähnten römischen Gewalthaber ein Ende zu machen und sicher zu sein, daß ohne irgend welchen zwingenden Einfluß, aus völlig freier kanonischer Wahl der Bischof Roms, der Hirte des Erdkreises, hervorginge. Heinrich III. hatte nicht den Charakter Heinrichs IV. Er hat seine große Macht immer zum Besten der Kirche gebraucht, nicht zu eigener Bereicherung.

So ergänzten sich diese beiden von Liebe zur Kirche durchglühten Heiligen, der Papst und sein erster Ratgeber, gegenseitig; und wurden unterstützt durch den deutschen Kaiser.

Folgen wir nun den Maßnahmen Leo IX. zur Herstellung der kirchlichen Disciplin. Wir folgen damit zugleich den Spuren des Genies Hildebrands.

Viertes Kapitel.

Die Lage der Christenheit zur Zeit der Thronbesteigung Leos IX.

Leo IX. ließ in das päpstliche Siegel die Worte des Psalmisten eingraben: **Misericordia Domini plena est terra,** d. i. „der Barmherzigkeit Gottes ist voll die Erde." Er hatte ja die Worte der Engel gehört, daß der Herr die Gebete erhören und sein Volk befreien wolle; und war deshalb der festen Zuversicht, daß der Herr mit dem Elende, unter welchem die Kirche seufzte, ein Ende machen werde. Und dieses Elend war bis ins Ungeheuere gewachsen; es war über alle Maßen groß.

Das byzantinische Reich stürzte immer tiefer in den Abgrund der schmählichsten Korruption. Zwei sittenlose Weiber, Theodora und Zoë, hielten das Scepter Konstantins des Großen. Sie teilten ihre Macht und ihre sinnlose Schmach mit Abenteurern wie Michael dem Paphlagonier und einem anderen Michael, der früher am Hafen von Konstantinopel Kalfaterer gewesen war. Zu diesem Schiffbruche der Sitten kam, daß ein völlig unwürdiger Mann, Michael Cärularius, den Patriarchenstuhl inne hatte. Kein neuer Chrysostomus stellte sich wie eine Mauer von Erz den Unordnungen des Hofes entgegen. Wohl aber verwandte Cärularius wie ein anderer Photius seine ganze Energie zur Begünstigung der Häresie und zur Losreißung der griechischen Kirche vom Primate Roms.

Der Klerus Italiens hatte nicht mehr inneren Wert wie der des Orients. Der heilige Petrus Damiani verfaßte über die traurige Verblendung dieses Klerus ein ganzes Buch, dessen Titel allein alles besagt: „Das Buch von Gomorrha" liber Gomorrhaeus. Der heilige Leo IX. schrieb darüber an den Verfasser: „Teurer Sohn! Dein Arm hat

die Waffen ergriffen gegen die Barbarei des Fleisches. In diesem Kampfe gegen das nichtswürdigste aller Laster schlägt Dein heiliges Wort drein wie das zweischneidige Schwert der Rache und beobachtet doch dabei immer die Zurückhaltung heiliger Scham. Eine Freude, die jedes Ausdrucks spottet, empfinde ich bei dem Gedanken, daß Du nicht nur das Laster niederstreckst durch Dein Wort, sondern auch den Weg der Tugend lehrst durch Dein Beispiel. Nähre nur ja keinen Zweifel daran, daß uns der Sieg gehört. Der Sohn der Jungfrau Maria wird als eben so viele herrliche Blüten zu Deiner Krone hinzufügen alle jene Seelen, die Du den Fallstricken Satans entrissen hast."

„Die ganze Welt," so malt Bruno von Segni in der Lebensgeschichte Leos IX. die damalige Zeit, „schien in die Gewalt Satans gefallen zu sein. Die Frömmigkeit herrschte nicht mehr, die Gerechtigkeit war verschwunden, die Wahrheit lag im Grabe. Es regierte die Bosheit, der Geiz beherrschte alles, Simon Magus hatte Besitz ergriffen von der Kirche. Bischöfe und Priester überließen sich den niedrigsten Lüsten. Sie schämten sich gar nicht, zu heiraten. Öffentlich feierten sie Hochzeit. Vor dem Angesichte der Welt gingen sie die abscheulichsten Verbindungen ein. Sie setzten kontraktmäßig die Mitgift aus an ihre Weiber, trotzdem die kanonischen Gesetze es verbieten, unter demselben Dache zu wohnen mit derartigen Weibern. Zu dieser Schamlosigkeit gesellte sich die der simonistischen Käuflichkeit. Alle Bischöfe hatten entweder ihre kirchlichen Würden gekauft oder doch von bekannten Anhängern der Simonie ihre Weihe empfangen. So war die Kirche; so waren die Bischöfe; so stand es bis vor kurzem mit jenen selbst, die man dem Apostolischen Stuhle als Päpste aufgedrungen hatte. Das Salz der Erde war fade geworden; mit der Würze der göttlichen Weisheit schien es vorbei zu sein. Ein neues Sodom und ein anderes Gomorrha war fertig ohne den Samen der Wiedergeburt, den der Herr Gott Sabaoth hat keimen lassen inmitten der Trostlosigkeiten dieser Erde."

Wir werden dem Beispiele der Heiligen jener Zeit folgen. Wir werden nichts verschweigen von der Schmach, die auf der Kirche damals lastete. Der Leser möge verzeihen, wenn das Tableau, dem sein Auge begegnen wird, von Häßlichkeit strotzt. Die schlimmen Zeiten der Kirche zu beschreiben heißt nicht der Kirche unrecht thun oder ihre ehemalige Schande aufdecken. Das heißt vielmehr, zum ewigen Ruhme unserer heiligen Kirche, ebenso viel als unwiderleglich darthun, wie sie nur dann ihre heilbringende, segensreiche Gewalt entfalten kann, wenn sie in aller Freiheit unter ihrem obersten Haupte zu walten vermag. Das Elend der Kirche und ihre scheinbare Ohnmacht kam niemals von der freien Wirksamkeit und dem ungehinderten Einflusse der kirchlichen Regeln und Satzungen. Es kam vielmehr immer von der Gewalt, die man ihr anthat und mit der man die freie Äußerung ihrer Principien unterdrückte; mochte diese Gewalt herrühren von welcher Seite auch immer.

Es ist unsere Aufgabe darzulegen, welcher ungeheuren sittlichen Kraft es bedurfte, um der Kirche im elften Jahrhunderte die volle Freiheit wieder zu erarbeiten. Wenn wir versucht sind, heute solche Zustände für unmöglich zu halten, so ist die schließliche Besserung in erster Linie nichts anderem geschuldet als der unbeugsamen Kraft und der auf Gott vertrauenden Heiligkeit Hildebrands. Mit dem Augenblicke, daß dieser Mann eingreift in die Geschicke der Kirche Gottes, geht es wie ein belebender Hauch durch die Welt. Alle Diener Gottes sammeln sich um ihn; alle Bosheit richtet ihre Wut gegen ihn; alle Bemühungen und Sorgen der rasch aufeinanderfolgenden Pontifikate einigen sich in ihm; sie werden gegen die gesamte Gewalt der Könige und Kaiser eine einige Macht kraft der Festigkeit und Beständigkeit, die sie von Hildebrand erhalten. Mit ihm beginnt eine neue Zeit in der Kirche, in der Welt. Wir werden dies allsogleich sehen bei dem ersten Konzil Leos IX.

Fünftes Kapitel.

Das Konzil von Rom im Jahre 1049.

„Die erste Sorge des Papstes war,“ sagt Bonizo von Sutri, „Hildebrand zum Verwalter der zeitlichen Güter der römischen Kirche, zum Ökonomus, zu ernennen;“ und der Katalog der Päpste fügt hinzu, daß ihm der Papst die Leitung des Klosters von St. Paul außerhalb der Mauern Roms übergab und zwar „auf die Weisung der Apostel Petrus und Paulus selbst, die Leo IX. erschienen seien“. Aus dieser Bemerkung geht bereits vor, in welcher Weise man die Erhebung Hildebrands in Rom selber auffaßte; als ob sie nämlich das Ergebnis übernatürlichen Beistandes gewesen wäre.

Das Amt eines Verwalters der zeitlichen Güter des Apostolischen Stuhles war kein Ehrenposten. „Einige Tage nach seiner Ankunft,“ erzählt Guibert, „konstatierte der Papst, daß alle Einkünfte des Apostolischen Stuhles demselben entfremdet worden waren. Da er nun das Geld, das er mitgebracht, zu Almosen verwendet hatte, fand er sich ohne alle Hilfsmittel. Seine Begleiter, die vom Elsaß mit ihm gekommen waren, hatten ebenfalls alles verausgabt, was sie mit sich gebracht. Es blieb also kein anderes Mittel übrig als zu verpfänden, was ein jeder an kostbaren Kleidern und Wertgegenständen besaß und nach dem Elsaß zurückzukehren, damit dort neue Hilfsmittel gesammelt werden könnten. Man machte dem heiligen Vater einen dementsprechenden Vorschlag. Dieser aber lehnte dies trotz des Mitleids, das er mit seiner treuen Begleitung empfand, entschieden ab. Um ihn nicht von neuem zu betrüben, beschloß nun diese letztere, insgeheim alle Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Desselbigen Tages aber, da sie in der Stille abreisen wollten, erschien eine Gesandtschaft des Adels von

Benevent, welche dem Papste reiche Geschenke darbrachte und den Apostolischen Segen erflehte. Der heilige Vater nahm die Gesandten mit väterlicher Huld auf und brachte dem Herrn seinen Dank dar für die Hilfe in der Not. Zu seinen Dienern aber gewendet, mahnte er sie, niemals zu zweifeln, sondern all ihr Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu setzen."

Schon hatte indes Leo IX. für das Osterfest 1049 ein feierliches Konzil ausgeschrieben und zu demselben die Bischöfe von Italien, Frankreich und Deutschland eingeladen. Die Ansage des Konzils versetzte die ganze Schar schuldvoller Bischöfe und Priester in Schrecken. Sie mußten wahrnehmen, daß es sich jetzt nicht mehr um bloße Worte, sondern um ernste Thaten handle. Es stand kein Phantom von Papst vor ihnen; sondern ein Mann, der sich des ganzen Gewichtes seiner Verantwortlichkeit bewußt und dessen erster Berater ein mit der Lage in Rom durchaus bekannter und dabei durch nichts zu beugender Kleriker war. Wenn der schuldige Teil der Römer geglaubt hatte, durch den Jubel am Wahltage den Papst eingeschläfert zu haben, so fand er sich gewaltig getäuscht.

Das Konzil war wenig zahlreich besucht. Die schuldbewußten Gewissen meinten, durch ihre Abwesenheit den Erfolg desselben zu vereiteln. Von Italien waren nur neunzehn Bischöfe anwesend; von Frankreich einer, der Erzbischof von Lyon, Halinard, derselbe, welcher einst die Wahl zum Papste abgelehnt hatte; von Deutschland als einziger der Erzbischof von Trier; der Ordensklerus war durch vier Äbte vertreten. Der Papst ließ sich durch die kleine Zahl nicht abschrecken. Er erinnerte sich des Wortes der Schrift, daß es für den Herrn eben so leicht ist, mit vielen oder mit wenigen zu siegen.

Der Finger Gottes zeigte sich bereits im Beginne des Konzils. Der Papst drückte die feste Absicht aus, gemäß den Dekreten der früheren Konzilien und seiner Vorgänger

auf dem Stuhle Petri gegen jene Bischöfe vorzugehen, deren Wahl durch Geld bewerkstelligt worden, also simonistisch war. Der Bischof von Sutri, Quilinus, fand sich in diesem Falle. Er hatte die Kühnheit, bestochene Zeugen vorzuführen, durch welche er festgestellt wissen wollte, daß seine Wahl in voller Freiheit nach den Regeln der heiligen Kanones erfolgt wäre. Der Herr strafte ihn wie den Ananias und die Saphira, welche dem heiligen Petrus und in Petrus dem heiligen Geiste gelogen hatten. Als sich der Bischof erheben wollte, um die Wahrheit der Aussagen seiner Zeugen zu bekräftigen, stürzte er plötzlich zu Boden. Man trug ihn in seine Wohnung, wo er alsbald den Geist aufgab.

„Ein Dekret des Konzils erklärte," so erzählt der heilige Petrus Damiani (liber gratissimus cap. 35.), „daß alle, welche ihre Wahl oder ihre Ernennung zu Bischöfen oder Priestern mit Geld erkauft hätten, ungültig geweiht seien. Als diese Maßregel in Rom bekannt wurde, war die Aufregung so groß, daß es beinahe zu einer Empörung gekommen wäre. Die Priester und die Bischöfe selber streuten im Volke aus, der Dienst Gottes werde nun in allen Kirchen ausfallen müssen; kein Priester würde mehr die heilige Messe feiern können; die christliche Religion würde verschwinden vom Erdboden und kein Heil würde mehr bleiben."

Es erhellt aus diesen Worten des heiligen Damiani', daß Bonizo nicht unrecht hat zu schreiben, „im römischen Klerus hätte sich kaum ein Mitglied gefunden, das da nicht entweder der Wissenschaft unkundig oder simonistisch oder unzüchtig (illiteratus vel simoniacus vel concubinarius) gewesen wäre."

Es ist dies ein schlechtes Zeugnis für den Klerus. Dasselbe wird aber durch die tagtägliche Erfahrung bestätigt. Der katholische Geistliche, welcher nicht durch die rechte Thüre in den Schafstall einsteigt, der nämlich der Pflicht vergißt, daß er, um heilsam wirken zu können, die rechte Sendung haben müsse, wird in Kürze verblendeter, verderbter,

in jeder Beziehung schlechter sein und weniger fähig, bekehrt zu werden, wie der gewöhnliche Christ. Das Feuer, von kundiger Hand geleitet, wirkt äußerst segensreich; ist es sich selber überlassen, so erscheint nichts verderbenbringender. „Wie mich der Vater gesendet, so sende ich euch." Die Art und Weise der Sendung des Priesters, von welcher dieser letztere alle Macht ableiten muß, ist ähnlich der Sendung, die der Heiland selber vom Vater empfangen hat. Worin aber bestand diese Sendung? Der Heiland drückt dies mit den Worten aus: „Nur was mein Vater will, das thue ich immer." So oft sich der Priester von der leitenden Gewalt in der Kirche Gottes entfernt und um äußerlicher zeitlicher Vorteile willen in ein geistliches Amt sich eindrängt, so oft wird er auch die Ursache seines eigenen und die des Verderbens vieler anderer.

Es ist eine für den katholischen Geistlichen erschütternde, aber nichtsdestoweniger durchaus erfahrungsgemäße Wahrheit, daß die Kirche in allen ihren großen Kämpfen unter ihren erbittertsten und um ihr zu schaden am meisten geeigneten Feinden immer Priester angetroffen hat, welche ihre eigene Mutter zu zerfleischen suchten. Die Pharisäer und Schriftgelehrten im Evangelium hatten bei allen Verfolgungen der Kirche Gottes ihre Nachfolger.

Fällt die Schuld von dieser Thatsache einzig und allein auf solche unglückselige Diener der Kirche? Zum großen Teile gewiß. Aber zu einem anderen großen Teile und oft zum bei weitem größten fällt sie auf jene Gewalthaber, welche einerseits den Geistlichen mit zeitlichen Vorteilen anlocken und andererseits den warnenden und erleuchtenden Einfluß der kirchlichen Obern, denen es rechtmäßig zusteht zu senden, in jeder Weise hindern.

Die Schuld jenes unseligen Zustandes, den Petrus Damiani geschildert, fällt zum allergrößten Teile auf jene Gewaltigen, welche lange Jahre hindurch den Apostolischen Stuhl entweder ganz verwaist ließen oder zwangsweise gänz-

lich unwürdige Subjekte für Geld und Gut hinaufbeförderten. Niemand machte auf die heiligen Kanones in wirksamer Weise aufmerksam. Niemand kümmerte sich darum, dieselben öffentlich zu lehren, damit er sich nicht selbst verurteile. Ein großer Teil kannte sie deshalb gar nicht mehr; illiterati nennt sie Bonizo. Wer ein höheres kirchliches Amt gekauft hatte, suchte sich schadlos zu halten durch den Preis, unter dem er die entsprechenden niederen Ämter an den Mann brachte; und die Inhaber der letzteren sogen ihrerseits das Volk aus.

„Simon der Magier," ruft Petrus Damiani aus, „hat seinen Ambos in Rom aufgestellt, um falsche Münzen zu prägen." Das neue Synodaldekret, das übrigens nur gemäß älteren Dekreten und Regeln erlassen worden war, mußte deshalb bei der Menge von Pfründeninhabern, welche davon betroffen wurden, ein ungeheures Aufsehen machen. Und dieses Aufsehen mußte um so gewaltiger sein als der Kanon des Konzils vielseitig falsch aufgefaßt wurde.

Es gab allerdings viele, welche mit vollem Wissen und Willen ihr kirchliches Amt und die dazu nötige Weihe gekauft hatten. Eine ungleich größere Anzahl aber existierte, die wohl, ohne daß sie dafür Bezahlung geleistet, in ihr Amt eingetreten waren, jedoch von offenbar simonistischen Prälaten die Weihe empfangen hatten. Wer die lange Zeit erwägt, während deren die größte Unordnung in Rom geherrscht hatte; während deren zwei oder selbst drei aufgezwungene Päpste vorhanden waren; der wird sich wohl das Wort Damiani' erklären können, es sei fast unmöglich, einen Priester zu finden, der gemäß dem gegebenen Kanon die Messe lesen könnte; sollte nämlich dieser Kanon alle solche Priester umfassen und sonach die Weihe von ihnen allen für ungültig erklärt sein. Diese falsche Auffassung wurde nun durch einen neuen Kanon zurückgewiesen, der da bestimmte:

„Wer die Priester- oder die Bischofsweihe durch einen Bischof erhalten hat, welcher zu der Zeit der Weihe als simonistischer Bischof bekannt war, der soll vierzig Tage Buße

thun und kann danach seine Funktionen wieder aufnehmen." Damit war für die Gruppe der Letztgenannten das Thor der Barmherzigkeit geöffnet. Dagegen wurde der andere Kanon in die Worte gefaßt: „Wer auch immer durch Zahlung einer Summe Geldes irgend welche Weihe erlangt hat; der soll abgesetzt sein und zwar sowohl er selber wie auch derjenige, der ihn geweiht hat."

„So kennen wir," fügt Petrus Damiani hinzu, „Priester, die wohl von simonistischen Prälaten geweiht waren, selbst aber nicht für Geld ihr Amt erkauft hatten; und die gemäß den eben angeführten Bestimmungen des Konzils Buße thaten. Manche von ihnen wurden später von Leo IX. selbst zu Bischöfen ernannt."

Die Kirche hatte hier wie in so vielen anderen Fällen wieder den Weg gefunden, die Güte mit der Gerechtigkeit und mit der nötigen Disciplin zu vereinen; sie hatte demgemäß sich davor bewahrt, den innerlich Unschuldigen, der bloß aus Unwissenheit oder wegen des Zwanges äußerer Verhältnisse gefehlt hatte, mit dem Schuldigen zu vermengen.

Noch schlimmer stand es im Punkte der heiligen Keuschheit. Auch hier legte das Konzil die Axt an die Wurzel: „Im Namen der Autorität des heiligen Petrus," so erzählt Bonizo, „wurde den Bischöfen, Priestern, Diakonen (levitis) und Subdiakonen das Gesetz der Ehelosigkeit ins Gedächtnis zurückgerufen und ward durch ein eigenes Dekret nach Maßgabe früherer Kanones ihnen absolut verboten, mit Weibern verdächtigen Umgang zu pflegen. Der Haß und die Wut brach nach diesem Dekret in hellen Flammen aus. Der Papst und das Konzil beschlossen deshalb sofort, noch ein zweites Dekret zu erlassen, wodurch allen Gläubigen, mochten sie Kleriker sein oder Laien, untersagt wurde, mit verheirateten Priestern in kirchlicher Gemeinschaft zu bleiben, von ihnen also die Sakramente zu empfangen. Das war ein zweischneidiges Schwert, das bis in das Herz des Feindes drang."

Dieser entschlossene Widerstand gegen die verächtlichste, aber trotzdem fürchterlichste aller Leidenschaften erzeugte zwar im Volke eine Abkehr von den Priestern, welche die Gesetze der Kirche verachteten, zumal in Gegenden, wo heilige Mönche für die Bestimmungen der Kirche eiferten; — unter den betroffenen Priestern aber selber verursachte sie mehr Verhärtung im Bösen als Bekehrungen.

Von letzteren schweigen alle Zeitgenossen. Ein abschreckendes Beispiel von Verstocktheit des Herzens aber erzählt der heilige Petrus Damiani: „Ich kenne einen Priester," schreibt der Heilige, „der seinem Kebsweibe, welche sterbend sich bekehren wollte und einen Priester verlangte, um zu beichten, dies in aller Form abschlug und ihr versicherte, er werde schon mit für sie Buße thun. Da er nun selber Priester und dazu sehr unterrichtet war, glaubte ihm das Weib und stürzte wie ein Bleiklumpen, um den Ausdruck des Propheten Zacharias zu gebrauchen, in die Hölle."

Derselbe Heilige zählt auch die Einwendungen auf, welche von den Betroffenen gegen dieses Dekret gemacht wurden. Wie ein Ei dem anderen gleichen sie jenen, welchen wir im Munde der Bekämpfer des Cölibats auch in der neueren Zeit begegnen. „Es genügt ihnen nicht," sagt Petrus Damiani (opusc. 18; de caelib. c. 3.), „daß sie ein Verbrechen begehen; sie wollen, daß dieses Verbrechen Gesetz werde, ein satanisches Gesetz, das sie nicht einmal selber erfunden haben. Man weiß, daß der Diakon Nikolaus, einer aus den sieben, welche der heilige Petrus geweiht hatte, es wagte, in diesem Sinne zu lehren und die Behauptung aufzustellen, die Kleriker jeglichen Grades könnten heiraten. Von dieser unreinen Quelle kommen die neuen Nikolaiten her, welche heutzutage das Cölibat brechen. Wir befolgen, so sagen sie, das Gesetz des heiligen Paulus, der ausdrücklich sagt: Wegen der Unzucht solle jeder seine Frau haben; diese Worte seien ganz allgemein; sie machen gar keine Ausnahme, was uns Priester betrifft. So sprechen

diese Unglückseligen. Aber die Stimme Gottes mit ihrem Donner ist ihnen zuvorgekommen, als sie sagte zum Engel der Kirche von Ephesus (apoc. II. 6.): Du verabscheuest die Verbrechen der Nikolaiten; ich selber verabscheue sie auch. Niemanden giebt es, der da nicht wüßte, daß diesem Ausspruche ganz entsprechend alle Väter der Kirche, zu jeder Zeitepoche, mit Einstimmigkeit den Klerikern der höheren Grade, Bischöfen, Priestern, Diakonen und Subdiakonen das unverletzliche Gebot der Keuschheit auferlegt haben. Wisset also, ihr elendiglichen Kreaturen, die ihr eine Profession daraus macht, in eueren Schlingen die Kleriker zu fangen (muscipulae clericorum): Die verabscheuenswerten Bande, die euch vereinigen, sind keine Ehen. Ein Ring der Treulosigkeit verbindet euch; nicht aber ein Ring der Treue. Die Übereinkunft betreffs der Mitgift, die ihr vor einem Notar eingeht; der Eid, den ihr leistet; alles dies, was sonst christliche Ehen unverletzlich macht, ist für euch vor dem Rechte selber nichtig und ohne irgend einen Wert bei eueren unzüchtigen Verbindungen. Und nicht ohne Grund hat die Kirche gerade für die drei Rangstufen, welche unmittelbar nach dem Episkopate kommen, das Gesetz der Ehelosigkeit erlassen. In der That sind diese drei Rangstufen jeden Tag in Berührung mit den heiligen Mysterien. Der Leib des Herrn im Sakramente des Altars ist der nämliche, welchen die reinsten und unbefleckten Hände der Jungfrau Maria zu Bethlehem getragen haben. Um ihn zu berühren bedarf es also reiner und unbefleckter Hände, die da geweiht sind durch vollkommene Enthaltsamkeit. Welches Verbrechen, welche sakrilegische Abscheulichkeit, wenn das himmlische Abendmahl, das Brot der Engel, besudelt wird durch unreine Diener des Heiligtums! Während die Chöre der Engel vom Himmel herabsteigen und in tiefster Anbetung vor dem furchtbaren Sakramente sich beugen, hüllt es der schamlose Priester in Schmutz ein. Die Gewalten, die Herrschaften, die Kräfte, die höchsten Engel-

scharen zittern; die göttliche Allmacht wirkt ihr staunenswertestes Wunder in der Verwandlung der aufgeopferten Gaben; das Geheimnis der Himmel vollendet sich im Schatten des heiligen Geistes; der ewige Hohepriester ist gegenwärtig unter den Gestalten von Brot und Wein; — und der unglückselige Priester trägt kein Bedenken, seinen Richter in ein Herz zu tragen, welches von den Flammen höllischer Leidenschaften verzehrt ist.

Ihr sprecht von einer Versammlung zu Tribur, in welcher die Priesterehe autorisiert worden wäre? Gebt ihr einen Namen, wie ihr wollt; ist sie jemals von der römischen Kirche anerkannt worden? Sind ihre Satzungen in Übereinstimmung mit den Dekreten der Päpste? Wie könnt ihr ein Bündel von Lügen, ein Werk der Finsternisse, einen Sammelplatz von Verbrechen als euere Autorität betrachten! Wie die Hölle sich vom Himmel unterscheidet, so ist der Unterschied zwischen einer solchen Verkehrtheit des menschlichen Herzens und den vom heiligen Geiste eingegebenen Satzungen der Kirche Gottes."

Soweit Petrus Damiani, der zur Zeit des Konzils von Rom noch nicht als Kardinal in amtlicher Verbindung mit der römischen Kirche stand.

Sechstes Kapitel.

Berengar.

Es ist eine Thatsache, welche in der Kirchengeschichte ihre oftmalige Bestätigung findet: das Herz leitet den Verstand; Sittenlosigkeit ist die reichlich fließende Quelle der Häresien. Der Mensch ist einmal von Natur aus mit Vernunft begabt. Er sucht deshalb für seine Vergehen, die ja an und für sich in erster Linie eben dadurch Vergehen sind, daß sie

der Regel der Vernunft widersprechen, einen Deckmantel, um sich oder vielmehr seine Leidenschaften vor sich selber zu schützen. Er täuscht sich durch den Irrtum. Dem Verderbnis des Herzens folgt früher oder später immer die materielle oder formelle Irrlehre; und nach welcher Seite das Verderbnis sich vorzugsweise erstreckt, darauf hin richtet sich auch die Häresie.

Der heilige Petrus Damiani hatte die Ehelosigkeit der Priester des Herrn zuvörderst durch die Verbindung des priesterlichen Amtes mit der Gegenwart des unbefleckten Leibes Christi im hochheiligen Altarssakramente begründet und diese Begründung war dermaßen klar, daß sie von Niemandem ernstlich zurückgewiesen werden konnte; — es erschien infolgedessen eine Häresie, welche dem ganzen Argumente des heiligen Mönches den Boden wegzunehmen bestimmt war. Berengar leugnete die Gegenwart des wahren Leibes und Blutes im heiligen Sakramente des Altars.

Wir wollen nicht sagen, daß Berengar selbst gegen die Heiligkeit des priesterlichen Standes durch Unsittlichkeit fehlte. Wir glauben sogar, daß er seinem Festhalten am Cölibat, soweit es seine Person betrifft, die Gnade der endlichen Bekehrung und einer exemplarischen Buße in den letzten Jahren seines Lebens verdankte. Aber seine Häresie hätte niemals die Bedeutung und Ausdehnung gewonnen, welche ihr thatsächlich folgte, wenn sie nicht den Verächtern des Cölibats so bequem gewesen wäre.

Hildebrand erkannte schon frühe den eigentlichen Charakter der Häresie Berengars und brachte es bereits unter dem Pontifikate Leos IX. zu deren kirchlicher Verurteilung. Als Papst hatte er die Freude, seine Bemühungen schließlich mit dem besten Erfolge gekrönt zu sehen. Ihm in erster Linie und dann dem gelehrten Lanfranc gebührt die Ehre, Berengar nicht nur verurteilt und seine Lehre als Häresie gebrandmarkt zu haben, sondern auch kraft wahrhaft Apostolischer Milde die hervorragende Ursache zu dessen (am Ende wahren) Bekehrung gewesen sei. Er hatte

damit die dogmatische Unterlage der Simonie und der Priesterehe vernichtet.

Worin bestand der Irrtum Berengars? Der Protestantismus im sechzehnten Jahrhunderte war der Kirche durchaus nichts Neues. Was Leo X. in Luther, das präcis hatte Leo IX. in Berengar verurteilt. Berengars Lehre war kein philosophisch zusammenhängendes System wie der Arianismus und der Pelagianismus z. B., sondern eine Sammlung von Sätzen, die geeignet waren, dem Geiste der Welt zu schmeicheln. Er eröffnete für Fürsten und Volk eine weite Straße, um den Leidenschaften zu fröhnen. Die Leugnung der realen Gegenwart war nur der Ausgangs- und der am meisten bemerkbare Angelpunkt der Lehre Berengars.

Der Häresiarch gab zuvörderst keine an letzter Stelle entscheidende Autorität in Glaubenssachen zu: „Papst Leo sei kein Papst (pontifex), sondern ein Pompmacher (pompifex), ein Quacksalber und Hanswurst (pulpifex). Mehr als alle anderen seien die Päpste Häretiker (ultra omnes haereticos Romanos pontifices). Der römische Stuhl sei kein Apostolischer, sondern ein satanischer (sedes satanae). Die römische Kirche sei der Sammelplatz aller Eitelkeit (concilium vanitatis) und aller Bosheit" (malignantium).[1])

Luther hat, schon was den Ausdruck anbelangt, an Berengar ein würdiges Muster.

Die Schriftautorität sollte nur gemäß dem Privatverständnisse anerkannt werden; also von sich aus keine sein: „Die Worte der heiligen Schrift dürfen nicht buchstäblich genommen werden, sondern in dem Sinne, den die Vernunft des einzelnen hineinlegt. So z. B. wenn die Schrift sagt, der Herr sei bei verschlossenen Thüren in den Speisesaal zu seinen Jüngern getreten, das bedeutet, daß derselbe keinen

---

[1]) Cf. Bernaldus Constant. De Berengarii multiplici condemnatione.

Leib mehr hatte, sondern ganz und gar Geist war. Aus demselben Grunde sei auf dem Altare nicht der wirkliche Leib Jesu anwesend, sondern sein Schatten, seine Figur, sein Symbol." Einige seiner Schüler lehrten, wie Guitmundus Aversanus lib. I. sagt (wahrscheinlich lehrte es später, wie wir sehen werden, Berengar selbst), daß die Substanz des Leibes Christi zugleich mit der Substanz des Brotes gegenwärtig sei (impanari). Wieder andere lehrten, wie aus dem heiligen Thomas geschlossen werden kann, daß wohl der Körper des Herrn wahrhaft gegenwärtig sei, aber ein zu Geist gewordener Körper (corpus intellectuale); also ein Gedankending.

Die christliche Ehe mit der Unauflöslichkeit ihres Bandes bestritt Berengar ebenfalls:[1] „Die Ehe sei eine rein menschliche Erfindung; nur ein Gesetz Gottes gebe es nach dieser Seite hin: der freie Verkehr nämlich zwischen Mann und Weib ohne Verpflichtung und ohne Hindernisse."

Die Einheit der christlichen Völkerfamilie leugnete er:[2] „Die Taufe sei eine reine Ceremonie, ein Symbol, das auf Kinder nicht angewendet werden sollte. Nur die Erwachsenen dürften es empfangen, die da fähig seien, das Symbolisierte zu verstehen."

Dies waren nach den bezeichneten Quellen, zu denen noch die darauf bezüglichen Schriften des Lanfranc, Anselmus, Adelmannus, Hugo Lingonensis, Durandus Troarcensis hinzukommen, die Lehren Berengars.

Um nicht als Neuerer aufzutreten behauptete er, seine Lehre sei dieselbe, wie die des Scotus Erigena, der zur Zeit Karls des Kahlen, wie wir in den „areopagitica"[3] erwähnt haben, die Werke des Areopagiten übersetzt und

---

[1]) Vgl. Natalis Alex. saec. XI. diss. I. art. 2.

[2]) Vgl. Deoduinus Leodiensis: Contra Berengar.

[3]) Dr. C. M. Schneider: Areopagitica. Eine Verteidigung der Echtheit der Schriften des heiligen Dionysius von Athen, Absch. 1, §. 1.

kommentiert hatte. Berengar ließ deshalb Schriften, die er selber gemacht hatte, wie z. B. eine gegen die Eucharistie, unter dem Namen des irländischen Gelehrten cirkulieren. Dieselben finden sich demnach unter den authentischen Schriften des Erigena nirgends.

Wie war nun Berengar zu diesen Lehren gekommen? Guitmundus, Kardinalerzbischof von Aversa, entwirft folgendes Porträt von ihm: „Diejenigen, welche ihn gekannt haben, als er noch die Schule des heiligen Fulbertus (von Chartres) besuchte, heben alle hervor die Leichtfertigkeit seines Charakters und das Eingenommensein von sich selber. Er achtete sehr gering die Worte seines Lehrers, rechnete für nichts seine Mitschüler, hatte ein tiefes Mißvergnügen mit der scholastischen Lehrmethode. Da er aber nicht aus eigenen Kräften den Gipfel der philosophischen Weisheit erreichen konnte (denn seine Anlagen waren dazu nicht tief genug), wollte er, was ihm fehlte, ersetzen durch die Besonderheit seiner Ansichten. Das war die Seite, durch die er glaubte, sich auszeichnen zu können. Schon in seinen jungen Jahren hatte er sich einen theatralischen Gang angewöhnt, suchte nach Pomp und Emphase im Ausdrucke anstatt nach Tiefe und Einfachheit. Er konnte stundenlang den Kopf in seine Kapuze gehüllt sitzen bleiben, als ob er in tiefster Betrachtung versunken wäre; und wenn er dann den Mund öffnete, so geschah es in der Weise, daß er langsam und feierlich, im Lehrtone seine Sentenzen vortrug, gleichsam als die Frucht und als das Ergebnis seines Nachdenkens."

Der Lehrer Berengars hatte bereits in prophetischem Vorgefühle die versammelten Schüler mit Thränen in den Augen beschworen, sie möchten doch ja auf dem Wege der Wahrheit bleiben, den Spuren der heiligen Väter folgen und von allem Besonderen und Abgelegenen, von allen irrtümlichen Neuheiten sich fernhalten. So berichtet einer jener Mitschüler, Adelmann, Bischof von Brixen.

Ein Begebnis brachte den Sturm zum Ausbruche.

Berengar war Vorsteher der Schule zu Tours geworden. Dort hörte er von dem wahrhaft wunderbaren Erfolge, dessen sich Lanfranc im Kloster Bec erfreute. Er hörte, daß dieser von weither zahlreiche Schüler um sich sammelte und seine demutsvolle Frömmigkeit eben so gelobt würde, wie seine erleuchtete Doktrin. Berengar wollte sich persönlich überzeugen, was es damit in Wahrheit auf sich habe, und kam nach der Abtei Bec, um Lanfranc zu einer wissenschaftlich dialektischen Disputation einzuladen. Lanfranc nahm alsobald die Herausforderung an. Die Disputation war öffentlich. „Der Gegenstand an sich," erzählt Guitmund, „war von geringer Wichtigkeit. Aber die Niederlage Berengars war eine vollständige und seine Beschämung über alle Maßen. Nach Tours zurückgekehrt, mußte er sehen, wie es nach und nach leer um ihn wurde; seine Schüler verließen ihn, um sich Lanfranc zuzuwenden. Im Unmut und in der Verzweiflung wollte er um jeden Preis die Aufmerksamkeit der Welt wieder auf sich lenken und griff zu dem Mittel, kühne Lehrsätze aufzustellen; wenig darum bekümmert, ob er häretisch würde, wenn er nur berühmt bliebe."

Gelang dem Häresiarchen sein Plan?

„Ganz Frankreich," versichert Wilhelm von Malmesbury (Gest. Angl. lib. III.), „war bald von der neuen Häresie angesteckt und zwar Dank den Geldsummen, die Berengar mit vollen Händen verteilte und mit denen er arme Schüler veranlaßte, bei ihm und nicht bei Lanfranc zu hören." Lanfranc aber selber schreibt an Berengar: [1]) „Die Verführung, welche von dir ausgeht, läßt sich nicht so sehr zurückführen auf die Kraft deiner Gründe, als auf die reichen Spenden, welche deine Schüler erhalten."

Woher kam dieses Geld? „Jedenfalls," sagt Staudenmaier, „konnte die Kasse des Vorstehers der Schule zu

---

[1]) „Fretus iis qui plus impensis a te beneficiis quam ratione a te audita . . ." Lanfranc de corp. et sang. Domini.

Tours das nicht leisten. Die Politik des französischen Königs Heinrich I. war dem Auftreten des Papstes Leos IX. offen feindselig.“ Er sowohl wie die simonistischen Bischöfe und der verheiratete Klerus benützten die Gelegenheit, um die Reformen des Papstes nur auf dem Papier bestehen zu lassen. Sie gaben gern Geld her, um sich durch den fortgesetzten Verkauf kirchlicher Pfründen größere Summen zu sichern. „Die Häresien suchen ihre Stütze immer bei der weltlichen Macht,“ hatte schon Gregor der Große gesagt. Berengar selber rühmte sich, „er hätte für sich den größten Teil der Bischöfe und Priester Frankreichs.“

Siebentes Kapitel.

Der Mohammedanismus und Konstantinopel.

Das Arbeitsfeld, welches Leo IX. und mit ihm als sein erster Ratgeber Hildebrand, der künftige Gregor VII., im Konzil von Rom so entschieden betrat, ist noch nicht erschöpft. Es gab noch einen Feind der römischen Kirche und zwar einen furchtbaren, der für sich allein genügt hätte, den Mut eines Mannes zu erproben: Die Sekte Mohammeds. Die Kirchen Asiens lagen in Ruinen. Mit erschrecklicher Schnelligkeit war die Lehre Mohammeds vorgedrungen, Feuer und Schwert bildeten ihre Waffen; sinnliche Lust diente ihr als Lockruf. Und mochte auch Krieg und Zwietracht unter den Mohammedanern selbst wüten und die Einheit des Kalifats längst in Wirklichkeit zerrissen sein; — das trieb die einzelnen Glieder, die sich selbständig machten, nur immer weiter voran.

In Afrika waren nur noch fünf Bischöfe und diese lagen im Streite untereinander um des Vorrangs willen. Leo IX. schrieb ihnen im Jahre 1053 von Rom aus: „Wenn ich lese, daß ehemals zweihundertundfünf Bischöfe einem

Konzil von Karthago beiwohnten und daß heute nur noch fünf Bischöfe bestehen in diesem Lande Afrika, dem dritten Teile unserer vergänglichen Welt; so bin ich bis in mein tiefstes Innere hinein von Mitleid ergriffen. Aber wenn ich sehe, daß diese schwachen Überreste einer verschwundenen christlichen Familie sich noch untereinander streiten um eines ganz und gar eitlen Vorrechtes willen, so finde ich als Ausdruck meines Schmerzes nur die Worte des Propheten: Schone, Herr, schone Deiner Herde: wer wird dieses Volk aufwecken; denn wahrlich, es hat keine Bedeutung mehr." (Amos VII. 2.)

In Europa selber war beinahe ganz Spanien eine Beute Mohammeds geworden; ebenso Sizilien. Von diesen beiden Stützpunkten her bedrohte der Islam fortwährend das christliche Europa und suchte es aus den Angeln zu heben. Und der natürliche Gegner, das Kaisertum Byzanz?

Beinahe vor den Thoren Konstantinopels lagerten die Mohammedaner. Byzanz aber hatte nichts Dringenderes zu thun, als die Trennung von Rom zu betreiben und somit sich selber die Möglichkeit für eine Wiedergeburt im Geiste Christi abzuschneiden. Die Hand, welche allein den Knechtessinn seiner Bewohner und vor allem seines Patriarchen gegenüber der weltlichen Gewalt, diese klaffendste aller Wunden, hätte heilen und mit Freiheitssinn von oben, der besten Waffe zur Rettung, die Kirche des Orients hätte durchdringen können; sie gerade wurde mit aller Gewalt ferngehalten. Das Schisma kam zu vollem Durchbruche im Jahre 1054.

Der Kardinal Humbert von Moyenmoutier war von Leo IX. nach Sizilien gesandt worden, um daselbst für die Bekehrung der Sarazenen zu wirken. Dies mißglückte zwar; es bewahrheitete sich das bereits im elften Jahrhunderte bekannte Sprichwort: Es ist leichter, hundert Heiden zu bekehren als einen Muselmann. Der Kardinal aber hatte in dieser Gegend die Gewißheit erlangt, daß der Patriarch von

Konstantinopel seinen Abfall von Rom offen erklären wollte. Der letztere hatte ein Synodalschreiben erlassen und dasselbe im ganzen Orient verbreitet des Inhalts, daß die Christen vom lateinischen Ritus als der Häresie verfallen zu betrachten seien. Der Vertraute des Papstes fand ein Exemplar beim Bischof von Trani und überbrachte es dem Papste.

Michael Cärularius (Kerzenhändler), der Patriarch von Konstantinopel, stammte aus niedrigem Stande, hatte sich durch eine politische Intrigue mißliebig gemacht und war deshalb verbannt worden. In der Verbannung hatte er das Mönchskleid angelegt und war dann, wie das in Byzanz nichts Seltenes war, vom Kaiser Konstantin Monomachus plötzlich aus seinem Kloster gezogen und auf den Patriarchenstuhl befördert worden. Den Grundzug seines Charakters bildete ungemessener Ehrgeiz. Er war ein unruhiger intriganter Geist. Es gefiel ihm nicht, innerhalb der Kirche noch einen Vorgesetzten zu haben.

Die Anklagen, welche er den Lateinern entgegenhielt, waren zuvörderst die aus der Zeit des Photius, seines Vorgängers. Die erste Stelle darin nahm die Behauptung ein, daß mit dem Wechsel der Hauptstadt des Reiches auch ein Wechsel in der Primatialwürde der ganzen Kirche eingetreten sei; nicht mehr sei es der Sitz von Rom, welchem der Vorrang und die oberste Leitung in der Kirche Christi zukomme, sondern der von Byzanz. Er fügte noch neue Beschuldigungen hinzu, so z. B., daß die Lateiner in der Fastenzeit kein Alleluja sängen, daß sie die Taufe durch nur einmaliges Untertauchen vollzögen, daß sie am Altare ungesäuertes Brot konsekrierten, die Reliquien und die Bilder der Heiligen nicht ehrten, sich den Bart scherten rc. Die römische Kirche erklärte er als außerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen stehend und die Griechen als die Wächter des Evangeliums. Der Patriarch schloß die Kirchen und Klöster der Lateiner innerhalb seiner Jurisdiktion, bis sie dem griechischen Ritus folgen würden. Er verbot, an den Apostolischen Stuhl Berufung einzulegen

Leo IX. antwortete auf diese Anklagen mit ebensoviel Gelehrsamkeit als Sanftmut und beauftragte drei Gesandte, den bereits genannten Humbert, den Erzbischof Petrus von Amalfi und den Kardinal Friedrich von Lothringen, Kanzler der römischen Kirche, das Antwortschreiben in Konstantinopel zu überreichen. Der Patriarch jedoch beachtete die theologischen Gründe nicht einmal. Die Gesandten thaten dann das einzige, was zu thun war. In der Basilika von St. Sophia legten sie den 16. Juli 1054 in Gegenwart des Volkes die Urkunde auf den Altar, durch welche Michael Cärularius und sein Anhang aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen ward. Sie verließen darauf die Kirche, schüttelten den Staub von den Füßen und riefen: „Möge Gott sehen und richten." **Videat Deus et judicet.** Darauf traten sie den Weg nach Rom an.

Byzanz hatte Widerwillen gegen die väterliche Hand des Nachfolgers Petri. In der nämlichen Zeit aber bereitete das Gericht Gottes, welches die päpstlichen Gesandten angerufen hatten, als sie die Kaiserstadt verließen, jene Hand vor, die das Griechenreich langsam zu Tode quälen und schließlich ganz in Besitz nehmen sollte. Togrul-Beg, der Sohn Seldschuks, bemächtigte sich zur Zeit des Michael Cärularius des größten Teils von Persien und ward der erste Sultan der Türken. Sein Neffe Alp-Arslan folgte ihm im Jahre 1062, erweiterte seine Eroberungen und fand sich nun unmittelbar den Griechen gegenüber.

Das morsche Byzanz fiel von einer Ohnmacht zur anderen. Es fehlte der Hauch der wahren Freiheit, der allein Völker zu befreien und zu stärken vermag. Die griechische Kirche sank immer tiefer in die Knechtschaft und übergab sich an Händen und Füßen gebunden der weltlichen Macht.

Das Abendland ward erweckt und aus seiner Lethargie gehoben durch den Geist, der von Rom ausströmte. Freiheit schöpften da die Nationen und zwar männlich ernste, kräftige Freiheit, welche fähig ist, der Tyrannei Widerstand zu

leisten. Der Geist des Islam; der feile Knechtessinn von Byzanz; Sittenlosigkeit und Simonie hatten auch im Abendlande gewaltige Fortschritte gemacht und den Weg geebnet für die endliche Besitznahme seitens der Anhänger Mohammeds. Die Gefahr war die denkbar dringendste.

Noch nicht fünfzig Jahre werden vorübereilen — und der Geist des großen Gregor wird die Völkerscharen, neugeboren in sittlicher und bürgerlicher Freiheit, zum Angriffe hinüberführen gegen den Islam und zwar wider den Willen der Gewaltherrscher wie eines Heinrichs IV. in Deutschland, eines Philipps I. in Frankreich, eines Wilhelm des Roten in England. Der Ruf „Gott will es“ wird ertönen und die Gefahr, die der europäischen Freiheit droht, wird für lange Jahrhunderte beschworen sein. Da, im Oriente, werden die Christen des Abendlandes aus Erfahrung lernen, welches Elend mit einem knechtisch gesinnten Klerus, mit einem entsittlichten und glaubenslosen Volke verbunden ist.

Damit haben wir nun die Richtung der Arbeiten Gregors angegeben. Vermochte ein auch noch so großes Genie das Arbeitsfeld zu bewältigen? Half hier ein noch so sorgfältig und tief durchdachter Plan? Man spricht des langen und breiten über den Plan Gregors. Der Plan des großen Mannes ist seine Heiligkeit; sein felsenfestes Gottvertrauen; seine Geduld mit den Gegnern und deren Leidenschaften. Er hat vertraut auf seinen Gott und Gott hat ihn nicht zu Schanden werden lassen. Was die Heiligen thun, geht nie von einem Plane aus, den sie selber sich in der Stille ausgedacht hätten. Freilich erscheint der Erfolg ihres Wirkens als ein so glänzender und innerlich so harmonischer, daß man unwillkürlich an einen zu Grunde liegenden Plan denkt. Aber dieser Plan ist der des heiligen Geistes. Die Heiligen wissen das Wort des Propheten: „Meine Gedanken sind nicht euere Gedanken; mit Furcht erfüllt ist die Voraussicht der Menschen und ungewiß ihr Erfolg.“ Sie lernen im Geiste des lebendigen Glaubens in Glück und Unglück Gottes

Hand verehren; werden im Glücke nicht übermütig, im Unglücke nicht verzweifelt. Sie wissen die Kunst, dann zu handeln, wenn „der von Gott bestimmte Tag und die geeignete Stunde da ist".

Das müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir nun das Wirken Hildebrands und der Päpste, deren erster Minister er war, kurz vor unseren Augen vorüberziehen lassen. Darauf soll dann die Skizzierung des Porträts seiner hauptsächlichen Freunde und Feinde folgen.

Leo IX. ließ es beim Konzil und dem Dekretieren nicht bewenden. Er ergriff den Wanderstab, mit ihm zugleich sehr oft sein heiliger Freund und Berater und führte in den verschiedenen Ländern die Reform selber durch. Das Wort war seine Waffe; die Autorität des Apostelfürsten sein Schild.

Achtes Kapitel.

Leo IX., Prediger der Reform.

Leo IX. hatte im Konzil zu Rom in entscheidendster Weise den Grund gelegt zur Reform des christlichen Lebens. Er übernahm es, seine Dekrete in den verschiedenen Ländern selber zu verkünden und wirksam zu machen. Die Bischöfe, Äbte, überhaupt die Geistlichen, die er nach Rom zum Laterankonzil berufen hatte, waren nicht zu ihm gekommen.

Er beschloß, sie persönlich aufzusuchen. Sein Beispiel wird später in allen Einzelheiten von Gregor VII. befolgt werden.

Am 14. Mai hielt der Papst eine Synode zu Pavia, wo er die Dekrete des römischen Konzils gegen Simonie und Priesterehe verkündete und zu deren Befolgung begeisterte.

Von Pavia begab sich der Apostolische Pilger nach

Clugny zu seinem alten Freunde, dem Abte Hugo, um mit ihm die Maßregeln zu überlegen, welche durch die Zustände Frankreichs erfordert wurden. Diese Zustände waren gewissermaßen noch schlimmer als die in Italien, insofern man sie nämlich bereits in feste Regeln, Kanones mißbräuchlich genannt, gefaßt hatte. Der junge König Heinrich I. hatte zu seinen beständigen, meist unglücklichen Kriegen immer Geld nötig. Seine zuverlässigsten Einkünfte rührten vom Verkaufe der Ernennungen zu Bischofsstühlen, Abteien und anderen größeren Pfründen her. An seinem Hofe wurde daher öffentlich und offiziell Handel getrieben mit den heiligsten Ämtern. Eine ganze Schar von aufgedrungenen Bischöfen, unwürdigen Priestern gab es überall. Was der Bischof für seine Ernennung bezahlt hatte, das trieb er wieder ein durch den Verkauf der Priesterweihe und der Ernennung zu Ämtern, die von ihm abhingen. Wirkliche, offiziell verkündete Taxen (Kanones) regelten die Höhe der Summe für die einzelnen Fälle.

Dazu kam noch ein Umstand, der in Italien gar nicht statt hatte: der Militärdienst. Die Satzungen Karls des Großen waren längst vergessen. Die Bischöfe, Äbte, die Besitzer von einigermaßen bedeutenden Pfründen mußten nicht bloß eine bestimmte Anzahl Krieger und Waffen liefern, sondern an der Spitze ihrer Truppen, den Helm auf dem Haupte, mit dem Schwerte umgürtet, in schwerer Rüstung selber mitmarschieren. Die Kirche sollte für Heinrich I. eine Kadettenschule werden; mit Vorliebe machte er tüchtige Soldaten zu Bischöfen und Äbten. Diese so ernannten kirchlichen Würdenträger verheirateten sich öffentlich und feierten mit Pomp ihre Hochzeiten; die untergebenen Priester ahmten das gegebene Beispiel nach.

Gegen solche unbeschreibliche Unordnungen beschloß Leo IX. auf den Rat des Abtes Hugo, ein Nationalkonzil nach Rheims zu berufen auf den 1. Oktober 1049. Vorher aber ging der Papst nach Köln, um mit Heinrich III. eine Unterredung zu haben.

Deutschland befand sich mitten in einem blutigen Bürgerkriege. Es gelang dem Papste, durch weise Festigkeit den Frieden herzustellen. Er besprach mit dem Kaiser die Art und Weise der Durchführung der römischen Dekrete und schrieb auf den Rat des Abtes Egbert von Fulda und des Erzbischofs Hermann von Köln, den er zum Kanzler des Apostolischen Stuhles und zum Kardinal ernannte, ein Konzil nach Mainz für den 19. Oktober aus.

Das Konzil von Rheims wird ein Bild geben von dem, was in allen ähnlichen zahlreichen Konzilien dieser Zeit bis zum Tode Gregors VII. hin hauptsächlich verhandelt wurde und mit welchem Ernste der Apostolische Stuhl die Ausführung seiner Dekrete überwachte. Zwanzig Bischöfe, fünfzig Äbte und eine Menge Priester hatten sich eingefunden.

Der Kardinaldiakon der heiligen römischen Kirche, Namens Petrus, erhob sich auf das vom Papste gegebene Zeichen und setzte die Punkte auseinander, mit denen das Konzil sich zu beschäftigen haben werde. Darauf wandte er sich an die anwesenden Bischöfe und forderte dieselben kraft der Apostolischen Autorität und unter Strafe des Bannes auf, öffentlich zu erklären, ob an ihrer Wahl resp. an ihrer Ernennung irgend welcher Makel der Simonie hafte oder ob sie selber in der Verwaltung ihres heiligen Amtes simonistisch verfahren wären.

Der Erzbischof von Trier erhob sich und erklärte, er sei sich nach keiner Seite hin in dieser Beziehung einer Schuld bewußt. Die Metropoliten von Lyon und von Besançon gaben dieselbe Erklärung ab.

Der Kardinaldiakon Petrus wandte sich dann an den Erzbischof von Rheims, der Schweigen beobachtete und ersuchte ihn, sich zu erklären. Der letztere aber erhob sich langsam und bat mit bewegter Stimme, man möge ihm bis morgen Zeit lassen; er wolle, bevor er antworte, eine Audienz beim Papste nachsuchen. Der Aufschub wurde ihm bewilligt. Von

den anderen siebzehn Bischöfen, die anwesend waren, erklärten sich vier als schuldig.

Von den Äbten wurde einer noch während der Sitzung abgesetzt; andere zogen vor, bis auf weiteres zu schweigen. Darauf wurde die Sitzung geschlossen.

Am folgenden Tage hielt der Papst die zweite Sitzung. Der Erzbischof von Rheims, der inzwischen mit Leo IX. eine Privatunterredung gehabt, bat das Konzil, es möge gestatten, daß der Bischof von Senlis seinen Fall vortrage. Dies wurde erlaubt und der letztgenannte Bischof setzte auseinander, daß nach seiner Meinung die Ernennung des Bischofs von Rheims eine kanonisch gültige sei. Der Papst ließ darauf ein Dekret vorlesen, welches einst durch Gregor den Großen gegen den Bischof von Salona, Maximus, erlassen worden war. Dieses Dekret bestimmte in einem ganz analogen Falle, daß der angeklagte Bischof zugelassen werden sollte, behufs seiner Rechtfertigung einen Eid zu leisten. Demgemäß befahl Leo IX., der beschuldigte Erzbischof von Rheims solle auf die Reliquien des heiligen Remigius einen solchen Eid ablegen. Guido von Châtillon wagte nicht, das zu thun. Er bat um einen neuen Aufschub bis zum nächsten Konzil in Rom im April des nächsten Jahres, damit er seine Schuldlosigkeit beweisen könne; und der Papst in seiner Apostolischen Milde ließ es dabei bewenden! So berichtet Anselm in der „Geschichte der Kirche des St. Remigius".

Ähnlich wurde in der Angelegenheit der bretonischen Bischöfe beschlossen, von denen keiner persönlich gekommen war.

Ein besonderer Zwischenfall trat nach demselben Berichterstatter ein bei der Anklage, welche der Person des Bischofs Hugo von Langres galt. Der Kardinaldiakon erhob gegen ihn die Beschuldigung, er habe die bischöfliche Würde durch Simonie erschlichen, die heiligen Weihen um Geld verkauft, die Waffen getragen auf Kriegszügen und bei dieser Gelegenheit auch Blut vergossen; er habe mancherlei Verbrechen

gegen die Sittlichkeit begangen und endlich sich einer kaum denkbaren Tyrannei gegen seine Kleriker schuldig gemacht. Nachdem die Zeugen gehört worden waren, wurde dem Bischofe erlaubt, sich unter den anwesenden Bischöfen drei Verteidiger auszusuchen. Das that Hugo von Langres. Er beriet sich mit seinen Verteidigern. Als aber der erste derselben, der Erzbischof von Besançon, anfangen wollte, für seinen Klienten zu sprechen, war seine Zunge gelähmt; er konnte kein Wort hervorbringen: „Ohne Zweifel," fügt der Chronist hinzu, „erneuerte der heilige Remigius, dessen Reliquien auf dem Altare ausgesetzt waren, vor der ehrwürdigen Versammlung das Wunder, welches er zu Lebzeiten einmal gewirkt hatte, da er einen arianischen Bischof, welcher die Gottheit Christi lästerte, in ähnlicher Weise verstummen ließ." Der Erzbischof machte Zeichen, daß er nicht sprechen könne und es erhob sich der Erzbischof von Lyon, der da erklärte: „Der Bischof von Langres giebt zu, daß er die heiligen Weihen verkauft, daß er einen Priester ungerechterweise beraubt hat, dessen Klagen eben angehört worden sind; er leugnet aber entschieden, den anderen Anklagen Anlaß gegeben zu haben."

Darauf ließ Leo die Dekrete gegen die Simonie vorlesen und zumal den zweiten Kanon des Konzils von Chalcedon. Danach schloß er die Versammlung.

Am folgenden Tage, in der dritten Sitzung, wurde konstatiert, daß der Bischof von Langres während der Nacht geflohen sei. Er wurde einstimmig abgesetzt und das Dekret vom Papste bestätigt. Hugo, Bischof von Nemours, bekannte in dieser Sitzung, seine Eltern hätten ohne sein Vorwissen für seine Ernennung zur bischöflichen Würde bezahlt; und ebenso bekannte er seine übrigen Vergehungen gegen die heiligen Kanones. „Die Gewissensbisse," sagte er, „lassen mir keine Ruhe mehr; jeden Augenblick fürchte ich, unter den Schlägen der Gerechtigkeit Gottes zu erliegen. Wenn der heilige Vater und das Konzil sich herbeilassen

wollten, meine Abdankung anzunehmen, so würde ich vorziehen, auf mein Amt zu verzichten als mein Seelenheil zu verlieren.“ Mit diesen Worten legte er den Bischofsstab zu den Füßen des Papstes und auf den Knieen liegend erwartete er die Sentenz. Gerührt von seiner Bußgesinnung weigerte sich Leo unter dem Beifalle aller Anwesenden, die Abdankung anzunehmen. Er forderte den Bischof nur auf, einen Eid zu schwören, daß seine Eltern ohne sein Vorwissen die Würde gekauft hätten. Das that Hugo von Nemours und der Papst verlieh ihm danach einen neuen Hirtenstab und befahl ihm, die Verwaltung der Diöcese weiterzuführen.

Ähnlich war der Fall mit Josfrid von Coutances. Sein Bruder hatte für ihn bezahlt. Aber als er, der Bischof, noch vor seiner Weihe davon Kunde erhalten, wollte er entfliehen; sein Bruder jedoch habe ihn gefangen gehalten und mit Gewalt zum Weiheakt geschleppt. Er erhärtete dies mit einem Eide; und übrigens wurde die Wahrheit durch Zeugen bekräftigt.

Pudicus von Nantes war der letzte Bischof, um den es sich handelte. Hier war die Sachlage eine ganz andere. Pudicus trat vor den Apostolischen Thron und erklärte, er sei der Sohn des früheren Bischofs von Nantes, der noch während seines Lebens ihm das Bistum zum Geschenke gemacht hätte. Bei dem Tode seines Vaters habe er für die Bestätigung dieser Schenkung bezahlt; und nun sei er durch sieben Jahre unrechtmäßiger Bischof. Er wurde abgesetzt; Hirtenstab und Ring ihm genommen. Es wurde ihm aber auf die Bitte der Bischöfe vom Papste gestattet, die Funktionen eines Priesters auszuüben.

Zuletzt wurden noch mehrere Bischöfe und ein Abt aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, weil sie ohne Entschuldigung nicht zur Synode gekommen waren und anstatt dessen den König auf einem Kriegszuge begleitet hatten.

Es ist niederschlagend und zugleich erhebend, einen solchen Bericht zu lesen. Die Feinde der Kirche haben nicht not-

wendig, über die Verderbtheit des Klerus in manchen Zeitepochen zu frohlocken. Die Kirche selber ist zuerst da, um unwürdige Diener ihrer heiligen Mysterien zu brandmarken und hat sich nie gescheut, dieselben zu verurteilen. Aber mit wie großer Gerechtigkeit steht hier der Papst vor uns, wie er ohne Ansehen der Person richtet, rein nach den Kanones! In voller Freiheit kann jeder Angeklagte seine Verteidigungsmittel vorlegen. Mit welcher Unerschrockenheit verfährt das Oberhaupt der Kirche im Lande selber seines Feindes! Der König Heinrich I. hatte das Konzil zu hindern gesucht; war er es doch zu allererst, der hier verurteilt werden sollte. Er hatte jenen, die es besuchen würden, mit seinem königlichen Zorne gedroht. Nichtsdestoweniger geht der Papst ohne Rücksicht auf irgend welche Person vor. Wie hoch steht vor uns die väterliche Milde des Nachfolgers Petri! Wo er nur irgend kann, d. h. wo nur immer das Heil der Herde es erlaubt, da freut er sich, — man liest dies zwischen den Zeilen des Berichtes — verzeihen und das verirrte Schäflein auf seinen Schultern zum Schafstalle zurücktragen zu dürfen.

Niederschlagend ist es zumal für den Priester zu sehen, wie tief selbst der Diener des Heiligtums, auf den Gnaden ohne Zahl herabfließen und der gleichsam mitten im Paradiese geistiger Freuden steht, fallen kann. Aber — und der Fall kommt nicht vereinzelt und nicht allein hier im Konzil von Rheims vor — mag auch die Verführung, die ja hier so verlockend herantrat und zudem von der höchsten unter den zeitlichen Stellen ausging und beschützt wurde, einen Augenblick siegen; — es genügt oft genug der Anblick eines gottbegeisterten Hirten, um das Priesterherz tief im Innern zu erschüttern; wenn anders nicht böser Wille, sondern verzeihliche Schwäche den Grund des Fallens bildete. Der Schuldige stürzt auf die Kniee und voller Reue fleht er unter Preisgebung aller Vorteile um Vergebung.

Wie mag das große Herz Leos IX. gejubelt haben bei solcher Reue! Wie mag ihn der Anblick eines einzigen reuig

zurückkehrenden Priesters oder Bischofs entschädigt haben für alle Mühe, für alle Demütigung, für alle Angst und Sorge! Daß man doch es der Kirche und ihren Vorgesetzten lasse, die Schäden, welche sich in ihren Gliedern und selbst unter ihren ersten Dienern finden, zu heilen! Sie versteht es; denn ihr ist der heilige Geist verheißen. Die weltliche Macht kann zwar verführen, aber das angerichtete Unheil nie gut machen. Dazu bedarf es der unumschränkten Freiheit für die Ausübung der kirchlichen Gewalt seitens der Kirchenobern.

Was da nun im Konzil von Rheims geschah, das wiederholte sich mehr oder weniger in den Konzilien von Mainz, von Sipontum, von Rom, Vercelli, Paris, Tours. Überall derselbe Ernst der Wahrheit und des Eifers für das Seelenheil von seiten des Papstes; überall die reichlichsten Früchte der Bekehrung; überall aber auch sichtbare Spuren der Gerechtigkeit Gottes bei vielen von jenen, die da verhärtet blieben auf dem Wege der Bosheit.

Die rächende Hand Gottes zeigte sich in Rheims, wie sich dieselbe bereits in Rom gezeigt hatte. „Die Gesalbten Gottes rühret nicht an," sagt der Psalmist, „und richtet euere Bosheit nicht gegen seine Propheten." Diese Worte bewahrheiteten sich oftmals gegenüber den Feinden Leos IX.

Gibuin, der Bischof von Laon, und der Graf Hugo hatten dem Könige Heinrich geraten, sich der Abhaltung des Konzils von Rheims zu widersetzen; dieser hatte infolgedessen einen Kriegszug unternommen und die Bischöfe zur Teilnahme berufen. Bischof Gibuin zog mit dem Könige in den Krieg, während alle seine Priester sich weigerten, ihm zu folgen und dem Papste treu blieben. Er fiel auf dem Zuge selber plötzlich in eine tödliche Krankheit und starb fern von seiner Diöcese ohne den Beistand eines Priesters, ohne die heilige Wegzehrung, ohne ein Zeichen der Buße. Der Graf Hugo von Braine hatte sich am Hofe des Königs gerühmt, er würde dem Papste den Kopf abschlagen. Im Schlachtgewühle erhielt der Lästerer einen Hieb mit dem

Schwerte, der den Mund teilte, den Oberkiefer vom Unterkiefer trennte und den Schädel spaltete.

Wir wenden uns zu dem eben an letzter Stelle angeführten Konzil, wo Hildebrand den Vorsitz führte und Berengar zum Widerrufe seiner Irrlehre brachte, zum Konzil von Tours.

Neuntes Kapitel.

Das Konzil von Tours.

Es konnte nicht fehlen, daß die Lehre Berengars unter den kirchlich gesinnten Männern den größten Unwillen und unter den früheren Freunden und Schülern des Häresiarchen die tiefste Betrübnis veranlaßte.

Der Bischof von Lüttich, Deoduinus, schrieb an den König Heinrich: „Es ist eben ein Ärgernis an den hellen Tag getreten, von welchem gegenwärtig jeder spricht, das da den allgemeinsten Unwillen erregt in Frankreich und Deutschland. Man behauptet, daß der Bischof von Angers, Bruno, und der Vorsteher der philosophischen Schule zu Tours, Berengar, Ketzereien erneuern, die schon zwanzigmal verurteilt worden sind. Sie entweihen das Sakrament der Ehe, weisen die Kindertaufe zurück, leugnen die wirkliche Gegenwart Christi im hochheiligen Sakramente. Man fügt hinzu, daß Ihr die Absicht habt, eine Nationalsynode zu berufen. Allerdings möchte es der Mühe wert sein, daß ein christlicher König solche Sakrilegien unterdrückt und die Schande austilgt, welche den Ruhmesglanz Eueres Königreiches befleckt. Aber Bruno ist Bischof und hängt als solcher direkt vom Apostolischen Stuhle ab. Würde er auch von einem Nationalkonzile verurteilt, so bestände dennoch darüber kein Zweifel, daß er an den Papst appellieren wird. In der Zwischenzeit blieben jedoch die Sektierer unbestraft und

könnten mit verdoppelter Bosheit und Gottlosigkeit ihre verderbliche Lehre weiterverbreiten. Die Angelegenheit muß deshalb sogleich und unmittelbar an den Papst gebracht werden. Mit Rücksicht auf den Lehrpunkt ist übrigens eine Diskussion unnütz; die Wahrheit ist offenbar."

Nachdem dann der Bischof seine Behauptung mit zahlreichen Vätertexten belegt hat, fährt er fort: „Kraft dieser Principien betrachten wir Bruno und Berengar schon jetzt für offenkundige Irrlehrer und erklären ein Konzil, das ihren Irrtümern nur mehr Wichtigkeit in den Augen des Volkes beilegen möchte, wie dieselben wirklich besitzen, für unnütz."

Hugo von Langres, der, wie wir oben sahen, in anderer Beziehung so viel Tadel verdiente, übrigens jedoch seine zahlreichen Vergehungen später durch eine exemplarische Buße gesühnt hat, schrieb an Berengar: „Wolltest Du nur, der Du ja mit so hohem Scharfsinne begabt bist, Dir die Zeit nehmen, nachzudenken, Du würdest bald aufhören, den auferstandenen Heiland für ein unkörperliches Wesen zu halten und das Sakrament des Altars für den Schatten, die Figur, das Symbol des Leibes und Blutes Christi. Die unsterbliche Nahrung, die der Herr den ungläubigen Juden verheißen, war in aller Wirklichkeit und Wahrheit sein Leib und sein göttliches Blut, das Brot des Himmels, die Speise der Engel, das heilige Sakrament, welches die Gläubigen ausschließlich kennen als das Leben aller und eines jeden von ihnen. Die Sinne täuschen sich da, der Glaube nicht. Wie ist es doch möglich, daß Dein überaus großes Genie nach so vielen Jahren heiliger Verdienste sich selber aus dem Bereiche der unsichtbaren Wirklichkeiten verbannt hat, um am Thore nur zu verweilen! Sind die Schmeichler daran schuld? Ist es die Sucht, besondere Meinungen vorzutragen? In jedem Falle habe ich das Recht, Dir mit dem heiligen Ambrosius zu sagen, daß diese hochheiligen Mysterien, unbegreiflich selbst für die Engel, das Wesen unseres

Glaubens ausmachen und daß sie vollenden die Vereinigung der wiedererhobenen Menschheit mit dem barmherzigen Gott. Hättest Du selber mir nicht geschrieben, ich hätte niemals geglaubt, daß ein solcher Irrtum von Deiner Seite möglich wäre. Aber nun kann ich daran nicht zweifeln: Du verschmähest den allgemeinen Glauben; abseits ziehst Du Deine Furche; fern bist Du von dem rechten Wege und getrennt von der katholischen Einheit."

Ein anderer Mitschüler, der Vorsteher der Schule zu Lüttich, schreibt ihm: „So ist es denn wahr, daß Du, mein heiliger Freund und Bruder, das Ärgernis der lateinischen Welt geworden bist und des deutschen Stammes, inmitten dessen ich lebe? Seit zwei Jahren läuft das Gerücht. Man behauptet, Du hättest gebrochen die Bande, die Dich an unsere Mutter, die Kirche, fesselten! Das Opfer des Leibes und des Blutes unseres Herrn, das da jeden Tag in allen Teilen des Erdkreises dargebracht wird, soll nichts sein als ein Schatten, eine Figur, ein Symbol! Ich schreibe nur die Gerüchte nieder, die an mein Ohr gelangt sind; ich kann sie nicht glauben. O mein Freund! Laß Dich beschwören bei dem Andenken an unseren gemeinsamen Lehrer Fulbert; achte die Ruhe und den Frieden der katholischen Welt und der christlichen Staaten, den wahren Glauben, welchen unsere Voreltern empfangen, den das Blut so vieler Märtyrer befruchtet, die Beredsamkeit so großer Kirchenlehrer beleuchtet, der da gesiegt hat über Heidentum, Häresie und Schisma. Wo sind jetzt Arius und Manes? Wo sind ihre Anhänger? In Fäulnis ist übergegangen ihr Andenken; der Ruhm der Ambrosius, der Augustine, der Hieronymus aber überlebt die Jahrhunderte. O geliebter Bruder! uns, den Kleinen, kommt es zu, erlaube mir, daß ich dies sage, diesen großen Männern zu folgen. Was; wirfst Du ein, auch der größte Mensch kann sich täuschen! Gewiß; die heidnische Philosophie, welche diese Männer umringte, hat sich in ihrem Stolze getäuscht. Aber diese Größen des Glaubens waren

vom Geschlechte der Demutsvollen, „denen Gott sich offenbart“. Sie haben erkannt und angebetet das Lebensbrot, das vom Himmel herabstieg, dessen Genuß das ewige Leben giebt, denn dieses Brot ist das Fleisch des Gottmenschen, das geopfert worden zum Heile der Welt.“

Alle diese aus liebewarmen Freundesherzen sich ergießenden Beteuerungen hatten keinen Erfolg. Berengar baute auf die Gunst des Königs, der, natürlich nur um die Sache hinzuschleppen, auf ein Nationalkonzil hingewiesen hatte. Indessen war die Angelegenheit in Rom anhängig gemacht worden. Berengar hatte, nachdem Bruno, der Bischof von Angers, sich von ihm getrennt, den Prior Lanfranc zu einer Disputation über die Glaubenswahrheit des heiligsten Sakramentes herausgefordert. Der Prior war jedoch inzwischen nach Rom gereist, um dem Konzil von 1050 beizuwohnen. Es hatte ihn also der Brief Berengars nicht mehr gefunden. Derselbe war ihm durch einige Kleriker bis nach Rom nachgesendet worden. In Rom nun wurde dieser Brief im Konzil vorgelesen und die darin enthaltene Lehre einstimmig verurteilt.

Berengar war weit davon entfernt, sich der Sentenz zu unterwerfen. Er schrieb im Gegenteile Pamphlete gegen Leo IX., den pulpifex, den pompifex etc., der ihn verurteilt habe, ohne ihn, wie die Kanones vorschreiben, zu hören; und er verlangte, daß er sich verteidigen könne. Er wurde zum Konzil nach Vercelli auf den September 1050 berufen, ohne daß er jedoch kam, und ward abermals verurteilt. Auch in dem, wenn auch illegitimen Konzil von Paris, das der König berufen, wurde er im Oktober 1050 verurteilt. Der König selber konnte ihn nicht mehr halten. Endlich sollte die Sache entschieden werden im Beisein Berengars vor dem Konzil von Tours im Jahre 1054, als dessen Vorsitzenden der Papst seinen ersten Minister Hildebrand sandte.

Das Resultat der Verhandlungen giebt Lanfranc in einem später geschriebenen Briefe an Berengar folgendermaßen an: „Der heilige Papst Leo hat in allen Konzilien, sowohl in denen, welche er selber präsidierte, als auch in den anderen, welche seine Legaten leiteten, die Verurteilung des Buches von Skotus Erigena und Deiner Irrtümer betreffs der realen Gegenwart aufrecht gehalten. Dasselbe that sein Nachfolger Viktor II. Alle seine Entscheidungen bestätigten die der Deinen entgegengesetzten Lehre. Man gab Dir auch zudem im Konzil von Tours volle Freiheit, Deine Ansicht klarzulegen und sie zu verteidigen. Du hast aber dazu nicht den Mut gehabt. Du hast damals Deinen Irrtum abgeschworen, Dich dem Urteile der Kirche unterworfen und später auf einem Konzil zu Rom unter Papst Nikolaus hast Du diese Abschwörung feierlich erneuert."

Der bereits genannte Guitmundus von Aversa berichtet speciell über den Anteil Hildebrands: „Die heilige Kirche hat vom Beginne an die Irrtümer Berengars verurteilt, bereits nämlich unter Leo IX. Gregor VII., damals Archidiakon der römischen Kirche, hat in einem unter seinem Vorsitze gehaltenen Konzil zu Tours mit solch überzeugender Kraft die Wahrheit auseinandergesetzt, daß der Häresiarch selber nichts zu erwidern wußte und seinen Irrtum feierlich abschwor."

Berengar selber erzählt in seinem von Dr. Vischer im Jahre 1834 aufgefundenen Buche „über das heilige Abendmahl" (de sacra coena) im wesentlichen damit übereinstimmend: „Was ich jetzt sagen werde, das kann Hildebrand selber, der noch lebt, bezeugen. Hildebrand kam nach Tours in der Eigenschaft eines Abgesandten des heiligen Stuhles. Es standen da Sachen zur Entscheidung, welche viel bedeutender waren als die meinige. Hildebrand riet mir, ich möchte mich nach Rom begeben, um vor dem Papste in Person meine Sache zu führen; seine Autorität hätte der gegen mich verschworenen Eifersucht Stillschweigen geboten

4*

und die einfachen Seelen beruhigt. Man mußte jedoch den Fall vorhersehen, daß die Bischöfe, welche zusammenkamen, in Tours selber eine Diskussion über meine Lehre verlangen würden.

Hildebrand hatte deshalb eine Menge Werke der Väter mitgebracht, in welchen die betreffenden Texte bereits im voraus unterstrichen waren. Dieselben sollten benützt werden, wenn die Konzilsväter von freien Stücken eine Untersuchung veranstalten wollten; im anderen Falle sollte ich Hildebrand begleiten und nach Rom zum Papste gehen.

Nach diesen vorgängigen Erörterungen wurde das Konzil eröffnet. Drei Bischöfe, unter anderen der Erzbischof von Tours, verlangten die Vornahme meiner Sache. Man führte mich also vor diese drei Bischöfe. Diese aber glaubten, daß sie nichts anderes zu thun hätten, als mich mit bitteren Vorwürfen zu überschütten und mich als die Ursache hinzustellen, daß im Konzil wichtigere Dinge vernachlässigt werden müßten. Ich antwortete: Was habe ich denn gethan? Du lehrst, erwiderten sie, daß nach der Konsekration Brot und Wein dasselbe bliebe, was es vorher war und sich nicht im mindesten unterscheide von der gewöhnlichen Nahrung. Da ich sie nun fragte, worauf sie diese Anklage gründeten, führten sie als Grundlage derselben das öffentliche Gerede an. Übrigens, fügten sie hinzu, du bist ja selbst da; setze deine Lehre auseinander und erkläre dich. Seid davon fest überzeugt, sprach ich, so glaube und so lehre ich: nach der sakramentalen Konsekration ist das Brot und der Wein wirklich und in aller Wahrheit der Leib und das Blut Christi geworden. Auf diese Worte hin führten sie mich in die Kirche vor das Konzil und forderten mich auf, mein Bekenntnis zu wiederholen. Das that ich. Mehrere unter den Anwesenden riefen, mein Bekenntnis sei kein aufrichtiges und im tiefsten Grunde meines Herzens dächte ich anders. Da verlangte man von mir, ich solle meine Worte durch einen Eid bekräftigen. Das war freilich ein ganz außer-

gewöhnliches Ansinnen. Es war ja kein juridischer Ankläger da und hatte man deshalb auch nicht das Recht, einen Eid zu verlangen. Um aber den Übereifer meiner Feinde zufriedenzustellen, folgte ich dem Rate des Bischofes von Angers und des Abtes von St. Aubert zu Cambray und leistete den Eid auf diese Formel, die ich dann unterschrieb: Ich glaube im Grunde meines Herzens und sage und bekenne es mit lebendigem Wort, daß das Brot und der Wein nach der Konsekration ist der Leib und das Blut des Herrn Jesus Christus. Darauf konnte Hildebrand, der mit dieser Lösung höchst zufrieden war, zu anderen Angelegenheiten übergehen. Ich freute mich nun, ihn nach Rom begleiten zu dürfen und dem Papste volle Genugthuung zu geben sowohl was die heilige Eucharistie betrifft, als auch, was meine Ansicht über das Hervorragen (eminentia rationis) der menschlichen individuellen Vernunft und das Recht der Autorität (immunitas auctoritatis, vgl. oben) anbelangt. Kaum aber war das Konzil zu Ende, so kam die Nachricht vom Tode des Papstes und meine Reise wurde unnütz."

Wird von den Redensarten abgesehen, welche die Niederlage des Häresiarchen verhüllen sollen, so stimmen die positiven Daten genau überein mit denen, die Lanfranc giebt. Berengar hat seinen Irrtum feierlich abgeschworen und sich auf das Gewicht der Gründe des Apostolischen Legaten hin zum Glauben der Kirche mündlich und schriftlich bekannt. Er giebt zu verstehen, man hätte eine Diskussion mit ihm gefürchtet. Aber offenbar war er es vielmehr, der eine solche Diskussion scheute. Denn er sagt selber, die drei Bischöfe hätten sich ihm zur Verfügung gestellt, um eine Disputation in aller Regel zu führen. Er berichtet, Hildebrand hätte behufs Anführung von Texten der Väter „viele Werke" mitgebracht; jedenfalls beabsichtigte der letztgenannte also ein wissenschaftliches Eingehen auf die Frage. Endlich ward Berengar Gelegenheit gegeben, gleichsam privatim, fern von der Öffentlichkeit, vor drei Bischöfen seine Ansicht zu er-

läutern; damit er nicht sagen könnte, Furcht vor dem Volk, und vor den versammelten Würdenträgern hätte seinen Mund geschlossen und ihm endlich ein rechtgläubiges Bekenntnis ausgepreßt.

Daß sein Bekenntnis nicht aufrichtig war, zeigten bald darauf seine Thaten und geht bereits aus den angeführten eigenen Worten hervor. Das vermindert aber nicht den Triumph der Weisheit und der Milde Hildebrands, den selbst der von ihm besiegte Häresiarch — man fühlt dies aus seinen Worten heraus — nur mit vollster Achtung nennt und der am Ende als Papst voll und ganz und im besten Sinne nicht nur über seinen Verstand, sondern auch über sein Herz triumphieren sollte.

Noch eine Person tritt unter Leo IX. auf den Schauplatz, die im Pontifikate Gregors VII. eine hervorragende Stellung einnehmen sollte.

Zehntes Kapitel.

Leo IX. und die Normannen Unteritaliens.

Als Leo IX. zu Köln mit Heinrich III. zusammengetroffen war, sind auch die Angelegenheiten Unteritaliens und die Gefahren, die von da her dem Apostolischen Stuhle und dem Reiche drohten, zur Sprache gekommen. Der Kaiser machte damals mit dem Papste einen Tausch. Der Papst trat seine oberlehensherrlichen Rechte über das Erzbistum Bamberg, die Heinrich II. bei Gründung desselben dem Apostolischen Stuhle übertragen, an Heinrich III. ab; und dieser übergab dafür Leo IX. alle Rechte an das Herzogtum Benevent. Später versprach der Kaiser zudem, mit einer Armee dem Papste gegen die Normannen zu Hilfe zu kommen. Im Vertrauen auf dieses Versprechen begab sich der Papst selber mit so vielen eigenen Truppen, als er auftreiben

konnte, nach Unteritalien, um die Normannen zu zwingen, die Rechte des heiligen Stuhles unangetastet zu lassen. Der Papst glaubte, das Heer der Deutschen in Unteritalien bereits vorzufinden, sah sich aber getäuscht. Der Bischof Gebhard von Eichstädt, der im Rate des Kaisers die erste Stelle einnahm, hatte diesen auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche seine (des Kaisers) Entfernung aus der Heimat begleiten müßten; die Ungarn seien von neuem bereit, loszuschlagen; Konrad von Bayern sei ebensowenig endgültig beruhigt, er greife vielmehr eben jetzt das Gebiet von Regensburg an. Gebhard drang durch im kaiserlichen Rate. Es wurde noch im letzten Augenblicke beschlossen, den Zug nach Italien nicht zu machen; und an die bereits abgegangenen Truppen ward der Befehl gesandt, sogleich umzukehren.

Gebhard war der Nachfolger Leos IX.; schon im nächsten Jahre war er Papst. Hatte er vielleicht das Beispiel Leos IX. vor sich, der ja auch ein vertrauter Ratgeber Heinrichs gewesen war? Wollte er im Ablehnen der päpstlichen Würde glücklicher sein? Wollte er durch sein offenes Widerstreben, dem Papsttume zu Hilfe zu kommen, sich vor aller Welt den Weg zur höchsten Würde verlegen? Wer weiß es! Gewiß ist es gemäß dem Berichte Leos von Ostia in der Chronik vom Montecassino, daß der spätere Viktor II. bei jedem Unglücke, das ihm als Papst begegnete, auszurufen pflegte: „Was Saulus that, das muß Paulus büßen;“ oder: „Ich habe nur, was ich verdiene; ich mache das Unrecht gut, das ich gegen meinen Herrn und Meister Leo begangen habe.“

In der That hatte das Ausbleiben des deutschen Heeres — nur wenige Deutsche kämpften auf der päpstlichen Seite — die völlige Niederlage des Papstes zu Dragonara zur Folge. Leo, der Herrscher des Kirchenstaates, hatte verloren. Aber Leo, das Haupt der Christenheit, sollte den glänzendsten Triumph davontragen.

Nach dem leichterrungenen Siege stürzten sich die Normannen unter der Führung von Richard und Robert Guis-

kard auf den befestigten Flecken Civitella, wo, ohne daß sie davon Kenntnis hatten, Leo IX. sich befand. Der Papst verbot unnützen Widerstand, ließ die Thore öffnen und trat den blut- und raubgierigen Kriegern entgegen. Kaum hatten letztere ihn erkannt, so stürzten sie vor ihm auf die Kniee und baten um Verzeihung. Der Papst sprach zu ihnen mit der ihm eigenen Sanftmut; alle Herzen öffneten sich unter dem Einflusse seines Wortes. Die Sieger auf dem Schlachtfelde waren die Besiegten der christlichen Tugend und der geistlichen Machtfülle des Nachfolgers Petri. Die Toten wurden unter der Leitung des Papstes begraben. Die normannischen Fürsten erklärten sich für alle ihre Besitzungen und für das, was sie noch erobern würden, zu Vasallen des Papstes.

Alle Schwierigkeiten gegenüber den Normannen waren allerdings noch nicht geebnet. Noch manchmal wird, bis Robert Guiskard den Papst Gregor VII. den Händen seiner Tyrannen in Rom entreißen und ihm die freie Verwaltung der Kirche wieder ermöglichen wird, die wilde Roheit des angeborenen Charakters zum Durchbruche kommen; — aber der Anfang war gemacht. Die Beziehungen des heiligen Stuhles zu den Normannen sind von der Zeit an mit geringen Ausnahmen freundliche. Gott beginnt gegen die Macht des Sohnes Heinrichs III., gegen den Verfolger des Papsttums, den Schützer der Simonie und der Sittenlosigkeit des Klerus, gegen Heinrich IV., der bereits geboren war, ein Gegengewicht vorzubereiten.

Um dieselbe Zeit ward der Vater der später so berühmten Gräfin Mathilde, Bonifazius, von den Feinden des Papstes, den Anhängern der Simonie, gemordet. War dies der Anstoß für den Haß, welchen später die Tochter gegen die von Leo IX. bekämpften Laster und Sekten offenbarte? Hatte sie bereits als Kind tief den Eindruck in sich aufgenommen, daß die zeitliche Gewalt nur im festen Anschlusse an den Nachfolger Petri, den Hirten der Völker und den

Vater der Könige, Festigkeit und Dauer gewinnen kann; und bereitete auf diese Weise der Herr am Ende des Pontifikates Leos IX. die Stützen vor, welche im großen Entscheidungskampfe unter seinem fünften Nachfolger und jetzigen treuesten Berater an der Seite des römischen Papsttums mit unerschütterlicher Entschlossenheit für Recht, Wahrheit und Freiheit siegreich kämpfen sollten!?

Elftes Kapitel.

Die Geburt Heinrichs IV.

Wir haben eben gesagt, daß Heinrich IV., der spätere erbitterte Gegner Gregors VII., ebenfalls in dieser Zeit geboren ward. Heinrich III. hatte von seiner Gemahlin, der Kaiserin Agnes, durch lange Zeit nur Töchter erhalten. Es war sein innigster Wunsch und das Ziel inständiger Gebete der deutschen Völker, die sich unter dem Scepter Heinrichs III. so geachtet überall und so glücklich befanden, daß der Kaiserfamilie ein Sohn geschenkt werde, welcher dereinst dem Vater in dessen Herrschaft sowie in dessen Tugenden nachfolgen könnte. Die Bitte ward erhört. Am 10. November 1051 ward dem Kaiser ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen seines Vaters, Heinrich, erhielt. Der fromme und später kanonisierte Abt Hugo von Clugny war sein Pate. Die Kirche und der Staat schienen sich in dieser Taufe die Hand zu geben. Doch alle an diese Geburt geknüpften Hoffnungen sollten zunichte werden.

Die deutschen Völker hatten um ihre einstige Geißel, um den Zerrütter ihres Vaterlandes, um einen der größten Verfolger des Rechtes und der Wahrheit gebeten.

Es ist behauptet worden, zumal von den Feinden Gregors VII, derselbe hätte bereits der Kindheit Heinrichs IV. nahe gestanden, er sei sein Lehrer gewesen; und erst danach

sei er nach Clugny und von da nach Rom gekommen. Man hat daran die weitere Behauptung geknüpft, Hildebrand habe gegen seinen Zögling einen solchen Haß offenbart, daß die Kaiserin Agnes ihren Gemahl darauf aufmerksam machte. Dieser habe zur Strafe den Lehrer ins Gefängnis geworfen und erst nach einem Jahre harter Gefangenschaft ihn unter der Bedingung entlassen, daß er Deutschland den Rücken kehre. Erst dann sei Hildebrand nach Clugny gegangen.

Es handelt sich hier offenbar um eine Fabel, welche aus Haß gegen den großen Papst erfunden worden ist, damit so der welthistorische Streit zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. den Anstrich persönlicher Gehässigkeit erhalte. Wir werden später oft Gelegenheit haben, zu sehen, wie oft und wie einschneidend auf seiten Heinrichs zu den Waffen der Lüge und Verleumdung gegriffen worden ist. Im vorliegenden Falle wird bereits durch die Chronologie die Unmöglichkeit dieser Erzählung dargethan. Heinrich ist, wie die Bollandisten nach den authentischesten Dokumenten festgestellt haben, geboren am 10. November 1051 und Hildebrand ging mit Gregor VI. nach Clugny im Jahre 1046, von da am Ende des Jahres 1048 mit dem Abte Hugo nach Besançon, um den Papst Leo IX. zu sehen und begleitete dann den Papst nach Rom, wo er im Februar 1049 anlangte.

Wir haben das Pontifikat Leos IX. etwas eingehender behandelt; weil unter ihm dem Schifflein Petri mit starker Hand jene Richtung gegeben worden ist, welche es auch unter den folgenden vier Pontifikaten beibehalten sollte. Der Umschwung war geschehen. Wir werden nun bis zur Thronbesteigung Gregor VII. nur solche Punkte hervorheben, in denen die Persönlichkeit dieses Mannes einschneidender sich bemerklich macht. Ganz dieselben Mittel, welche Leo IX. zur Durchführung der Reform anwandte, waren auch die seiner nächsten Nachfolger; immer unter dem Rate Hildebrands.

Zwölftes Kapitel.

Papstwahl.

Am 19. April 1054 war der Papst gestorben. Nachdem er sich an den Altar hatte tragen lassen, der über dem Grabe des Apostelfürsten in St. Peter errichtet war, wohnte er da der heiligen Messe bei, empfing den Leib des Herrn als Wegzehrung und war darauf sanft im Herrn entschlafen; nur fünfzig Jahre alt. Die Kirche hat sein Gedächtnis immer in Ehren gehalten. Sein Pontifikat war eines der wirksamsten und bedeutungsvollsten, unter welchen jemals die Kirche Christi regiert wurde.

Es handelte sich darum, das mit so großer Thatkraft begonnene Werk fortzusetzen. Aller Augen richteten sich auf Hildebrand; und Bonizo von Sutri behauptet sogar, Leo IX. habe ihn unmittelbar vor seinem Tode dem Volke und dem Klerus als den Würdigsten bezeichnet.

Hätte im Kopfe Hildebrands ein sogenannter „Plan" existiert, er hätte sogleich die Gelegenheit benützen müssen, denselben in der wirksamsten Weise auszuführen. Er stand im kräftigsten Alter, in der Mitte der Dreißiger etwa. Er war seit fünf Jahren die rechte Hand des Papstes gewesen. Er genoß allgemeine Achtung, wie wir dies aus dem Briefe Berengars schon gesehen haben. In den zahlreichen Sendungen, zu denen Leo ihn auserwählt, hatte er die hauptsächlichsten Persönlichkeiten der damaligen Christenheit kennen gelernt. Dazu kam, daß das Papsttum neuen Glanz gewonnen und beim Tode Leos keinen offen hervortretenden Feind unter den Mächtigen der Erde besaß. Kaiser und Papst waren die besten Freunde gewesen.

Die Gelegenheit war so günstig, um die letzte Hand kraftvoll an das Reformwerk zu legen, wie thatsächlich niemals später. Die staatsmännische Weltklugheit hätte Hilde-

brand raten müssen, jetzt selber die höchste, unabhängige Leitung der Kirche zu übernehmen. Wer würde denn am Ende Papst werden? Können nicht von den Mächtigen zu Rom neue Intriguen gesponnen und von neuem Männer mit Gewalt auf den päpstlichen Thron erhoben werden, wie das später auch wirklich wiederholt der Fall war? Wird der etwaige neue Papst ihm Vertrauen schenken oder nicht vielmehr seinen Ideen feindlich gegenüberstehen? Wie wird sich die Lage in Deutschland gestalten, wenn der Kaiser sterben sollte? Auf den Charakter der Kaiserin Agnes war kein Verlaß und der Sohn Heinrichs III. war kaum der Wiege entwachsen.

Das alles hätte den Urheber der energischen Reformbestrebungen, den ersten Berater Leos IX., bestimmen müssen, den Erfolg der Regierung seines heiligen Freundes nicht dem Zufall auszusetzen, sondern ihn dadurch zu sichern, daß er selber an die Spitze trat; wenn er den Geboten weltlicher Staatsklugheit hätte Gehör geben wollen.

Aber Hildebrand war eben nicht nur ein tiefer Staatsmann, sondern ein heiliger Staatsmann. Seine Staatsklugheit ruhte wie auf der festesten Grundlage auf der Heiligkeit. Letztere aber gebot zu allererst, alles daran zu setzen, daß die eigene Persönlichkeit nicht vorgeschoben würde. Die christliche Demut sagte dem Berater Leos IX., jeder andere werde Gottes Werk besser und heilsamer fortsetzen wie er selber; niemand sei dafür so ungeeignet wie gerade er. Sie sagte ihm, er solle nur anderen den Vortritt lassen, sie seien klüger, frömmer, widerstandsfähiger wie er. Sie vollbrachte in Hildebrand jenes erhabenste Kunstwerk der Heiligkeit, nach welchem vor dem Menschen die eigenen Fähigkeiten sich verbergen, um, obgleich dem betreffenden Menschen selber unbewußt, nur um so wirksamer und glänzender unter der unmittelbaren Führung der göttlichen Kraft zu wirken.

Man wird der Geschichte Gregors VII. niemals Verständnis abgewinnen, wenn man bei ihm den Charakter des „Heiligen" übersieht. In Gregor waren die glänzendsten,

tiefgehendsten natürlichen Fähigkeiten eben kraft der Heiligkeit seines Wesens ineinander verwachsen und sie offenbarten sich nur nach Maßgabe dessen, was diese Heiligkeit diktierte. Gregor hat niemals an seinem Werke gezweifelt; aber nicht, weil er es etwa gethan oder thun wollte, sondern weil er tief durchdrungen war davon, es sei das Werk Gottes: Gott werde seine Kirche nicht verlassen.

Kaiser und Volk hätten gewünscht, daß Hildebrand den Stuhl Petri besteige. „Klerus und Volk," erzählt Bonizo, „waren dahin übereingekommen, ihn zum Papste zu wählen. Hildebrand aber flehte und beschwor unter reichlichen Thränen die Wähler so lange, bis diese, freilich erst nach langem Widerstande und höchst ungern, von seiner Wahl absahen. Er wurde beauftragt, an der Spitze einer Gesandtschaft zum Kaiser zu gehen, damit dieser bezeichne, wen Klerus und Volk erwählen könnten. So ging nun der Archidiakon der römischen Kirche zum Kaiser Heinrich III."

Der letztere war damals zu Mainz, wo für den Monat September 1054 eine Versammlung von Fürsten und Bischöfen angesagt war. Hildebrand hatte mit dem Kaiser weitläufige Besprechungen rücksichtlich der Lage des Apostolischen Stuhles. Seit der Wahl Klemens' II. besaß der Kaiser das Recht eines römischen Patriziers (patricius Romanus) und als solcher zugleich das Privileg, in der Versammlung von Klerus und Volk, wo ein Papst gewählt werden sollte, den Vorsitz zu führen. Nicht ganz sieben Jahre waren seitdem verflossen; und die römische Kirche zählte bereits drei Vakanzen des päpstlichen Stuhles, von denen eine jede etwa ein Jahr gedauert hatte. Der Zustand war nicht zu ertragen, zumal in Anbetracht der römischen Adeligen, die früher den Apostolischen Stuhl vergewaltigt hatten und die noch jetzt nur durch die Furcht vor dem mächtigen Kaiser zurückgehalten wurden, ihre Gewaltthätigkeiten zu wiederholen. Durften sie auch nicht mehr den Apostolischen Thron vergeben, so schafften sie doch während der Vakanz immer wieder von neuem Unord-

nungen, welche nur mit Mühe der neue Papst bewältigen konnte.

Heinrich III. sah das ein. Er verzichtete auf das Recht, den Papstwahlen zu präsidieren und behielt sich nur den Schutz der geschehenen vor. Klerus und Volk sollten von nun an in absoluter Freiheit den Apostolischen Stuhl besetzen und, um von seinem aufrichtigen Willen sogleich einen Beweis zu geben, bat er die Gesandten des römischen Klerus und Volkes, sie möchten einen Mann zum Papste wählen, der ihnen angenehm sei, er werde sich davon gänzlich enthalten, einen zu bezeichnen.

Welche Gelegenheit für Hildebrand, als Chef der Gesandtschaft und im Vertrauen des Kaisers stehend, sich selber zum Papste wählen zu lassen; zumal das römische Volk und der Klerus mit Begeisterung zugestimmt hätten! Es bestand von keiner Seite ein Hindernis.

Aber Hildebrand war nicht in dem Sinne Eiferer für die kirchliche Freiheit, daß er für die Kirche völlige Trennung vom Staate wünschte oder gar die absolute Herrschaft über die weltliche Gewalt ihr verschaffen wollte. Hildebrand erstrebte die edelste Verbindung zwischen Staat und Kirche, eine Verbindung, die für beide Teile heilsam sei. Er war kein solcher kirchlicher Staatsmann, der einseitig nur Augen gehabt hätte für eine ungemessene Herrschaft der Kirche. Er war vielmehr ein heiliger Staatsmann, welcher mit eben so tiefem Blicke das sociale Wohl der Völker wog, wie in ihrer Sphäre die Freiheit der Kirche. Der Staat sollte mit der Kirche zusammenarbeiten, die Principien der Kirche mit seiner Macht unterstützen und so für sich selber die Ursache sein, daß seine Völker mit diesen Principien durchdrungen unter dem höchsten Zwecke, dem Heile der Seele, den socialen Zwecken der Familien-, der Staatenverbindung kraftvoll und aus innigster Überzeugung dienen. Der Staat kann nicht bestehen, wenn nicht von seinen Unterthanen der eine bereit ist für den anderen einzutreten im Interesse des gemeinsamen Wohles. Nun

eben die Kirche lehrt von Geschlecht zu Geschlecht als höchstes Gesetz des christlichen Lebens, daß „nicht der einzelne sich selber suche und nicht sich selber gefalle, sondern daß er das suche, was zum Vorteile des Nächsten ist und diesem gefalle zum eigenen ewigen Heile.“

Hildebrand gab im Reichstage zu Mainz den augenscheinlichsten Beweis seiner tiefen christlichen Auffassung der Grundprincipien von Staat und Kirche. Wir wissen, daß der Bischof von Eichstädt, Gebhard, für den Kaiser die Ursache gewesen, Leo IX. im letzten Augenblicke die notwendige Hilfe zu verweigern; und daß er somit die Niederlage des Papstes bei Droganara veranlaßt hatte. Nun gerade diesen Bischof, der zugleich Erzkanzler des Kaiserreiches war, diesen Bischof, der sich dem Anscheine nach gegen die Interessen der römischen Kirche so feindselig gezeigt hatte, ihn empfahl der Archidiakon der Versammlung zur Wahl. „Hildebrand erhob sich,“ erzählt der anonyme Chronist der Bischöfe von Eichstädt,[1] „und erklärte, die römische Kirche wähle zum Papst den Bischof Gebhard, Erzkanzler des deutschen Reiches.“ Besser konnten die Interessen von Kaiser und Papst, von Staat und Kirche nicht verbunden sein, als in der Hand eines Mannes, der zugleich kirchlich eifriger Bischof und der höchste für das Wohl des Vaterlandes ängstlich besorgte Beamte des Reiches war; wenn er sich auch durch die Sorge für das Wohl und die Ruhe des Vaterlandes in einem einzelnen Falle hatte verleiten lassen, gegen die zeitlichen Interessen des Apostolischen Stuhles zu wirken.

„Diese Wahl,“ sagt Giesebrecht,[2] „läßt so recht glänzend erscheinen den tiefen, durchdringenden Blick Hildebrands. Gebhard war in der Blüte der Jahre. Trotz seiner Begeisterung für das Klosterleben hatte er sich schon früh an der Spitze der Geschäfte gesehen und eine tiefe Kenntnis der

---

[1]) Cf. Watterich. tom. I. p. 479.

[2]) Geschichte der Kaiser, Bd II. S. 469.

Staatsleitung gewonnen. Die Verwaltung seiner Diöcese war eine musterhafte; und das Herzogtum Bayern, das ihm anvertraut worden, hatte er so regiert, daß ihm vom Kaiser das höchste Lob gespendet worden war. Ganz und gar ergeben den Interessen des Reiches, vergaß er doch niemals weder die Würde seiner persönlichen Stellung noch seine Pflichten gegenüber der Kirche. Alle waren darüber einig, daß Gebhard die größten politischen Fähigkeiten besaß, jenen tiefen Blick, der im Augenblicke alle Gefahren mißt und sie beherrscht. Unbestreitbar war er am meisten geeignet, in dieser Epoche der Wirrnisse die innigste Verbindung zwischen Kirche und Staat aufrecht zu halten, die Ehre des heiligen Stuhles zu wahren und für die Zukunft zu sorgen."

Es galt jedoch nicht allein, die würdigste Person zu erwählen; es galt zudem, Gebhard zu bestimmen, daß er die Wahl annehme. Sowohl der Kaiser aber erklärte, er wolle sich nicht trennen von seinem Kanzler; als auch erklärte der Kanzler in bestimmtester Weise, er könne sich nicht zur Annahme der Wahl entschließen. Die römische Gesandtschaft wurde deshalb gebeten, von Gebhard abzusehen und ihre Wahl auf eine andere Person zu lenken. Der Bischof von Eichstädt ging sogar noch weiter. Er sandte insgeheim Boten nach Rom, welche Klerus und Volk überreden sollten, gegen seine Wahl zu protestieren. Dem Volke sollten sie seine Persönlichkeit im gehässigsten Lichte darstellen, dem Klerus die alten Kanones in das Gedächtnis zurückrufen, nach welchen ein Bischof sein Bistum nicht wechseln und der Papst nur aus dem römischen Klerus genommen werden durfte.

Es half alles nichts. Hildebrand erklärte nach langen Beratungen mit seinen Kollegen und auf Nachrichten aus Rom hin, daß Klerus und Volk von Rom keinen anderen Papst wollten, als den Bischof von Eichstädt; die angeführten Kanones seien schon längst und in aller gesetzmäßigen Form außer Gebrauch gesetzt. Der Kaiser gab aus Liebe zur römischen Kirche nach; und Gebhard erklärte endlich, nach-

dem alle seine Widerstandsmittel erschöpft waren, auf der Versammlung der Großen zu Regensburg im März 1055 dem Kaiser, wie der obengenannte anonyme Chronist erzählt: „Ich bin bereit, mich ganz und gar mit Leib und Seele den Interessen des heiligen Petrus zu widmen, obgleich ich des höchsten Amtes in der Christenheit vollständig unwürdig bin; ich thue dies aber unter zwei Bedingungen, daß 1) dem heiligen Petrus alle zeitlichen Besitzungen zurückgestellt werden, und 2) daß in Rom eine kanonisch regelrechte Wahl stattfinde, die meine Ernennung zum Papste bestätigt."

So geschah es. Der neue Papst nannte sich Viktor II. Rom empfing ihn mit Begeisterung.

Unter seinem Pontifikate kam zuerst die Frage der Investituren in Fluß. Gemäß der Gesetzgebung des Mittelalters durften die großen Lehen, auch wenn es Herzogtümer waren, von den dazu berechtigten Vasallen nicht eher in Besitz genommen werden, bis letztere in die Hände des Monarchen den Eid der Treue abgelegt hatten. Diese Maßregel verpflichtete ebenso die weltlichen wie die kirchlichen Würdenträger; besaßen doch die Bischöfe und Äbte ganz beträchtliche Besitzungen, Schlösser und Burgen, als Lehen der Krone. Die Monarchen trennten nun nicht das Geistliche vom Zeitlichen. Sie meinten, mit der Belehnung und der damit verbundenen Berechtigung zur zeitlichen Verwaltung auch die kirchliche Gewalt zu übertragen. Beim Tode eines solchen Würdenträgers der Kirche wurden Ring und Hirtenstab, die Insignien der geistlichen Würde, dem Monarchen übergeben, der sie dann, wie er wollte, demjenigen verlieh, den er für die erledigte Stelle für passend erachtete. Da aber von den Bischöfen die Leitung der verschiedenen Kirchen abhängt, so war es klar, daß von einer wahren Freiheit der Kirche, d. h. von einem Rechte voller Selbstverwaltung in ihren eigensten Angelegenheiten, keine Rede sein konnte.

Dieser Punkt kam zuerst zur Sprache unter dem Pon-

tifikate Viktors II., ohne daß es diesem Papste vergönnt gewesen wäre, ihn nachdrücklich zu verfolgen. Kaum hatte er in Rom und Italien mit Hilfe des Kaisers die Ordnung hergestellt und dem heiligen Stuhle jene Besitzungen zurückerworben, die ihm die Raubgier der umwohnenden Grafen entrissen, so starb er nach zweijährigem Pontifikate.

Er starb jedoch nicht, ohne gegenüber der Simonie und der Priesterehe ganz entschieden in die Fußstapfen seines heiligen Vorgängers getreten zu sein. Viktor II. hielt 1055 am 4. Juni ein Konzil zu Florenz. Bonizo von Sutri erklärt ausdrücklich, „daß der ehrwürdige Hildebrand einen großen Anteil daran genommen hat. Auf seinen Rat erhob der Papst hier von neuem das Schwert des Bannes gegen die simonistische Ketzerei und gegen sittenlose, ärgernisgebende Kleriker. Mehrere Bischöfe, unter ihnen der Erzbischof von Florenz, wurden abgesetzt."

Größer noch war der Anteil, den Hildebrand am Konzil von Embrun nahm. Es war eine Provinzialsynode und Hildebrand ward von Viktor II. abgesandt, um da den Vorsitz zu führen. Dort hatte folgendes Ereignis statt, welches auch im römischen Brevier eine Stelle gefunden hat.

Dreizehntes Kapitel.

Das Lyoner Provinzialkonzil.

Hören wir den vertrauten Freund Gregors VII., den späteren Abt Desiderius von Montecassino und Nachfolger Gregors VII. Er erzählt: [1]) „Der ehrwürdige Papst Gregor hat mir oft eine außergewöhnliche Thatsache mitgeteilt, die da beweist, wie die Simonie Gott verhaßt ist. Ich war noch Subdiakonus der römischen Kirche, also sprach er, als

[1]) Dialogor. lib. III.

ich vom Papste Viktor II. heiligen Andenkens beauftragt wurde, zur Wiederherstellung der Disciplin in Frankreich mitzuarbeiten. Nun ward der Bischof jener selben Stadt, wo das Konzil gehalten wurde, angeklagt, seine Würde mit Geld erkauft zu haben. Inmitten der Versammlung gefragt, ob die Anklage auf Wahrheit beruhe, erhob er sich, um seine Verteidigung vorzutragen. Ich forderte ihn auf, seinen Fehler aufrichtig zu bekennen, wenn er sich schuldig fühlte. Aber einerseits der Umstand, daß er gerade von jener Stadt seinen Titel trug, wo das Konzil stattfand, andererseits die Zuversicht, daß der Graf, welcher die betreffende Provinz regierte, ihm seinen Beistand zugesagt hatte, bestimmten ihn, offen und ohne weiteres die Anklage als eine unwürdige Verleumdung mit Unwillen von sich zu weisen. Er verwarf also meinen Rat; und die Sache wurde kanonisch in aller Form Rechtens untersucht. Seine Schuld war klar erwiesen; die Väter des Konzils erkannten dies an und eben sollte die Sentenz der Exkommunikation gegen ihn von mir verkündet werden. Da, gefangen in den Fäden des Netzes der Gerechtigkeit, die er bis dahin hatte verspotten wollen, fing er, der bis dahin zu seiner Verteidigung nichts gesagt und selbst gegen das Aussprechen der einzelnen Punkte der Anklage protestiert hatte, plötzlich an, nun jeden dieser Punkte aufzunehmen und einem jeden eine absolute Leugnung entgegenzusetzen. Die ganze Verhandlung mußte wieder von neuem begonnen werden; und der ganze Tag verging, ohne daß er etwas eingestand. Die versammelten Bischöfe stellten dann an mich die Bitte, ich möchte die Debatten schließen. Darauf wandte ich mich an den Angeklagten und sprach zu ihm: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, dessen Gnaden Du nach der Anklage durch Simonie erkauft haben sollst, beschwöre ich Dich, die Wahrheit zu sagen. Wenn Du fortfährst zu leugnen und Dein Leugnen unbegründet ist, wie wir nach allem, was wir gehört haben, voraussetzen müssen, so flehen wir zum

heiligen Geiste, er möge Deine Zunge lähmen, auf daß Du seinen Namen nicht aussprechen könnest. Der Bischof war beredt; er konnte leicht und überzeugend sprechen; er wollte eben seine Meinung in langer Rede offenbaren; aber beim ersten Worte hielten wir ihn an und sagten, er solle nichts anderes aussprechen als die Formel: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; ich bin unschuldig. Er versuchte also, diese kurze Formel auszusprechen; aber es war ihm unmöglich, die Worte „des heiligen Geistes" zu artikulieren. Kam er bis zu dieser Stelle, so mußte er einhalten. Er wiederholte verschiedentliche Male den Versuch, ohne über das Hindernis triumphieren zu können. Zeugen dieses wunderbaren Vorganges erklärten die Väter, die Schuldbarkeit des Bischofs, an der sie übrigens auch vorher nicht gezweifelt hatten, sei klarer wie das Tageslicht. Der Schuldige bekannte nun demütig und aufrichtig seine Schuld; und unmittelbar nach seinem Bekenntnisse konnte er die Doxologie bis zum Ende aussprechen."

So berichtet Desiderius oder vielmehr Gregor VII. selber. Er nennt aus Diskretion nicht den Namen der Bischofsstadt dieses Bischofs, sondern sagt nur, es sei der Bischof jener Stadt gewesen, wo das Konzil gehalten wurde. Bonizo ist genauer. Er berichtet: In einem Konzil der Provinz Lyon in Gallien führte der ehrwürdige Hildebrand einen Schlag gegen die Simonie und gegen die Unenthaltsamkeit der Kleriker, dessen Echo von den Pyrenäen bis zum britanischen Ocean drang. Auf diesem Konzil fand sich auch ein der Erzbischof von Embrun, ein sehr beredtsamer Mann, der aber der Simonie schuldig war. Dieser Thatsache halber angeklagt, verzweifelte er durchaus nicht an der glücklichen Wendung seiner Sache. Während der Nacht, welche der Anklage folgte, erkaufte der Bischof durch Geld das Schweigen seiner Ankläger und der Zeugen, welche man am nächsten Tage hören wollte. Demgemäß seiner Sache gewiß, erschien er, nachdem die Sitzung eröffnet war, und sprach

triumphierenden Blickes: Wo sind meine Ankläger? Sie sollen sich erheben." Und da nun niemand das Wort verlangte, sagte er: Ihr seht; ich bin unschuldig; keiner ist da, um mich zu verurteilen. Aber Hildebrand erwiderte ihm: Bischof! Glaubst Du, daß der heilige Geist dieselbe Natur und dasselbe Wesen hat, wie der Vater und der Sohn, und daß diese drei Personen ein einiger und selbiger Gott sind? Ich glaube es; antwortete er. Wiederhole also, was ich sagen werde, spricht Hildebrand, wiederhole: Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste. Der Bischof fing sogleich an. Aber er konnte wohl „Ehre sei dem Vater und dem Sohne" aussprechen; nicht jedoch „dem heiligen Geiste". Mehrmals machte er den Versuch und jedesmal vergeblich. Da stürzte er vor dem Abgesandten des Apostolischen Stuhles auf die Kniee, bekannte sein Vergehen nnd nahm den Urteilsspruch an, durch den er abgesetzt wurde. Alsbald konnte er nun „dem heiligen Geiste" aussprechen. Dieses Begebnis machte auf die versammelten Bischöfe einen solchen Eindruck, daß sich achtzehn unter ihnen als schuldig bekannten und auf ihre bischöflichen Sitze verzichteten.

Die beiden Berichte unterscheiden sich bloß darin, daß derjenige aus dem Munde Gregors aus Bescheidenheit die durchaus hervorragende Rolle verschweigt, welche Gregor vertrat und das Ganze mehr als von der Gesamtheit der Konzilsväter herrührend schildert.

Die Abhaltung von Konzilien war die schärfste Waffe gegen das herrschende Unwesen. Es folgten die von Narbonne (1055), von Barcelona (1055), von Toulouse (1056). In Deutschland zeigte der Kaiser die größte Sorge, daß nur würdige und tugendhafte Männer die bischöflichen Stühle einnahmen; eben hatte er (1055) den Stuhl von Köln mit dem heiligen Hanno besetzt, der durch seinen Eifer, durch seine Wachsamkeit, durch seine apostolische Festigkeit an die ersten Jahrhunderte der Kirche erinnerte. In England regierte der heilige Eduard III. „sein Volk mit Weisheit

und Milde, verminderte die Lasten desselben, gab gute Gesetze und führte wichtige Besserungen ein", sagt Bonizo. In Spanien hatte eben Ferdinand I., der Große, welcher die Königreiche von Kastilien und Navarra vereinigte, dadurch ein Beispiel der Unterwürfigkeit unter die Bestimmungen des Apostolischen Stuhles gegeben, daß er auf die Aufforderung des Papstes hin den Kaisertitel ablegte, den er von sich allein aus angenommen. Heinrich III. selber hatte beim Apostolischen Stuhle ein derartiges Dekret nachgesucht und dadurch seine Überzeugung bethätigt, daß der Kaisertitel einzig vom heiligen Stuhle abhänge.

Alles schien sich zum Guten zu wenden und der von Leo IX. auf den entschlossenen Rat Hildebrands hin unternommenen Reform schien ein rascher Sieg gesichert. Da begannen mit einem Schlage von allen Seiten her neue Stürme. Gottes Werke werden immer in der Weise vollendet, daß die menschliche Ohnmacht offenbar wird. Das Kreuz ist die erste Vorbedingung für die Auferstehung.

Kaiser Heinrich III. starb vorzeitig. Er hatte eben eine glänzende Friedensversammlung zu Goslar gefeiert, bei welcher der Papst, die Gesandten des französischen Königs, die noch kurz vorher bekämpften Reichsfürsten, u. a. Gottfried von Lothringen und Balduin von Flandern, gegenwärtig waren. Er hatte sich darauf nach Quedlinburg (Bothfeld) begeben, um der bei Goslar ausbrechenden ansteckenden Krankheit zu entgehen. Da befiel ihn ein hitziges Fieber und bald hauchte Heinrich III. unter dem Beistande seines ehemaligen Kanzlers, des Papstes Viktor, seine edle, große Seele aus im Alter von noch nicht neununddreißig Jahren.

Eine Epoche von Glück und Frieden hatte geschienen anzubrechen; — anstatt dessen war mit dem Tode des Kaisers das Signal zu neuen, furchtbaren, mehr als fünfzigjährigen Kriegen in Deutschland und Italien gegeben. Der verstorbene Kaiser hinterließ nur einen Sohn, den unglückseligen Heinrich IV., der das deutsche Vaterland an den Rand des

Abgrundes bringen sollte. Er war bereits mehr als ein Jahr vorher in Aachen zum Könige gekrönt worden; die Großen des Reiches hatten ihm Treue geschworen. Der Apostolische Stuhl und die Kaiserin Agnes sollten die Vormundschaft über den Knaben besitzen.

Vierzehntes Kapitel.

Papstwahl. Hildebrand in Deutschland.

Viktor II. hatte den Keim seiner Todeskrankheit wohl von Deutschland mitgebracht. Er starb sechs Monate nach dem Tode Heinrichs zu Arezzo auf seiner Rückkehr nach Rom. Hildebrand befand sich in seiner Begleitung. Kaum war die Nachricht vom Tode des Papstes in Rom angelangt, als man sich, das erste Mal seit langen, langen Jahren, zu einer ganz und gar freien Papstwahl vorbereitete. Es gab keinen Kaiser, es gab keinen Patricius, von keiner Seite machte sich ein fremder Einfluß geltend. Hildebrand blieb absichtlich fern von Rom, um die Stimmen der Wähler nicht auf sich zu lenken. Trotzdem wurde sein Name genannt und sogar die Ermahnung an Klerus und Volk gerichtet, man solle warten, bis er zurück sei. Gewählt aber wurde derjenige, der eben dazu ermahnt und der Hildebrand vorgeschlagen hatte: der Kardinal und Abt zu Montecassino Friedrich von Lothringen. Durch seinen Charakter, seine Tugenden, seine Vergangenheit verbürgte er den Römern ein glänzendes kraftvolles Pontifikat.

Dazu kam der Glanz seines Herkommens und die hochbedeutungsvolle, einflußreiche Stellung seiner Verwandten. Sein Vater war der Herzog Gothelo von Lothringen und gehörte er somit von dieser Seite her zu den königlichen Familien Frankreichs und Deutschlands. Durch seine Mutter war er der Enkel Berengars, des letzten Königs von Ita-

lien. Sein Bruder Gottfried hatte die Witwe des Grafen Bonifacius geheiratet, des mächtigsten Fürsten in Mittel- und Oberitalien, die Mutter der künftigen „Gräfin Mathilde".

Alle stimmten in den Ausruf Lamberts von Hersfeld ein: „Niemals war eine Papstwahl so allgemein und mit so großer Freude begrüßt worden. Die Erhebung Friedrichs war ein wahrer Triumph; sie verhieß lange Jahre reichen Triumphes und vollen Glanzes für die Kirche."

Aber ach! müssen wir mit demselben Annalisten hinzufügen: „So viele Hoffnungen sollten sich bald als nichtig erweisen." Noch nicht acht Monate waren verflossen, als am 29. März 1057 Stephan X., wie sich Friedrich genannt hatte, plötzlich starb. Er hatte Hildebrand, dessen Einfluß und entscheidende Stellung immer dieselbe blieb, nach Deutschland als Apostolischen Legaten geschickt, damit dort die Ruhe wiederhergestellt werde. Der heilige Stuhl kam damit dem Versprechen nach, daß er in der Person Viktors II. dem Kaiser Heinrich III. an dessen Sterbebette gegeben. Er vertrat als Vormund die Rechte des königlichen Kindes.

Trotz ihrer Beteuerungen hatten nämlich die deutschen Fürsten unmittelbar nach dem Tode Heinrichs III. eine Verschwörung gebildet in der Absicht, den unmündigen König abzusetzen. Otto von Sachsen war das Haupt der Verschwörung. Er ließ sich zum König ausrufen und marschierte an der Spitze einer starken Armee gen Aachen. Die Truppen, welche Heinrich IV. treu geblieben waren, gingen, obgleich an Zahl weit geringer, dem Führer der Verschwörer mutig entgegen.

Bei Merseburg fand im Juni 1057 die Schlacht statt. Bereits war Otto von Sachsen Sieger, als er im Schlachtgetümmel einem seiner persönlichen Feinde begegnete, dem Grafen Bruno, einem Onkel des königlichen Knaben von mütterlicher Seite. Ein Zweikampf entspann sich, in welchem beim ersten Stoße sie sich gegenseitig töteten. Die Armee Ottos zog sich, ihres Führers beraubt, zurück; aber in der

Hoffnung, bald wieder die Offensive ergreifen zu können. Der Geist der Empörung durchwogte ganz Deutschland.

In dieser schwierigen Lage wandte sich der Rat der Kaiserin an den römischen Stuhl, auf daß er die Vermittlung übernehme und das Königreich beruhige. Im Monat Oktober kam Hildebrand als Abgesandter des Papstes Stephans X. nach Deutschland. „Der König Heinrich," schreibt Lambert von Hersfeld, „feierte Weihnachten zu Merseburg (1057), umgeben von einer Menge Fürsten. An seiner Seite war der Abt von St. Paul, Hildebrand, dieser bewunderungswürdige Mann, der da kam, um die Schreiben des Apostolischen Stuhles zu überreichen. Drei Monate danach hatte ich die Gnade, der Welt den Abschied zu geben; am 15. März wurde ich Mönch zu Hersfeld."

Das erste Mal waren beide zusammen: Gregor VII. und Heinrich IV. Wer hätte zu sagen gewagt, wie diese beiden selben Personen sich nach wenigen Jahren gegenüberstehen würden; der eine als Vertreter der Tyrannei, der Sittenlosigkeit, des Treubruchs; der andere als lebendiges Bild der Freiheit, der Zucht, der Wahrheit! Welcher Unterschied nach kaum zwanzig Jahren! Derjenige, der nun als unmündiges Kind den heiligen Stuhl um Beschützung seiner Rechte bittet; der wird dann auch als Bittender vor dem Vertreter des Apostolischen Stuhles stehen, aber bedeckt mit Schmach und Schande, für seine Verbrechen Verzeihung erflehend, als Monarch der feierlichen Absetzung entgegensehend, als Mensch verabscheut, als Christ getrennt von der Gemeinschaft der Gläubigen.

Hildebrand blieb längere Zeit in Deutschland. Sein nächster Zweck, die augenblickliche Beruhigung des deutschen Königreichs, wurde erreicht. Der königliche Knabe ward befestigt in seinen Rechten. Aber sicherlich hat der tiefe Blick des römischen Legaten die eigentliche Gefahr für die deutsche Macht nicht in den Sachsen gesehen; sondern in den Gesinnungen der Regentschaft und der Kaiserin selber. Da war

nicht mehr die aufrichtige Frömmigkeit eines Heinrichs III. vorherrschend, die ebensowohl auf das Beste des Staates wie auf das der Kirche sah oder vielmehr in der Freiheit der kirchlichen Verwaltung die bedeutsamste Stütze für das Wohl und die Dauer der weltlichen Gewalt erblickte. Ränke und Intriguen waren an die Stelle getreten; die kleinliche Politik, die nur den augenblicklichen Vorteil verfolgt, hatte den Platz eingenommen, welchen unter dem Kaiser die großen Grundsätze für die Völkerleitung behauptet hatten. Die Kaiserin selber beging in der Erziehung ihres Sohnes die größten Fehler, die sie wohl später durch ernste Reue tilgte, was ihre Person anbelangt, deren traurige Folgen aber für das Gesamtwohl sie nicht aufheben konnte.

Zu jener Zeit begann die Verbindung der römischen Gewalthaber, der simonistischen und verheirateten Priester in Italien, mit einem Worte aller jener dunklen Mächte, die sich vor der Heiligkeit Leos IX. und seiner Nachfolger, sowie vor der Macht des Kaisers Heinrich des Schwarzen voll Unwillen knirschend zurückgezogen hatten, mit dem deutschen Königshofe. Die Partei der Simonie fängt in Rom an, sich „kaiserlich"[1] zu nennen und unter dem Vorwande, die Rechte des Kaisers wahrzunehmen, ihrer eigenen gewaltthätigen Gesinnung freien Lauf zu lassen; war doch ihr sogenannter „Kaiser" nur ein Kind und dazu fern von Rom, die Regentschaft aber in sich gespalten und in unaufhörliche Streitigkeiten und Kämpfe mit den Großen verwickelt. In dieser Zeit beginnt die große simonistische Partei ganz Italiens in Übereinstimmung mit den Simonisten, dem unenthaltsamen Klerus und den geldsüchtigen Fürsten aller Länder den „Kaiser" gegen den Papst auszuspielen, damit nur das Werk der Reform verhindert werde.

In der ersten Zeit war der Erfolg dieser Partei am

---

[1]) Vgl. Annales Romani ap. Watterich tom. I. p. 217. „fideles imperatoris".

deutschen Hofe ein geringer. Als es aber erst gelungen war, die Erziehung des jungen Königs in die Hand zu bekommen, diesen mit schlechten Ratgebern zu umgeben und der Sittenlosigkeit in die Arme zu treiben; — da war der Erfolg auch um so vollständiger: Heinrich IV. trat als König von Deutschland und nach seiner Krönung durch den falschen Papst Guibert als römischer Kaiser an die Spitze des Kampfes gegen die Freiheit der Kirche und dieser Kampf nahm von da ab eine wahrhaft gigantische Ausdehnung und Erbitterung an.

Was hatte in Rom sich zugetragen während der Abwesenheit Hildebrands?

Fünfzehntes Kapitel.

Die Wirren der Papstwahl.

Stephan X. hatte, ehe er von Rom abreiste, um in Toskana mit seinem Bruder Gottfried von Lothringen sich zu besprechen, die Kardinäle, den Klerus und das Volk versammelt, wie Leo von Ostia erzählt, und vor dieser Versammlung ein Dekret veröffentlicht, kraft dessen der Papst unter Strafe des Bannes untersagte, falls er selber auf der Reise sterben sollte, zu einer neuen Papstwahl zu schreiten, ehe Hildebrand von seiner Legation in Deutschland zurückgekehrt sei. Die Kardinäle hatten ein jeder schwören müssen, die Ausführung dieses Dekrets zu überwachen und weder selbst eine Wahl anzunehmen noch die Wahl eines anderen zuzulassen, wenn die gestellte Bedingung nicht erfüllt worden.

Kurz vor seiner Abreise noch, erzählt Bonizo, hatte der Papst zu den Kardinälen, Bischöfen, Priestern und Diakonen gesagt: „Ich weiß, meine Brüder, daß nach meiner Abreise stolze und ehrgeizige Männer aufstehen werden, welche die

Thüre des Schafstalls Christi mit Gewalt sprengen und, gestützt auf die weltliche Macht, unter zur Schau getragener Verachtung aller kirchlichen Gesetze den heiligen Stuhl vergewaltigen werden."

Die Voraussicht des Papstes war nur zu gerechtfertigt. Hören wir einen Augenzeugen darüber, was sich nach dem Tode Stephans X. zu Rom ereignete.

„Du fragst mich," schreibt Petrus Damiani, damals bereits Kardinal, an den Erzbischof Heinrich von Ravenna, „was man von der Persönlichkeit denken soll, die sich gegenwärtig des Stuhles Petri bemächtigt hat. Ich will Dir alles berichten und Du brauchst es gar nicht geheim zu halten, kannst auch mich als den Urheber dieses Berichts überall nennen; ich unterschreibe ausdrücklich meinen Namen. Daß vielmehr die ganze Kirche Kunde davon erhalte von der Gefahr, in der sie schwebt! Der gegenwärtige sogenannte Papst ist unzweifelhaft mit dem Verbrechen der Simonie behaftet; seine Ernennung ist in keiner Weise zu rechtfertigen. Es entstand in der Nacht unmittelbar nachdem die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Papstes angelangt war, eine Meuterei in der Stadt. Wir alle, die Kardinalbischöfe Roms, begeben uns auf den entstandenen Lärm hin in höchster Eile in die Basilika zum Lateran und kommen gerade noch zu rechter Zeit, um Zeuge zu sein, wie die Soldaten den Papst auf den Thron Petri setzen und ihn als Oberhaupt der Kirche begrüßen. Trotz unserer Proteste, trotz des gegen sie ausgesprochenen Bannes fahren die Elenden in ihrem sakrilegischen Beginnen fort. Geld wurde mit vollen Händen verteilt, damit der so Ernannte als Papst anerkannt würde. Es war ein wahrer öffentlicher Marktplatz des Simon Magus; kirchliche Würden wurden gekauft und verkauft. Es ist ganz und gar unnütz, wenn der Gegenpapst behauptet, daß er nur vor der Gewalt gewichen sei. Er selber hat das Geld des heiligen Petrus mit vollen Händen verteilt, um die Gewissen zu kaufen. Übrigens

stehen seine Fähigkeiten auf einer dermaßen niedrigen Stufe, daß die Annahme als möglich erscheint, er sei unbewußt das Spielzeug einer meuterischen Bewegung geworden. Seine Schuldbarkeit jedoch würde dadurch nicht geringer werden; denn er hat sich nicht im mindesten anfangs gegen die prätendierte ihm angethane Gewalt gesträubt und hat später fortgefahren, sich im Schmutze einer ehebrecherischen und sakrilegischen Wahl zu wälzen. Giebt es Thränen genug, um das Ärgernis eines solch erschrecklichen Vorgangs zu beweinen? Wir alle, die Kardinalbischöfe der heiligen römischen Kirche, wurden gemißhandelt, geschlagen, wie wilde Tiere in einer Treibjagd gehetzt, wiederholt mit dem Tode bedroht. Warum? Weil keiner von uns ihn weihen wollte. Wir mußten endlich die Kirche verlassen und die Wahnsinnigen brachten einen Priester der Stadt Ostia herbei. Was für ein Priester! Ob er auch nur eine Seite der heiligen Bücher lesen kann! Er indessen war es, der den mit Gewalt auf den profanierten Stuhl Petri Gesetzten an der Hand nahm und ihn den Apostolischen Stuhl besteigen hieß. Du kennst die heiligen Kanones so gut wie ich. Diese Thatsache allein dürfte darthun, daß eine solche Ernennung und Weihe völlig ungesetzlich ist und unmöglich jemanden zum Bischof, geschweige denn zum Oberhaupte der ganzen Kirche machen kann. Es wäre somit bereits unnütz, Dir ins Gedächtnis zu rufen, daß Stephan X., heiligen Andenkens, bevor er Rom verließ, unter Strafe des Bannes dem Klerus und Volk verboten hatte, zu einer neuen Wahl zu schreiten vor der Rückkehr des Subdiakon Hildebrand, der damals bei der Kaiserin von Deutschland Legat war. Alle Kardinäle haben dieses Dekret unterschrieben und in die Hände Stephans X. den Eid geleistet, es zu beobachten. Der jetzige Aufdringling leistete ebenfalls diesen Eid und trotzdem hat er selben später so elendiglich gebrochen. Das sind Erwägungen, die wohl geeignet erscheinen, Deine Handlungsweise von nun an zu bestimmen. Ich füge nur noch dies hinzu,

was wohl auch etwas bedeutet. Wenn der sogenannte Erwählte fähig ist, eine zufällig aufgeschlagene Stelle, ich sage nicht eines Psalm, sondern einer Homilie mir zu erklären, so mache ich keine Schwierigkeit, ihn anzuerkennen; ich küsse ihm dann die Füße, ich erkläre ihn als Apostolisch, wenn Du willst, auch als einen Apostel."

Der so gekennzeichnete Mann war der Vetter des Grafen von Tuskulum, des Sohnes Alberichs, jenes Gewalthabers, der vor dem Pontifikate Leos IX. dem heiligen Stuhle durch so lange Zeit Gewalt angethan hatte. Der Sohn wollte in die Fußstapfen des Vaters treten und die römische Kirche zur Familienpfründe machen. An die Stelle Christi sollte die Familie von Tuskulum treten. Die Mutter des Aufdringlings gehörte zur Familie Galeria oder nach Novaes zu der de' Conti. In jedem Falle vereinigten sich in der Person des prätendierten Benediktus' X. die Interessen zweier mächtiger Familien Roms. Zudem gruppierten sich um ihn alle jene simonistischen und verheirateten Priester, welche der Bannstrahl der vorhergehenden Päpste von den Altären entfernt hatte.

Die Partei suchte aber ihre Stärke noch anderwärts. Sie wollte heuchlerisch die Rechte des „Kaisers" wahren, d. h. des achtjährigen Knaben, welcher wohl seinerseits der Obhut und dem Schutze des Apostolischen Stuhles anvertraut war, nicht aber umgekehrt. Deshalb schickten die Verschwörer, wie wir aus den annales Romani (bei Watterich p. 217) erfahren, alsbald nach der skandalösen Wahl eine Deputation zum deutschen Königshofe, um da die Ernennung respektive die Bestätigung ihres Eindringlings zu betreiben. Sie wußten, daß Hildebrand einen solchen Schritt in keinem Falle thun, sondern die absolute Freiheit der Wahl durchsetzen würde; zumal kein „Kaiser" existierte und der verstorbene, freilich nicht durch einen öffentlichen Akt, sondern vorderhand nur für seine Person, auf das ihm verliehene Recht verzichtet hatte.

Der deutsche Königshof stand aber noch unter dem Ein-

flusse des Legaten Hildebrand und wies die Deputation mit ihrem auf durchaus falscher Darstellung der Thatsachen beruhenden Berichte kurz ab.

Die Sektierer versuchten noch einmal, nachdem bereits Nikolaus II. kanonisch gewählt war, bei der Regentschaft durchzudringen. Die Bestechungen von seiten Benedikts X. waren nach ihrer Darstellung Beweise seiner Wohlthätigkeit; nur gezwungen, ganz und gar gegen seinen Willen hätte er angenommen und suche nun die „kaiserliche" Bestätigung nach, da ohne diese eine Papstwahl null und nichtig sei. Ihr Bemühen war auch da noch ohne Erfolg.

Lambert von Hersfeld erzählt darüber: „Die Weihnachten von 1059 feierte der König zu Nissa (Marowa) an der Grenze Ungarns und Bulgariens. Die römischen Fürsten kamen bis dahin und schwuren, sie würden dem Sohne Heinrichs des Schwarzen ebenso die Treue bewahren wie diesem letzteren selber. Demgemäß hätten sie betreffs der Besetzung des Apostolischen Stuhles noch nichts definitiv entschieden, ehe sie seinen (des Knaben) Willen gehört hätten. Sie wären bereit, die Entscheidung zu achten, möchte auch in der Zwischenzeit kraft einer unregelmäßigen Wahl jemand prätendieren, Papst geworden zu sein. (Offenbar meinten sie die bereits vollzogene Wahl Nikolaus' II.) Nach dieser Mitteilung wurde Rat gehalten und das Ergebnis war, daß der Erzbischof von Florenz (bereits Nikolaus II.) als Papst bezeichnet (respektive anerkannt) wurde. Dem Markgrafen von Toskana, Gottfried von Lothringen, wurde der Befehl erteilt, Nikolaus II. nach Rom zu begleiten. So wurde Benedikt X., der den Apostolischen Stuhl usurpiert hatte, aus Rom vertrieben und Nikolaus II. ward Papst."

Die Schismatiker werden aber immer von neuem ihre Netze nach Deutschland auswerfen; und es wird nicht mehr lange dauern, daß sie zuerst teilweise und schließlich ganz triumphieren. Der König, in der Meinung, zu ziehen, wird vom Schisma und der Häresie widerstandslos sich ziehen lassen.

Wie war aber nun Nikolaus II. gewählt worden?

„Bei seiner Rückkehr aus Deutschland," berichtet der Chronist Leo von Ostia, „vernahm Hildebrand zu Florenz die Vergewaltigung des heiligen Stuhles. Hildebrand berief die vornehmsten Persönlichkeiten Roms, Kleriker und Laien, nach Siena, um einen rechtmäßigen Papst zu wählen. Die Kardinäle hatten sich bereits dort versammelt zu einer regelrechten Wahl. Kraft der Vollmachten, die ihm Stephan X. gegeben, sprach Hildebrand im Namen des heiligen Petrus; und hatte zur Synode alle berufen, die ein Recht dazu besaßen. Auch der Kanzler der Lombardei, Guibert von Parma, war als Vertreter der Autorität des jungen Königs Heinrich IV. berufen worden. (Heinrich IV. war ebenso König von Italien wie von Deutschland.) Ebenso wohnten Gottfried, Markgraf von Toskana, mit seiner Gemahlin Beatrix und alle Bischöfe von Toskana und der Lombardei der Versammlung bei. Nach langer Beratung und nachdem man durch eifrige Gebete den Beistand des heiligen Geistes angerufen, wurde einstimmig gewählt Gerardus, Erzbischof von Florenz. Er nahm den Namen Nikolaus II. an."

Petrus Damiani, der sonst mit Lob wahrhaftig nicht verschwenderisch ist, giebt folgendes Porträt vom neuen Papste: [1] „Mit der göttlichen Wissenschaft und den verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens ist er vertraut; sein Charakter ist voll Leben und Thatkraft, seine Frömmigkeit bewunderungswürdig, seine Freigebigkeit kennt keine Grenzen, sein Leben ist ein Spiegel der Reinigkeit, der blasseste Verdacht hat sich an dasselbe nie hinangewagt." Nikolaus II. war wie so manche der damaligen Päpste der Benediktinerkongregation zu Clugny angehörig.

Aus seinem bedeutungsvollen Pontifikate gehört hierher nur die Bulle, durch welche er für alle Zukunft die Papstwahl regelte, sowie die erneuerte Verurteilung Berengars.

[1] Epist. I. lib. VIII.

Sechzehntes Kapitel.

Regelung der Papstwahl.

Mit sicherem Schritte nähert sich Hildebrand seinem Zwecke, der endgültigen Befreiung der Kirche vom ungemessenen Einflusse der weltlichen Macht. Die Wahlen Stephans X. und Nikolaus' II. waren ohne alle maßgebende Einmischung der weltlichen Macht geschehen. Der deutsche König als solcher wurde gar nicht gefragt. Nur der Kaiser hatte ein Recht der Bestätigung oder des Vorsitzes in der Wahlversammlung zu beanspruchen. Ein Kaiser existierte aber bei der Vornahme dieser Wahlen nicht. Zur kaiserlichen Würde konnte allein der Papst erheben; sie war eine rein persönliche. Zudem war das betreffende Recht nur behufs des Schutzes, also behufs der Garantie einer freien Wahl und somit zur Fernhaltung fremder Einflüsse gewährt worden; nicht zum Nachteil der kirchlichen Freiheit.

Hildebrand that nun einen wichtigen Schritt voran. Die Freiheit der Wahl wurde gesetzlich geregelt und es wurden die Bedingungen für die kanonische Gültigkeit klar festgestellt. Man möge sich dabei erinnern, wie der Verzicht auf das Recht der Zustimmung zur Papstwahl von seiten Heinrichs III. ein rein persönlicher, wahrscheinlich rein mündlicher geblieben war, der seinen Einfluß nur auf die Wahl Viktors II. geübt hatte. Der Kaiser war zu frühe gestorben, um diesen Verzicht in bindender Form zu bekräftigen. Rom aber respektiert immer die erworbenen Rechte. Daraus erklärt sich der auf dieses Recht der römischen Kaiser bezügliche Passus im nun folgenden Dekrete des Laterankonzils aus dem Jahre 1059 im Juli. Wir setzen dasselbe wörtlich her;[1]) denn es giebt

[1]) Vgl. Pertz: monumenta Germaniae; Watterich, tom. I. p. 230

Aufschluß über eine spätere Handlungsweise Gregors VII.; als er nämlich selber nicht geweiht sein wollte, ohne die vorherige Zustimmung Heinrichs IV. erlangt zu haben. Er hielt sich streng an dieses Dekret und an das dadurch geschaffene Recht.

Siebzehntes Kapitel.

Das Dekret Nikolaus' II. betreffs der Papstwahl.

Die Unordnung in den Papstwahlen war bisher zuvörderst aus der unbeschränkten und nirgends geregelten Teilnahme des Volkes gekommen. Das Dekret des Papstes nun schreibt vor, daß nur die Kardinäle das Recht hätten, den Papst zu wählen. Dadurch war einerseits der Versuchung zuvorgekommen, daß die tumultuarischen Wahlversammlungen zu Handstreichen seitens der weltlichen Macht benützt würden; — und andererseits war der Institution der Kardinäle eine feste Basis gegeben. Dieselbe wurde die Garantie für die Würde und Unabhängigkeit des Papsttums.

Gleich so vielen menschlichen Einrichtungen, die aus geringen Anfängen zu höchster Bedeutung gelangt sind, hat das Kollegium der Kardinäle einen unscheinbaren Ursprung. Der Name Kardinal (cardo, Stützpunkt, Angelpunkt) war in den ersten Zeiten Bischöfen, Priestern, Diakonen, welche ihren entsprechenden Titel von einer Kirche hatten, gemeinsam. Erst am Anfange des neunten Jahrhunderts erhielten diesen Namen in einem besonderen Sinne die sieben Bischöfe, die in der nächsten Nähe von Rom ihren Bischofsitz hatten und deshalb „Suburbikarbischöfe" genannt werden; und zwar zeichnete sie dieser Name aus als die eigentlichen Ratgeber des Papstes. Nikolaus II. gab ihnen nun ein Privileg, welches sie von dem ganzen übrigen Klerus in bestimmtester Weise schied.

Sodann ward in diesem Dekrete die Teilnahme des Kaisers an der Wahl, respektive die Bestätigung der letzteren von seiten des Kaisers, endgültig in ihre Schranken gewiesen. Es wurde ihr die Natur eines Privilegs oder einer Konzession, die sie seit Eugen II. gehabt und die bei Gelegenheit der Errichtung des Kaisertums aufrecht gehalten worden war, mit klaren Worten wiedergegeben, respektive bewahrt. Das Privileg hatte zum Zweck den materiellen Schutz der Wahlfreiheit; es verlor deshalb ganz von selbst seinen Inhalt, wenn es zur Vergewaltigung des heiligen Stuhles und somit zum Schaden der ganzen Christenheit gemißbraucht wurde. Päpste und Konzilien haben doch nur Macht zum Vorteile der ganzen Kirche; „zum Guten," wie Paulus von der apostolischen Gewalt sagt! Ein Recht, welches, falsch ausgelegt, die Unterdrückung der Kirche unter die Tyrannei der weltlichen Macht in sich einschlösse, kann also entweder gar nicht von der kirchlichen Autorität gewährt werden oder es muß die letztere immer die Macht haben, es im Falle des Mißbrauchs, der mit ihm getrieben wird, zurückzuziehen, was dann dem Sinne nach mit einem Privileg oder einer Konzession zusammenfällt.

Wie ist der Wortlaut dieses wichtigen Dekrets, das von der Lateransynode im Jahre 1059 herausgegeben und von allen anwesenden Bischöfen mit Begeisterung unterschrieben wurde?

„Ihr wißt, meine teuren Brüder und Mitbischöfe und ihr alle, die ihr Mitglieder des Klerus seid, was sich zugetragen hat bei Gelegenheit des Todes unseres Vorgängers auf dem Apostolischen Stuhle, des Papstes Stephanus; ein wie großer Sturm sich damals entfesselte gegen diesen Apostolischen Sitz, dessen Schutz mir von Gott anvertraut worden; welch schreckliches Unmaß von Simonie sich hier in der Stadt Rom vor aller Augen gezeigt hat, wo die Verkäufer heiliger Sachen ihren Amboß aufstellten und ihren Hammer brauchten. Beinahe hatte man Furcht, daß die

Säule, welche der Herr selber aufgerichtet hatte, falle. Das Schifflein des hochmächtigen Fischers schien auf dem Punkte zu sein, unter den wütenden Wogen unterzusinken. Unser erster Wunsch also ist es, unter der Zustimmung euerer Brüderlichkeit alle Maßregeln zu treffen, welche von der Klugheit erheischt werden, um die Wiederkehr solcher Wirrnisse zu verhindern und der Nachwelt jene Übel zu ersparen, deren Zeugen wir gewesen sind. Demgemäß bestimmen wir und schreiben wir gemäß der Tradition unserer Vorgänger und nach den Regeln, welche von den Vätern aufgestellt worden, hiermit vor und erklären wir als bindend, daß von nun an die Wahl der Päpste nur von den Kardinälen vorgenommen werden darf, die allein darüber zu befinden haben, wer Papst werden soll. Dabei soll jedoch nicht außer acht gelassen werden die Ehre und die Achtung, welche unserem teuren Sohne, dem König Heinrich, geschuldet ist. Derselbe ist zwar jetzt erst König; aber wir hoffen, daß er mit der Gnade Gottes einst Kaiser sein wird. Er und seine Nachfolger, denen der Apostolische Stuhl dieses Recht für ihre Person verleihen wird,[1]) sollen, wie wir dies bereits dem königlichen Gesandten Guibert, Kanzler für die Lombardei, zugestanden haben, berufen sein, ihre Zustimmung zur Wahl zu geben. Es erscheint dies als das einzige Mittel, die künftigen Wahlen vor der Pest der Simonie zu behüten. Die ehrwürdigen Kardinäle werden also zusammen mit unserem erhabenen Sohne Heinrich die einzigen sein, welche die Wahl vornehmen; alle anderen werden das Ergebnis derselben gelehrig, wie es gebührt, annehmen. Wird innerhalb der Kirche zu Rom selber eine geeignete Persönlichkeit gefunden, daß man diese erwähle! Ist dies nicht der Fall, dann nehme man jemanden von einer anderen Kirche. Wäre die Stadt Rom in der Gewalt von gottlosen

---

[1]) Successores illius qui ab hac apostolica sede personaliter hoc jus acceperint.

Tyrannen und würde es darum nicht möglich sein, eine regelrechte freie Wahl vorzunehmen, die ohne Simonie stattfände, so sollen jene Kardinäle, deren Freiheit unangetastet geblieben ist, so gering auch ihre Zahl sein möge, sich irgendwo versammeln, wie es ihnen und dem siegreichen Könige beliebt, und dort eine freie kanonische Wahl veranstalten. Sollte nach geschehener Wahl infolge eines Krieges oder sonst einer Verschwörung der Gottlosen ein Hindernis eintreten, daß der Gewählte, wie der Gebrauch es mit sich bringt, auf dem Apostolischen Stuhle inthronisiert werde, so soll trotzdem der Gewählte wie ein wahrer und gesetzlicher Papst das unverminderte Recht haben, in Apostolischer Autorität die römische Kirche zu leiten und über ihre Güter zu verfügen, wie dies auch Gregor der Große that, bevor er die Weihe erhalten. Wagt es nun trotz dieses Dekretes, das mit Zustimmung der Synode veröffentlicht wird, jemand, so verwegen zu sein, daß er sich durch eine meuterische Parteigruppe erwählen und weihen läßt mit Hilfe von Intriguen und von Simonie, so soll ihn die ganze Welt nicht für den Inhaber der Apostolischen Gewalt erachten, sondern für einen Apostaten. Kraft der Autorität des allmächtigen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus sei er mit dem Banne belegt; er sowohl wie seine Begünstiger und Anhänger. Die Christenheit soll ihn verwerfen wie einen Antichrist, wie einen gewaltthätigen Tyrannen, wie einen Zerstörer des Christentums. Die Thatsache allein des gewaltsamen Eindringens in die Apostolische Gewalt soll genügen, daß ein solcher Mann aller kirchlichen Würden verlustig gehe, die er jemals besessen."

Der Ausdruck schon, „er solle nicht als apostolicus gelten, sondern als apostata," zeigt bereits hinreichend, aus welchem Geiste und aus welcher Feder dieses kraftvolle, nach allen Seiten hin die Gerechtigkeit wahrende Dekret geflossen ist. Wir erinnern uns, wie Hildebrand dem Abte Hugo von Clugny erklärte, als letzterer ihm vorschlug, im Bischofe

Bruno von Toul den neuen Papst zu begrüßen; er sehe in Bruno keinen „apostolicus“, sondern einen „apostata“. Hildebrand war ja der allerdings falschen Ansicht gewesen, der vom Kaiser bezeichnete Papst wolle ohne kanonische Wahl den Stuhl Petri besteigen.

Das Dekret wurde bald den Gegnern der freien kanonischen Papstwahl unbequem. Man suchte es zu vereiteln und benützte binnen kurzem eine sich darbietende Gelegenheit, als nämlich ein Gegenpapst wieder die Gewalt in Rom hatte, um selbst die offiziell aufbewahrten Exemplare zu vernichten oder zu fälschen. Aber es war zu sehr aus dem Geiste der Kirche geschöpft und sprach nur zu gut die tiefe Überzeugung aller Freunde der Kirche aus, als daß die Anwendung und das schließliche ausnahmslose Durchdringen desselben hätte gehindert werden können.

Achtzehntes Kapitel.

Berengar auf dem Konzil vom Lateran.

Der Leser wird sich erinnern, wie Berengar auf dem Konzil von Tours versprochen hatte, er werde sich persönlich vor einem Konzil zu Rom stellen, um daselbst seine Lehre auseinanderzusetzen, die man verleumderischerweise entstellt hätte. Er begab sich wirklich nach Rom, um dem Konzile anzuwohnen, welches Nikolaus II. im Lateran hielt. Er traf da, ohne es zu ahnen, seinen großen Gegner Lanfranc, Prior im Kloster Bec, der nach Rom hatte reisen müssen im Auftrage Wilhelms von der Normandie, des zukünftigen Eroberers Englands.

Lanfranc selbst erzählt das dort Vorgefallene in einem Briefe an Berengar, den er schrieb, als dieser bereits wieder in seine Irrlehre zurückgefallen war. „Als Du nach Rom kamst zur Zeit, da Nikolaus II. Papst war, hast Du auf

die Unterstützung gewisser Persönlichkeiten gerechnet und weniger Dich auf Gründe verlassen als auf klingende Münze. Ihr Beistand hat Dir wenig geholfen. Ich weiß wohl, wie Du damals überall den Papst Nikolaus verleumdetest und ebenso die Väter des Konzils, als ob sie verweigerten, Dich zu hören und Dir einen Eidbruch zumuteten. Es kam dabei nicht das mindeste heraus. Man trug auf dem Konzil Deine Lehre vor und die Gründe, welche Du dafür zu geben pflegst; daß nämlich nach der Konsekration Wein und Brot ganz dasselbe bleibe ohne irgend welche Verwandlung der Substanz. Der Papst gab Dir dann das Wort, damit Du selbst Deine Meinung auseinandersetzen könntest. Aber Du wagtest gar nicht, es zu thun. Ohne auch nur ein Wort zu Deiner Verteidigung zu sagen, batest Du inständig den Papst um eine Glaubensformel, wie sie auch immer sei, um dieselbe von ganzem Herzen und ohne irgend welche Bedingung zu unterschreiben. Der Papst, gerührt durch Deine Bitten, beauftragte den Bischof Humbert, eine diesbezügliche Glaubensformel zu verfassen; und dieser that dies auf der Stelle. Dieselbe wurde unter Zustimmung der Väter Dir gegeben und Du lasest sie mit lauter Stimme vor. Sie lautete folgendermaßen: „Ich Berengar, unwürdiger Diakon der Kirche zum heiligen Mauritius zu Angers, verwerfe und belege mit dem Anathem alle Häresien und erkenne an die Wahrheit des katholischen und Apostolischen Glaubens. Ich verwerfe ganz insbesondere jene Irrlehre, deren ich angeklagt bin, die da nämlich behauptet, daß Wein und Brot nach der Konsekration wohl ein Sakrament sei, nicht aber das wahre Blut und der wahre Leib Christi, den der Priester mit der Hand wirklich berührt und teilt, den die Gläubigen wahrhaft essen und trinken. Ich bekenne dagegen die Lehre des heiligen Apostolischen Stuhles; ich bekenne mit dem Munde und glaube von ganzem Herzen, was der ehrwürdige Herr, der Papst Nikolaus, und dieses heilige Konzil lehrt; nämlich daß das Brot und der Wein auf dem Altare nach

der Konsekration nicht nur ein Sakrament sei, sondern der wahre Leib und das Blut Christi; wirklich und wahrhaft berührt, geteilt und genossen. So ist mein Glaube; so schwöre ich bei der heiligen Dreieinigkeit und bei den heiligen Evangelien. Alle jene, welche sich von diesem Glauben entfernen, erkläre ich, sie und ihre Lehren als würdig des ewigen Anathems. Sollte ich jemals die Verwegenheit haben, anders zu lehren und zu behaupten, so unterwerfe ich mich im voraus der Strenge der heiligen Kanones." Dies war die Formel der Glaubensprofession, die Du vorlasest und deren einzelne Worte die allseitige ausnahmslose Zustimmung des Konzils fanden. Du selber schienst damit allerwegen zufrieden zu sein. Indessen verlangte noch der Papst, wie dies recht und billig war, daß Du durch eine schriftliche Erklärung Deine Zustimmung ausdrücktest. Du thatest es mit diesen Worten: Nachdem ich das vorliegende Dokument gelesen und wieder gelesen, habe ich es unterschrieben und halte die darin enthaltene Wahrheit von Herzen gern fest. Schließlich hast Du dies auch noch beschworen. Erfreut über Deine Bekehrung, hat Papst Nikolaus überallhin, nach Italien, Frankreich und Deutschland Abschriften von dem genannten Dokumente und von Deiner mit Eid bekräftigten Unterschrift gesandt; damit jene, denen Du durch Deine Irrtümer Ärgernis gegeben hattest, nun durch Deine Bekehrung sich veranlaßt sehen, Gott Dank zu sagen für Deine Umkehr zur Wahrheit. Du sagst, die menschliche Vernunft könne dieses Geheimnis des heiligsten Altarsakraments nicht auffassen, wo der auferstandene und glorreiche Leib des Herrn geteilt wird unter den Gestalten von Brot und Wein und so den Gläubigen zur Nahrung dient. Ohne Zweifel! Die menschliche Vernunft ist nicht imstande, dieses Wunder zu erklären. Aber der Glaube fühlt und bestätigt es, mag auch die Vernunft ohnmächtig dastehen. Die göttliche Macht wirkt dieses anzustaunende Wunder, das die Grenzen unserer Vernunft durchaus übersteigt. Ganz und gar authentische und

gar nicht zu leugnende Wunder haben nach dieser Seite hin mehr als einmal die Zweifel des Unglaubens zerstreut. Unter den Gestalten von Brot und Wein, welche den Leib des Herrn den fleischlichen Augen verhüllen, hat sich zu wiederholten Malen der Leib des Herrn in seiner wahren Form den Blicken der Sterblichen offenbart. Die Kirchengeschichte bietet mehrere Beispiele davon. Du kennst sie und es ist Dir nicht unbekannt, wie auch zu unserer Zeit solche Wunder stattgefunden haben, um vor der menschlichen Schwäche zu bezeugen die Wahrheit des Dogmas von der realen Gegenwart."

Lanfranc spielt hier an auf die wunderbaren Begebenheiten zu Amalfi, Salerno und an anderen Orten. Die zu Amalfi wurde der Approbation des Konzils im Lateran unterworfen; ihr Zeuge war der Bischof von Amalfi selber.

Im übrigen beschäftigte sich das Konzil noch mit Dekreten gegen Simonie und Priesterehe.

Nikolaus II. starb bereits am 6. Juni 1061. Sein Pontifikat war eben so kraftvoll als kurz. Er setzte mit unermüdlichem Eifer das Werk Leos IX. fort. Seine Frömmigkeit war eine innige. „Seine Liebe," sagt Peter Damian, „zu den leidenden und bedürftigen Gliedern des Herrn war so groß, daß er keinen Tag vorübergehen ließ, ohne zwölf Armen die Füße zu waschen."

Neunzehntes Kapitel.

Die Wahl Alexanders II.

Beim Tode Nikolaus' II. wurde es bereits offenbar, welche Notwendigkeit eine solche Bestimmung gewesen, wie sie in seinem berühmten Dekrete der Papst Nikolaus erlassen hatte. Die schon öfter gekennzeichneten Gegner einer freien Papstwahl zu Rom handelten diesmal im, zum wenigsten stillschweigenden, Einverständnisse mit der Regentschaft Hein-

richs IV. Der königliche Knabe wurde, noch im frühesten Alter, an das Schisma gewöhnt. Bereits hatte eine Versammlung deutscher Fürsten und Bischöfe, wie aus der Schrift Anselms von Lucca „Gegen den Antipapst Guibert" (lib. II.) hervorgeht, den Papst Nikolaus für abgesetzt erklärt, weil dieser in einem Schreiben an Hanno, den Erzbischof von Köln, sich über die Unordnung und die Excesse beklagte, deren sich die deutschen Fürsten und Prälaten schuldig machten. Nur wenn der heilige Hanno von Köln an der Spitze der Geschäfte stand, wurden die Prätentionen der Fürsten als das, was sie waren, behandelt und das Einverständnis mit dem Papste hergestellt. Dieser Geist des Schismas, das unter der selbständigen Regierung Heinrichs IV. in voller Macht ausbrechen sollte, waltete im deutschen Regentschaftsrate beim Tode Nikolaus' II. Hören wir, was damals in Rom geschah und wie Petrus Damiani die vermeintlichen Ansprüche der Deutschen zurückwies.

„Beim Tode Nikolaus' II.," erzählt Leo von Ostia (lib. III. cap. 19.), „brach unter den Römern ein Bürgerkrieg aus und dauerte drei Monate. Der Archidiakon Hildebrand hielt zahlreiche Versammlungen des Kardinalkollegiums ab und setzte sich in Verbindung mit den der Kirche treu Gebliebenen, um den Frieden wiederherzustellen und eine freie Papstwahl zu ermöglichen. Desiderius, Kardinal und Abt von Montecassino, begab sich nach Rom, um an der Wahl teilzunehmen und in seiner Begleitung war der Fürst von Capua, Richard, einer der ersten normannischen Fürsten, der vorher zusammen mit dem Herzog von Apulien dem verstorbenen Papste Treue geschworen hatte und von dem das Versprechen gegeben worden war, für die Unabhängigkeit der etwaigen Papstwahlen zu sorgen."

Wahrscheinlich löschte die Anwesenheit der Normannen die Glut des Aufstandes. Die Wahl fand nun statt in vollständiger Freiheit ohne die Dazwischenkunft des deutschen Hofes. Letzterer trug selbst die Schuld daran. Der Bischof

Anselm von Lucca war der Erwählte. Er nannte sich Alexander II. Der heilige Petrus Damiani berichtet folgendermaßen über das Mißvergnügen der deutschen Regentschaft:

„Die römische Kirche ist die geistige Mutter und die Vormünderin eueres Königs;" so schrieb der Kardinal an die Deutschen, die sich beklagten, daß man bei der Wahl Alexanders II. ihren König vernachlässigt habe, „sie denkt gar nicht daran, ihn seiner Prärogative zu berauben, von welcher er später Gebrauch machen wird. In diesem Augenblicke aber ist der König nur ein Kind und als solches ist er unfähig, an der Wahl eines Papstes teilzunehmen. Die römische Kirche hat deshalb in der Fülle der Autorität gehandelt, welche ein Vormund besitzt während der Minderjährigkeit des Mündels. (Man erinnere sich, wie Heinrich III. der römischen Kirche die Vormundschaft über seinen Sohn anvertraut hatte.) Übrigens wäre es zur Zeit der Wahl ganz unmöglich gewesen, eine Gesandtschaft nach Deutschland zu schicken und ihre Rückkehr abzuwarten. Neid und Eifersucht hatten alle Köpfe in Flammen gesetzt, das Volk drohte tumultuarisch mit den gröbsten Ausschweifungen, wenn man ihm nicht bald einen Papst gäbe."

Und als man darauf hinwies, es seien ja drei Monate verflossen bis zur Wahl eines neuen Papstes; Zeit also genug für eine Gesandtschaft, um nach Deutschland zu gehen und von da nach Rom zurückzukehren; — erwiderte der Kardinalbischof von Ostia: „Nun wohl; ihr zwingt mich, ein Geheimnis mitzuteilen, welches ich aus Hochachtung für den Hof eueres Königs lieber bei mir behalten hätte. Es soll also nun jeglicher wissen das verhängnisvolle Attentat, dessen ihr euch schuldig gemacht habt. In einem Winkelkonzil, wo die Mitglieder des Regentschaftsrates sich verbanden mit einigen Bischöfen, habt ihr die unglaubliche Verwegenheit besessen, ein vermeintliches Absetzungsurteil gegen Nikolaus II. zu erlassen und zu veröffentlichen. In diesem Beschlusse habt ihr alle Dekrete dieses Papstes für nichtig erklärt; jenes also

auch, worin er dem Könige, euerem Herrn, ein Privileg zugesteht für die Papstwahl. Euere bedauernswerte Heftigkeit ist dabei nicht stehen geblieben. Als der Kardinalpriester Stephan, ein durch Heiligkeit und Gelehrsamkeit hervorragender Mann, ein wahres Muster aller Tugenden, sich euerem Hofe als Legat Nikolaus' II. und als Überbringer Apostolischer Briefe vorstellte, weigerten sich die Mitglieder des Rates, ihn zu empfangen. Fünf Tage wartete er unnützerweise. Da erhielt er vom Hofe den Befehl, Deutschland zu verlassen. Er brachte also dem Papste die Briefe zurück, die er euerem jungen Könige hätte überreichen sollen. Wollt ihr also noch einen Vorwurf uns daraus machen, daß wir keine Gesandten an einen Hof sandten, der von der römischen Kirche keine Gesandten annahm! Wir würden vollberechtigt sein, nach dem Vorgefallenen, zu erklären, daß das betreffende Privileg für euch nicht mehr existiert, welches ein von euch als abgesetzt erklärter Papst euerem Könige verliehen hat. Aber fern sei es von uns, auf die königliche Waise die Folgen eines Fehlers zurückfallen zu lassen, den sie nicht begangen und von dem die Verantwortung ganz und gar und durchaus auf den unwürdigen Ministern lastet.“ [1])

Wir heben, um den Weg für spätere Erklärungen offen zu halten, noch ausdrücklich hervor, wie der heilige Kardinal, der ja an diesem Dekrete jedenfalls selber einen hervorragenden Anteil hatte, betont, 1) das Privileg gelte nur für den König, wenn derselbe selbständig sein wird, mochte er auch dann noch nicht Kaiser sein; das Dekret hatte gesagt: „denen der Apostolische Stuhl es für ihre Person verleihen wird;“ es handelt sich also nicht um ein erbliches Recht, welches in der Minderjährigkeit, soweit es die Ausübung betrifft, an den Rat übergegangen wäre; — 2) das Privileg sei gegeben zum Besten der Kirche, d. h. zum Schutze

[1]) S. Petri Dam. Discept. synodal. inter regis advocatum et Romanae ecclesiae defensorem.

der Unabhängigkeit des Apostolischen Stuhles bei den Wahlen; deshalb falle es bei schismatischen Gesinnungen des Herrschers von selbst fort. Wir werden sehen, wie genau später Gregor VII. sich daran halten wird.

Der tyrannische Adel konnte seinen Ausschluß von der Wahl nicht verwinden. Er sandte Boten über Boten nach Deutschland mit der Bitte, der (zehnjährige) König möchte die Person des künftigen Papstes bezeichnen. In der That führte diese Verbindung, zu der sich natürlich auch die Simonisten und verheirateten Priester gesellten, zur Ernennung eines Gegenpapstes. Die lombardischen Bischöfe erklärten in einem unter dem Vorsitze des Kanzlers Guibert von Parma gehaltenen Winkelkonzil, sie hätten einen Papst notwendig, der da verstände, Nachsicht und Milde (!) zu üben und der ein Lombarde wäre, also die daselbst bestehenden Sitten und Gebräuche (Simonie und Priesterehe) kännte. Als Gegenpapst wurde von deutschen und lombardischen Bischöfen, die in Basel (28. Oktober 1061) um ihren Knabenkönig Heinrich IV. versammelt waren, Cadalous von Parma gewählt. Der Knabe und seine Mutter Agnes gaben dem vermeintlichen Papste ein goldenes Kreuz und die Pontifikalornamente, Wertgegenstände, die aus dem Kirchenschatze des Lateran gestohlen worden waren.

Deutschland war im Schisma. Allerdings sollte dasselbe für jetzt nicht lange dauern. Dafür wird das von Heinrich IV. später gegen Gregor VII. erklärte ein um so längeres und traurigeres sein.

Die Begebnisse unter dem Pontifikate Alexanders II. liegen einesteils dem hier verfolgten Zwecke ferne; anderenteils reichen sie bis in das Pontifikat Gregors VII. hinein und müssen da eingehender besprochen werden.

Bevor wir jedoch dieses denkwürdige Pontifikat beschreiben, ist es vorher zukömmlich, darzulegen: wer die Freunde, wer die Feinde Gregors VII. gewesen sind: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.

Zweiter Teil.

Die Freunde und die Feinde Gregors VII.

Zwanzigstes Kapitel.

Allgemeine Charakteristik.

„Während Hunderttausende von Menschen," schreibt Guido von Ferrara, [1]) „unter der Fahne Heinrichs IV. marschierten, um die Macht des Apostolischen Stuhles zu vernichten, organisierte Gregor VII. unter dem Titel „**Religio quadrata**", „die vollkommene Religion", eine ungemein große Vereinigung von Soldaten des Gebetes." Paul von Bernried [2]) schreibt von dieser Institution: „Sie war wie ein siegreicher Streitwagen in den Kämpfen des Herrn. Sie umfaßte jedes Alter, jeden Rang, alle Lebensverhältnisse. Die Männer waren in zwei große Abteilungen geteilt: in Ordensleute und Laien; sie wurden aufgenommen unter dem Namen: dienende Brüder, die da leben und sterben wollen im Glauben an Christum. Die Einteilung der Frauen war

---

[1]) Guido Ferrar. ap. Watterich tom. I p. 356.

[2]) Vita S. Gregorii VII.

der der Männer entsprechend. Die Laien rivalisierten im Eifer mit den Ordensleuten. Als die vier ersten Vorsteher dieser frommen Gebetsvereinigung, welche von der seligsten Jungfrau der großen Seele Gregors VII. eingegeben worden war, walteten: Der heilige Altmann, Bischof von Passau; der heilige Hugo von Clugny; der ehrwürdige Wilhelm, Abt von Hirschau; und Siegfried, Abt bei Schaffhausen in der Nähe von Konstanz."

Das waren die Waffen Gregors: das Gebet, das geistige Schwert des göttlichen Wortes, die Zuversicht in die Allmacht und die Verheißungen Christi. Es ist unmöglich, das bewegte Leben Gregors VII. in allen seinen verschiedenen Phasen zu verstehen, wenn es nicht unter dem Gesichtspunkte der Heiligkeit aufgefaßt wird. Es ist dies dem Geiste Gottes eigen, daß, wo auch immer er im Innern des Menschen wirkt, er dort Leben, unversiegliche Thatkraft, Anwendung und Anspannung aller Fähigkeiten verursacht. Das Leben selber kann ja nur lebendig machen. Wo es ist, da darf keine Trägheit, kein Tod herrschen. Da besteht nicht stumpfes Hinbrüten und unthätige Träumerei. Überall herrscht da alles überwindende Lebendigkeit, unerschütterlicher Mut und vielmehr Standhaftigkeit. Gregor ist ein großer Staatsmann, ein weisheitsvoller Theologe, ein unermüdlicher Streiter der christlichen Kirche; weil alle seine großen natürlichen Fähigkeiten die Weihe erhalten haben in seiner Heiligkeit, im Geiste Gottes, der in ihm waltet.

Sein Ziel ist hoch; es ist erhaben und umfassend wie selten eines; — aber dies eben deshalb, weil der in ihm waltende Geist es ihm vorgezeichnet hat und unverrückbar darauf hinlenkt. Wiederbelebung des Klerus; Wiederbelebung des christlichen Volkes; Wiederbelebung der Staatsregierungen in Christo: das hat Gregor, getrieben vom Geiste Gottes, erreichen wollen, das hat er mit dem Beistande des Herrn erreicht.

Es ist eine sonderbare Zeit, die des elften Jahrhunderts.

Unbeschreibliche Roheit und Sittenlosigkeit steht gegenüber einem Eifer in der Religion, einem feurigen Glauben an die Heilsgeheimnisse, einer Abtötung des Fleisches, wie dies später vielleicht nie mehr in solchem Grade und so häufig zu finden ist. Überall schießen die Klöster gleichsam aus der Erde hervor und selbst Bischöfe, die nichts weniger als einen heiligen Lebenswandel führten, sieht man nicht selten strenge Klöster gründen und sie heiligmäßigen Männern als Obern anvertrauen. Vallumbrosa in Italien, Clugny, Bec in Frankreich, Hirschau, Hersfeld, Fulda ꝛc. in Deutschland waren die Zufluchtsstätten, wo inmitten der wilden Kämpfe und des Tobens der Leidenschaften Ruhe und Frieden die Seelen fanden.

Von den Klöstern ging jener Hauch des Geistes aus, der trotz Simonie und Investitur, trotz Priesterehe und Gewaltthätigkeit im christlichen Volke nicht nur den frommen Glauben bewahrte, sondern erhöhte. Das Volk aber zwang dann, nicht durch blutige Empörung, aber durch seine feste Haltung die Herrscher, ihren Leidenschaften Zügel anzulegen. Es ist bei den Päpsten seit Leo IX. und besonders bei Gregor VII. kein berechnender politischer Verstand, wenn das Volk ein mitwirkendes Element in ihren Dekreten wurde. Dies fließt als einfach natürliche Folge aus den Thatsachen. Wurde dem Volke verboten, bei einem verheirateten Priester Messe zu hören und die Sakramente zu empfangen, so würde dies ein Schlag ins Wasser gewesen sein, wenn nicht im Volke der christliche Sinn lebendig gehalten worden wäre. Gregor VII. siegte durch das Volk und das Volk zwang ohne Revolution und Blutvergießen die Gewalthaber zur Umkehr; weil schließlich immer es der Geist ist und nicht die bloße Macht, welche wenn auch unbewußt dem Volke imponiert und es nach sich zieht.

Zwei Gattungen Hierarchie oder Autorität waren glücklicherweise immer in der Kirche: die äußere Hierarchie oder die Abstufungen in der öffentlichen Jurisdiktion; — und die

Hierarchie der inneren Heiligkeit und Wahrheit. Gegenüber der ersteren haben die Fürsten und Gottlosen Gewalt; sie können dieselbe in ihren Funktionen hindern; sie können durch allerhand Lockungen sie verderben; „das Salz der Erde kann faul werden." Die Schwäche kann auf Bischofsstühlen sitzen; die Bosheit am Altare opfern; die Sittenlosigkeit Recht sprechen.

Aber die entscheidende Autorität in der Kirche Gottes ist am Ende immer die Hierarchie des Gebetes, die Heiligkeit, die Tugend. Gegenüber dieser ist alle Gewalt Ohnmacht, alle Weisheit Thorheit, alle Verfolgung Stärkung. In Zeiten gerade, wo die äußere Hierarchie, Dank der Knechtung der Kirche und der Eingriffe seitens der weltlichen Gewalt in die Ernennung zu kirchlichen Ämtern, mehr oder minder verdorben ist, da facht Gott das innere Feuer an; da erglänzt die Rüstung der Gerechtigkeit, der Schild des Glaubens, die Lanze des Wortes Gottes, der Helm des Heiles; da wird die Macht von den sichtbaren Häuptern genommen und ein nach außen hin Ohnmächtiger, aber innen im Geiste Gottes Starker gewinnt Einfluß.

Heil aber der Kirche Gottes, doppelt und dreifach Heil, wenn diese beiden Autoritäten: die der Heiligkeit und die der äußeren Würde verbunden sind. Das war die Fülle des Triumphes zur Zeit Gregors VII.; das war der geheime Quell seines unbegrenzten Einflusses; das war der geheime Grund, daß man seinen Namen bis in die fernsten Teile der bekannten Erde hin mit Ehrfurcht und Liebe nannte. „Der große Archidiakonus der römischen Kirche", „der bewunderswerte Mann", „das Muster aller Tugenden", „der durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit hervorragende Mann" ꝛc., so waren ganz gewöhnlich die Ausrücke, mit denen noch zu seiner Lebenszeit die treuen Kinder der Kirche von ihm sprachen.

Gregor bildete das Centrum für die heiligmäßigen Personen seiner Zeit; er stand mit den meisten auf dem ver-

traulichsten Fuße. Dabei war er auch in der äußeren Verwaltung der Kirche, freilich gegen seinen Willen, auf den Leuchter gestellt. Seit Leo IX., also in einem Zeitraume von mehr als zwanzig Jahren, war er der entscheidende Ratgeber von fünf Päpsten und zwar von Päpsten, von denen ein jeder, auch für sich, durch Talent und Tugend eine hervorragende Stelle unter den Nachfolgern Petri einnahm.

Gregor führte in den Kampf die Seelen des Gebetes, die Abtötung, das Kreuz Christi. Und er selber blieb darin Führer mitten im äußeren Glanze der höchsten Pontifikalwürde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Privatleben Gregors VII.

Guido, Bischof von Ferrara, beschreibt als Augenzeuge das abgetötete Leben des Papstes: „Papst geworden, setzte er die ununterbrochenen Fasten fort; sein Gebet war ein beständiges, seine Nachtwachen dem Studium und der Betrachtung gewidmet. Er geizte mit jedem Augenblicke seiner Zeit und vertrieb sich mit aller Gewalt den Schlaf. Inmitten des Überflusses, der um ihn herum herrschte, litt er Hunger und Durst und unterwarf seinen Körper allen möglichen Qualen und Unbequemlichkeiten. Die Einsiedler suchen die innere Ruhe und Einsamkeit in abgelegenen Grotten und üben da ein gezwungenes Fasten. Gregor aber erwarb sich das Verdienst, welches unzweifelhaft höher steht, daß er sich nämlich diese Einsamkeit schuf und strengstes Fasten übte unter den Kindern der Welt, inmitten deren er genötigt war zu leben. Er sah, wie sie den Vergnügungen der Welt nachgingen, am Gewinne und an der Eitelkeit ihre Freude hatten; — er aber, durchdrungen von den erhabensten Tugenden, hielt sich im Geiste da oben im Himmel auf und betrachtete das Erdenleben als eine Pilgerfahrt, die selige

Ewigkeit als seine Heimat. Und doch wieder auf der anderen Seite! Wie groß war nicht seine Herablassung! Wahrlich; er liebte es, mit den Kleinen umzugehen. Mit höchster Einfachheit wurde jeder bei ihm aufgenommen, jeder konnte ohne viele Umstände mit ihm sprechen. Zugänglich den Dienern und den Herren, den Fürsten und den Unterthanen, den Vätern und den Kindern, Männern und Frauen, erinnerte er einen jeden mit Worten, die der Schrift entlehnt waren, an die Pflichten, die er seinen Verhältnissen und seinem Range schulde. Jegliches Alter unterrichtete er, alle Zuhörer erbaute er, jeden Verstand erleuchtete er; er besänftigte die Zornigen, beschwichtigte die Ungeduldigen, kam zuvor allen Bedenken und Verlegenheiten. Jeden trieb er an, Fortschritte zu machen auf dem Wege der Tugend; und niemand ist jemals von ihm fortgegangen, ohne besser geworden zu sein. Er hatte von Gott die Gabe der Thränen erlangt; wir sind alle Zeuge davon. Während des heiligen Meßopfers, das er täglich darbrachte, opfernd auf dem Altare den Leib und das Blut des Gotteslammes, vergoß er Ströme von Thränen und benetzte mit den Thränen innerster Herzenszerknirschung den Altar. Er aß nur einmal des Tages und zwar erst des Abends. Seine Tafel war, wie das der päpstlichen Würde und ihrem Glanze zukam, bedeckt mit fein zubereiteten Speisen, mit allerlei Wildbret und Geflügel; aber mitten in diesem Aufwande nahm er nur wilde Kräuter zu sich und in Wasser gekochtes Gemüse."

Ein keineswegs für Gregor VII. eingenommener Schriftsteller, Villemain,[1] faßt das abgetötete Leben des Papstes in den Worten zusammen: „Der Archidiakon behielt mitten in der Macht und mitten im Luxus die Gewohnheiten eines Anachoreten bei. Er lebte einzig und allein von etwas Gemüse und zog jenes vor, welches am wenigsten Geschmack hatte. Er hatte beschlossen, so bekannte er eines Tages dem

---

[1]) Hist. de Grégoire VII.; tom. I. p. 357.

Petrus Damiani, nicht mehr Lauch und Zwiebel zu genießen, aus Furcht, daß das Vergnügen an diesem Genusse zu groß wäre."

Anselm, der ernannte Bischof von Lucca, war von Gregor VII. mit Gastfreundschaft aufgenommen worden und hatte so Gelegenheit, Zeuge des Privatlebens Gregors zu sein. Sein Biograph beschreibt den Eindruck, welchen der Bischof davon erhielt, in folgenden Worten: „In das Vertrauen des Papstes gezogen, ward Anselm tief gerührt durch das Schauspiel der heroischen Tugenden, die der Papst übte. Er sah ihn in jedem Augenblicke des Tages umgeben von solchen, die sich bei ihm Rats erholen wollten. Sie kamen aus allen Gegenden der Erde zu ihm. Gregor entschied in allem mit wunderbarer Gerechtigkeit und Gradheit; die Wahrheit gab ihm jedes seiner Worte ein. Trotz der Menge weltlicher Geschäfte erhob sich seine Seele zur Betrachtung der himmlischen Dinge bis zu dem Grade, daß er manchmal wie in einer Ekstase zu sein schien. In der Zeit, wo er mehr Ruhe hatte, nahm sein Verkehr mit dem Himmel einen mehr sichtbaren Charakter an; und nicht selten geschah es, daß er durch übernatürliche Mitteilungen begünstigt ward. Zeuge dieses unaussprechlich wunderbaren Lebens, fühlte Anselm, daß sein eigener Eifer sich verdoppelte; er ward von einem heiligen Verlangen ergriffen, diesem glorreichen Beispiele nachzufolgen und sich so wie der Papst von allen irdischen Gedanken loszureißen, damit er sich inniger und aus allen Kräften mit Gott verbinde; er hätte ebenfalls gern Tag und Nacht die heiligen Schriften betrachtet und sich im Gebete geübt, das bei Gregor immer von Thränen begleitet wurde."

Wir erzählen nach Paul Bernried eine Begebenheit, welche so recht die hohe christliche Einfalt dieser begnadeten Seele beweist. „Gregor besaß die Gabe der Thränen, sie bildete seine Stärke und seine innere Freude. Während einer schweren Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte,

kam eine seiner Nichten ihn besuchen. Da sie ihre tiefe Traurigkeit über den schmerzhaften Zustand ihres Onkels nicht verbergen konnte, wollte der heilige Papst ihren Schmerz lindern. Er zeigte mit der Hand auf ihr kostbares Halsband und fragte, ob sie sich denn verheiraten wollte. Dieser unschuldige Scherz rief ein Lächeln bei der Nichte hervor. [1]) Einige Zeit darauf erhielt der Papst die Gesundheit wieder; er begann wieder seine gewöhnlichen Gebetsübungen; aber die Gabe der Thränen kam nicht zurück. Weder das Andenken an die begangenen Sünden noch die Betrachtung der zukünftigen Herrlichkeit rief eine Thräne hervor. Mit tiefem Schmerze suchte er lange Zeit in sich selber, was er denn gethan haben könnte, um Gott zu beleidigen und auf Grund welchen Fehlers ihm die Gabe der Thränen entzogen worden sei. Endlich teilte er sein Leid einigen frommen Personen mit und bat sie, sie möchten unter Fasten und Gebeten zum Herrn flehen, damit Er ihn wissen lasse, wodurch er die Gabe der Thränen verloren habe. Nach zwei Wochen, die in Gebet und Kasteiung verflossen, erhielt Gregor eine erste Benachrichtigung. Die Mutter Gottes erschien einem seiner Diener und sagte zu selbem: Gehe und sage dem Papste Gregor, er, der stets ein jungfräulich reines Leben geführt habe und deshalb von mir ausgewählt worden ist, um die Krone der Jungfrauschaft zu empfangen, er habe sich nicht so betragen, wie es seiner Würde geziemte. Gregor wurde unruhig nach diesem Vorwurfe; er verstand aber noch nicht, worum es sich handelte und verdoppelte deshalb seine Gebete, auf daß sich der barmherzige Gott klarer ausdrücke. Darauf erschien eben demselben Diener die Mutter Gottes nochmals

---

[1]) Diese Krankheit war wahrscheinlich jene, welche den Papst im Jahre 1074 traf, wo er an die Herzogin Beatrix und an die Gräfin Mathilde schrieb: „Er hätte mit allen seinen Wünschen den Tod herbeigesehnt und nun müsse er noch weiter die Last der ganzen Kirche tragen, die durch so große Stürme bedroht sei.“

und sprach: „Du wirst dem Papste Gregor sagen, dadurch, daß er mit dem Finger das Halsband seiner Nichte berührte, hat er gegen die Würde unserer Kongregation [1]) gefehlt; deshalb sei ihm die Gunst entzogen worden, die er früher genoß; aber da er nun hinreichend Buße gethan, sei ihm die Gabe der Thränen wieder geschenkt."

Das ist „der starre, harte, stolze, ehrgeizige Priester", der in die tiefste Mystik des geistigen Lebens eingeweiht ist und sich betrübt, daß ihm eine mystische Gnadengabe nicht zu teil geworden sei. „Der Leser wird wohl über die Legende lachen," sagt Villemain in seiner Geschichte Gregors VII. Nun es wäre da nur zu lachen über jene, die alles Heilige verspotten und die über das christlich mystische Leben urteilen, ohne auch nur eine Idee davon zu haben. Gerade eine solche „Legende", die nichts zu thun hat mit der Staatskunst, mit der Leitung der Kirche, mit theologischen Fragen, wäre schwer zu erfinden. Man wüßte nicht, warum? Der Lacher und Spötter über solche Erzählungen fehlten auch damals nicht; das wußten die Geschichtschreiber sehr wohl; wir werden selbst diese Spötter bald hören. Derartige Berichte sind aber an und für sich mehr geeignet, den Spott hervorzurufen und vielleicht noch Verleumdung, als irgend einen positiv sichtbaren Nutzen zu gewähren.

Hat Paul Bernried diese sogenannte „Legende" berichtet, so that er es nur, um genau und durchaus wahrhaft zu sein und ein richtiges Bild der großen heiligen Seele dieses Papstes zu geben, der inmitten der gewaltigen Unruhen, die um ihn herum wogen, eine solche Ruhe des Geistes bewahrt, daß er sich über die Entziehung einer Gnadengabe, die zur Seligkeit gar nicht notwendig ist, tief bekümmert.

Übrigens nimmt das Übernatürliche im Leben Gregors VII. einen solchen Platz ein, daß selbst die verbissensten Gegner unter seinen Zeitgenossen genötigt sind, es anzuer-

---

[1]) Vgl. oben über die Gebetsvereine, welche Gregor ins Leben rief.

kennen. Jedenfalls wäre es für sie leichter gewesen, mit einem spöttischen Lächeln darüber hinwegzugehen. Aber sie schrieben vor Zeitgenossen, die in überaus großer Zahl Zeugen dieses Übernatürlichen, förmlich Wunderbaren gewesen; sie schrieben über Dinge, die allgemein konstatiert waren. Wie erklären sie diese Dinge? Einige Male war bei Gelegenheit des Pontifikalamtes, also bei einer ganz öffentlichen Handlung, im Lateran eine Taube gesehen worden, wie sie sich auf das Haupt des Papstes niedersenkte. Es wäre ja leicht gewesen, über „Zufälligkeiten", „Hallucination" u. s. w. zu schreiben. Aber das ging nicht. Denn das Wunderbare war als solches allbekannt. Es war unmöglich, zu dessen Erklärung den Zufall anzurufen.

Der schismatische Kardinal Benno schlägt deshalb einen anderen Weg ein, und wir werden diesen Weg als Anklagepunkt in offiziellen Aktenstücken später noch des öfteren wiederfinden. Wir werden dann wissen, welchen offenkundigen, gar nicht zu leugnenden Thatsachen im Leben Gregors diese Anklage zu danken ist.

Benno führt die übernatürliche Gewalt Gregors auf magische Künste (heutzutage würde man „Spiritismus" sagen) zurück, „deren Kenntnis vom Papste Sylvester II. (Gerbert) herstamme, von diesem an seine unmittelbaren Schüler und von den letzteren an den Erzpriester vom heiligen Johannes **ante portam latinam** (Gregor VI.) gekommen sei; im Vereine mit seinem Freunde, dem Bischofe Laurentius von Amalfi, habe nun dieser dem jungen Hildebrand die Magie beigebracht." [1]) Worin bestanden diese magischen Künste? „Gregor verstand die Sprache der Vögel; er konnte sie herbeirufen und durch ihre Vermittlung erfahren, was sich im Augenblicke in der weitesten Ferne ereigne. Er konnte sich mit den Vögeln unterhalten; er konnte wann er es für zukömmlich fand, sein Mönchskleid schütteln

[1]) Cf. Benno. Vita et gesta Hildebrandi.

und es sprangen dann vor den Augen der Menschen feurige Funken heraus; und mit solchen vermeintlichen Wundern täuschte er die Blicke der einfachen Leute, so daß sie ihn für einen Heiligen erachteten. Und weil nun der Teufel nicht mehr durch die Heiden Christum verfolgen konnte, so stellte er es danach an, daß sie durch einen Mönch im Mönchskleide unter dem Vorwande der Religion und der Frömmigkeit irregeführt wurden."

Benzo, simonistischer Bischof von Alba, nennt Gregor VII. nicht anders als den „Prandellus", den „Magier", der nur deshalb etwas vermag, „weil die Dämonen es ihm eingeben." Aus dieser Wut allein schon geht hervor, daß die wunderbaren Thatsachen im Leben Gregors gar nicht zu leugnen, daß sie offenkundige waren.

Paul Bernried erzählt nur Thatsachen, von denen die Augenzeugen noch lebten. Er nennt mit Namen einen Offizier aus dem Gefolge der Gräfin Mathilde, der durch den Segen des Papstes von einer schweren Krankheit plötzlich befreit wurde. Ein anderer genaß ebenfalls plötzlich von einer schweren Krankheit, als er einige Tropfen von dem Wasser getrunken, dessen Gregor sich bei der heiligen Messe zur Handwaschung bedient hatte. Die ganze Stadt war Zeuge von einer wunderbaren plötzlichen Heilung, deren Gegenstand der Papst selber war. „Während der heißen Jahreszeit," sagt Paul Bernried, „wurde der Mann Gottes von einem hitzigen Fieber ergriffen, das ihn bald an die Pforten des Todes brachte. Er war in einem solchen Zustande von Schwäche, daß man nur noch den letzten Atemzug erwartete. Es hatte eben die sechste Stunde des Tages (drei Uhr nachmittags) geschlagen. Der erhabene Kranke, bereit, seine Seele dem Schöpfer zurückzugeben, schaut da auf einmal die seligste Jungfrau, die ihn fragt, ob er nun genug gelitten habe. Glorreichste Jungfrau, das zu beurteilen ist an Dir, sagt der Kranke. Die Jungfrau Maria berührte ihn darauf leise mit der Hand und verschwand. Keiner der Umstehenden

hatte die Erscheinung bemerkt. Plötzlich verlangte Gregor, man solle seine Pontifikalornamente zurechtlegen, er wolle sich in die Kirche begeben. Man meinte anfangs, er sei nicht bei Sinnen. Er erhob sich aber und sprach: Ich bin geheilt; und nachdem er seine Pontifikalgewänder angelegt, begab er sich zur Kirche. Die Heilung war vollständig. Den nächsten Tag feierte er eine Pontifikalmesse in Gegenwart des ganzen Volkes in der Lateranbasilika."

Paul Bernried war Mönch im Kloster Bernried. Verbannt aus Deutschland durch Heinrich IV., kam er nach Rom und hat da mit skrupulöser Genauigkeit alle Materialien gesammelt, um die Lebensgeschichte des großen Papstes zu schreiben.

Gregor ist ein Heiliger. Diese Thatsache, welche Gregors größten Feinde zu seinen Lebzeiten nicht vergessen hatten, sondern der sie Rechnung tragen mußten, vergißt die neuere Geschichtschreibung ganz und gar; und deshalb kann selbige so schwer das Walten des großen Papstes verstehen. „Diese Art Teufel kann man nur durch Fasten und Gebet austreiben," heißt es im Evangelium. Wenn Gregor VII. die Teufel der Simonie und der Unzucht siegreich bekämpft hat, so daß sie nicht mehr offen und vor aller Welt in der Kirche Gottes auf dem Throne sitzen durften, so war *sein* Fasten und *sein* Gebet und es war das Fasten und Beten der heiligen Friedensliga, die er gestiftet, die erste Ursache davon. Die Wunder, die er sonst gewirkt haben mag, haben nicht die mindeste Bedeutung im Vergleiche mit diesem Wunder, daß er einer Welt voll Schande gegenüberstand, allein mit dem Schwerte Gottes gewaffnet; und daß er diese Welt voll Schande schließlich niederwarf.

„Er war," sagen wir mit Paul Bernried, „ein neuer *Elias*; und wie der Prophet Israels fand er einen seiner würdigen *Elisäus* in der Person des Bischofs Anselm von Lucca. Alle Tugenden des einen strahlten gleichsam wieder im anderen. Gregor war die Quelle, Anselm das Bächlein;

jener der leitende Chef, dieser der ausführende Arm; jener die Sonne, dieser der Strahl."

Was aber hier Paul Bernried von Anselm sagt, das gilt in mehr oder minder hohem Grade von mehreren anderen Persönlichkeiten. Gregor hatte viele Feinde, weil er die Principien der Wahrheiten aufrecht hielt. Er hatte aber auch so manche hochbedeutende Freunde, die ihm zuvörderst seine persönliche Heiligkeit gewonnen hatte. Unter den hervorragendsten finden sich da und verdienen, weil sie tief eingreifen in das Leben Gregors, eine besondere Erwähnung: Petrus Damiani; Hanno von Köln; Hugo von Clugny; Lanfranc; Johannes Gualbert; die Gräfin Mathilde; Wilhelm der Eroberer; Herlembald von Mailand.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der heilige Petrus Damiani und sein Verkehr mit Hildebrand.

Die Lebensschicksale dieser beiden Heiligen haben miteinander manche Ähnlichkeit. Der heilige Petrus war wie Hildebrand von niedriger Herkunft. Er war bedeutend älter wie der letztgenannte, um das Jahr 988 zu Ravenna geboren. Sein Schüler und Geschichtschreiber Johannes hat uns von seiner Geburt einen lebensvollen Bericht hinterlassen. Als die Mutter diesem Kinde, dem siebenten oder achten, das Leben gegeben, rief einer von den älteren Söhnen: „Dieses Unglück hat uns noch gefehlt; das Haus ist bereits zu klein für uns, so viele sind wir; muß denn nun für eine so magere Erbschaft eine so große Anzahl von Erben sein!" Bei diesen Worten fühlte die arme Mutter ihr Herz vor Leid brechen; sie faltete die Hände, vergoß einen Strom von Thränen und bat Gott, Er möchte sie doch aus der Welt nehmen, sie sei die unglücklichste aller Mütter. Sie

weigerte sich, den Neugeborenen an ihre Brust zu nehmen. So hatte also der kleine Erdenbürger, der niemals Anteil haben sollte am väterlichen Erbe, nicht einmal Anteil an der Muttermilch. Keiner dachte daran, das kleine Wesen in Windeln einzuhüllen; es weinte vor Kälte und Hunger. Da trat die Nachbarsfrau ein; es war die Frau eines Priesters. Sie sah diese Schmerzensscene und die grausame Verlassenheit des Kleinen. „Was?“ rief sie, „so handelt eine christliche Frau? Die Tigerinnen und Löwinnen lassen ihre Jungen nicht vor Hunger sterben; und wir, die wir nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind, wollten unser eigenes Kind verlassen! Dieses Kind, das man jetzt wegwirft, wird vielleicht einmal die Ehre der Familie sein!“ Mit diesen Worten nahm die Fremde das Kind, wusch es und hüllte es in warme Windeln. Die Farbe kam wieder in das Gesicht, sie gab den Kleinen der Mutter, die ihn mit Zärtlichkeiten überhäufte.

Das war der Eintritt Peter Damians in die Welt. Fünf Jahre darauf starben beide Eltern und nun war der kleine Peter der Sorge eben jenes unnatürlichen Bruders anvertraut, der ihn schon gehaßt hatte, kaum daß er das Licht der Welt erblickt. Mit empörender Roheit wurde er behandelt. Den Tag über mußte er die Schweine hüten und des Abends durfte er nicht die Schwelle des Hauses übertreten. Er aß ein Stück Schwarzbrot mit den anderen Schweinehirten und übernachtete in einem Schuppen. So wuchs der Knabe heran; aber seine Seele war mit Gott. Einst fand er eine Silbermünze. Groß war seine Freude. Einen Augenblick dachte er daran, sich ein Stück Fleisch zu kaufen oder wenigstens frisches Brot. Aber sogleich verwarf er diese Idee. „Das Vergnügen eines Augenblicks ist alsbald vorüber,“ sagte er sich; „es ist besser, dieses Geldstück zu einem Priester zu tragen, daß dieser eine Messe lese für die Seele meines Vaters.“ Und so that er.

Gott belohnte das gute Werk. Kurze Zeit darauf wurde

sein ältester Bruder Damian, der schon seit mehreren Jahren Priester war, zur Würde eines Erzpriesters von Ravenna erhoben. Er ließ den jungen Hirten zu sich kommen und sorgte für dessen Erziehung.. Aus Dankbarkeit nahm Petrus den Namen seines Bruders Damian zu dem seinigen an und nannte sich Petrus Damiani. Er machte reißende Fortschritte in den Wissenschaften und ward bald ein gesuchter Professor des Rechts. Reich und voller Ehren, in den weitesten Kreisen angesehen, sagte er sich, um nicht den Versuchungen zu unterliegen: „Wozu mich an Güter hängen, die da vorübergehen? Da ich sie doch einmal verlassen muß, warum nicht jetzt schon Gott das Opfer bringen?!" Und er brachte das Opfer.

Er ließ sein Besitztümer der Familie, die seiner Geburt geflucht hatte, und begab sich in das Kloster von Fontavellana, zu den Kindern des heiligen Romuald, den Kamaldulensern. Seine strenge Beobachtung der Regeln, seine seltene Abtötung, sein Eifer im Gebete zogen die Blicke der Brüder auf ihn, als es sich darum handelte, einen Oberen zu wählen. Er wurde Abt von Fontavellana. Papst Stephan X. erhob ihn zum Kardinalbischof von Ostia und somit zu einer maßgebenden Stellung im Kardinalskollegium, da der Kardinalbischof von Ostia ex officio die Papstweihe vollzieht.

In seinen Schriften ist die Eleganz eines Lactanz mit der Kraft eines Hieronymus und der Melancholie Salvians verbunden. Er war der Bewunderer Gregors VI., der treue Freund Gregors VII. Die Beziehung Damianis zu letzterem geht uns hier bloß an. Sie zeigt uns zwei Heilige in treuester Freundschaft und Hingebung verbunden, von welchen aber dennoch ein jeder seine eigene Meinung haben und geltend machen kann. Die Heiligkeit erdrückt nicht die Natur; wohl aber ist sie ein Beweis, daß auch die verschiedensten Naturanlagen mit der Heiligkeit bestehen und von der Liebe getragen werden können. Nichts ist interessanter

als die Kaustik und der beißende Witz des heiligen Petrus Damiani, mit dem er in Briefen an Hildebrand Anspielungen macht auf dessen persönliche Stellung in Rom. Es zeigt dieser Verkehr so recht die heitere Seite in beiden Charakteren. Natürlich hätte Petrus nicht gewagt, an den ersten Minister des Papstes so zu schreiben, wenn er nicht gewußt haben würde, wie seine Worte aufgenommen werden.

Um das Schisma des Cadalous, des Gegenpapstes zur Zeit Alexanders II., zu beenden, hatte Petrus Damiani ohne Autorisation von seiten des Papstes dem Könige von Deutschland vorgeschlagen, es mögen die deutschen und italienischen Bischöfe in einem Konzil (zu Mantua) sich zusammenfinden, um unter dem Vorsitze Hannos von Köln zu entscheiden, wer rechtmäßiger Papst sei, ob Alexander II. oder Cadalous. Der Kardinalbischof von Ostia hatte gewiß die beste Meinung dabei und es war auch bereits durch geheime Verhandlungen zwischen ihm und Hanno entschieden, daß Alexander II. unzweifelhaft der kanonisch gewählte Papst sei. Es handelte sich also bei der ganzen Frage des Konzils, wie Damiani die Sache auffaßte, nur um eine reine Form.

Alexander II. aber und Hildebrand fanden in diesem Mittel eine Verletzung der Rechte des Apostolischen Stuhles und zugleich ein Vorgehen gegen das Wahldekret Nikolaus' II., dem gemäß zum ersten Male gewählt worden war. Sie wollten auch nicht den formellen Schein zulassen, als ob ein Konzil unter dem Vorsitze von irgend welchem Prälaten, wie heiligmäßig dessen Ruf auch sei, über eine kanonisch vorgenommene Papstwahl zu befinden hätte. Sie machten deshalb dem Petrus lebhafte Vorstellungen und wiesen ein Konzil mit solchem vorgestecktem Zwecke mit Entschiedenheit ab. Jedenfalls hatten sie recht.

Petrus aber antwortete: „Dem Vater und dem Sohn, dem Papste und dem Archidiakonus entbietet der Mönch Petrus, der Sünder, Unterwürfigkeit und Ergebenheit. Ich übersende euch, ohne etwas hinzugethan oder hinweggenommen

zu haben, ganz genau, wie er ist, den Text meines Briefes an den Erzbischof von Köln, an dem ihr so viel auszusetzen findet. Das Exemplar, welches man euch von Deutschland her zugesandt, hat Textveränderungen erlitten, es sind Fälschungen darin. Urteilet jetzt, ob ich etwas gegen euere Ansicht gethan habe. Jesus Christus und seine Engel sind Zeugen der Reinheit meiner Absicht und meiner vollen Aufrichtigkeit. Verdient mein Brief den Tod, so biete ich den Kopf euerem Schwerte dar; schlaget zu. Übrigens bitte ich meinen heiligen Satan, sanctum meum Satanam, Hildebrand, er möge nicht mit solcher Heftigkeit gegen mich vorgehen; seine Ehrwürden möge nicht von so ferne her mich geißeln und er möge nun, da er Genugthuung erhalten, wieder sanft und ruhig werden ... Der eine von euch spricht mir mit der Zärtlichkeit eines Vaters, der andere mit dem drohenden Tone eines furchtbaren Feindes. Der eine erscheint mir im strahlenden Glanze der Sonne; der andere wie ein Rasen des Nordsturms. Ich lache und vergleiche mich mit dem Reisenden, um dessen Mantel sich die Sonne und der Sturmwind stritten und ich erkläre, wie jener mythologische Reisende, daß die Palme dem gebührt, der am meisten ruhig geblieben ist. Meine Verteidigung werde ich vollenden, wenn wir uns zu Mantua wiedersehen werden."

Offenbar handelt es sich hier um einen reinen Privatbrief des Kardinalbischofs an Hanno von Köln, der noch dazu in Deutschland gefälscht worden war. Petrus Damiani war derselben Meinung wie Alexander II. und Hildebrand. Er macht sich im ganzen Briefe darüber lustig, daß der letztere das schwerste Geschütz sogleich aufgefahren hatte, wo doch seine, des Petrus Damiani, Gesinnung bekannt sein mußte. Der Archidiakon aber hatte durch seinen strengen amtlichen Brief augenscheinlich gleich von vornherein dem vorbeugen wollen, daß etwa mit dem Ansehen seines Freundes Mißbrauch getrieben würde. Ein solcher Brief ist eben nur möglich, wenn das freundschaftlichste Verhältnis zwischen

beiden Teilen besteht. In der That zeigte sich auf dem Konzil von Mantua die vollste Übereinstimmung.

Der Ausdruck „**meum sanctum Satanam**“ war übrigens dem Einsiedler von Fontavellana Hildebrand gegenüber familiär geworden, seitdem letzterer den wohl zwanzigmal von Petrus Damiani wiederholten Bitten um Entlassung aus seinem Amte immer ein festes Nein entgegengesetzt hatte.

Welche Liebe und Hochachtung Petrus Damiani gegen Hildebrand hegte, zeigen die Überschriften der fünf Briefe an letzteren, die noch erhalten sind. Die erste lautet: „An Hildebrand, die Stütze des Apostolischen Stuhles, Petrus, der sündige Mönch, als Pfand einer Liebe, deren Bande unzerreißbar sind.“ Die zweite: „Dem unzerbrechlichen Schilde der römischen Kirche, Hildebrand, meinem Herrn.“ Die dritte: „Der unverrückbaren Säule des Apostolischen Stuhles, dem Herrn und Archidiakon Hildebrand.“ Die vierte: „Meinem verehrungswürdigen Bruder Hildebrand innigste und herzlichste Zuneigung.“ Und nach dem eben erwähnten Vorfalle schrieb der Bischof von Ostia an Hildebrand noch einen eigenen Brief, der so beginnt: „Ehrwürdiger Bruder! Wenn ein heiliger Mann, wie Du, der Meinung ist, an mich Vorwürfe richten zu müssen, befinde ich mich in der äußersten Trostlosigkeit. Lasse mir Gerechtigkeit zu teil werden und erkenne an, daß, seit man mich mit Gewalt zum Kardinal gemacht hat, ich an allen Deinen Kämpfen teilgenommen habe, nicht wie ein Lohnknecht, sondern wie ein Soldat, der bereit ist zu sterben für das Recht, die Gerechtigkeit, die Wahrheit, deren Verteidiger Du bist. Dein Name ist beständig auf meinen Lippen, um den Segen Gottes auf Dich herabzuflehen; Du weißt dies und im Notfalle wird es Dir der Abt von Clugny ins Gedächtnis rufen können. Erst letztlich, als ich ihm meine Trauer mitteilte, sagte er mir von Dir: Wenn er wüßte, welch tiefe Liebe zu ihm Du im Herzen trägst, er würde sie Dir vergelten mit unaussprechlichen Tröstungen.“

Welch ein Mann, der da die tiefste Liebe und Achtung von Männern wie Petrus Damiani erhält, dessen Einsicht und Tugend Petrus, der mehr als dreißig Jahre älter, der da Bischof war, willig als unzweifelhaft höher anerkennt! Welche Festigkeit und welcher Feuereifer aber auch in Gregor, der um des Besten der Kirche, um der erkannten Gerechtigkeit willen, keine Scheu hat, selbst einem Freunde wie Petrus Damiani herbe Vorwürfe zu machen

Das sind wahrhaft Freunde; da ist wahre Heiligkeit auf beiden Seiten. Dies zeigt sich in vielen anderen Zügen. Eines Tages hatte Hildebrand einen Fisch als Geschenk erhalten; er sandte die Hälfte seinem Freunde Petrus und erhielt als Antwort: „Es ist nicht wunderbar, wenn der heilige Petrus in diesen unseren Tagen so arm geworden ist, da ja selbst die Flüsse nur halbe Fische hervorbringen."

Non mirum Petrus si sit mihi semper egenus,
Cum generent medios flumina pisciculos.

Ein andermal war die Rede von der kleinen Figur Hildebrands, worin doch ein so großes Genie wohne. Damiani improvisierte: „Schaut da diesen, er unterwirft sich die Welt und ist klein wie Sisiphus. Wie viele zittern vor ihm; indessen ist er, mag er wollen oder nicht, mir unterworfen."

Hunc qui cuncta domat, Sisiphi figura coarctat;
Quemque tremunt multi, nolens mihi subditur uni.

Zu Hildebrand sagte er, indem er an die Wahlen von Viktor II., Stephan X., Nikolaus II. und Alexander II. dachte, die auf die Initiative Hildebrands zurückzuführen waren: „Ich verehre wohl den Papst, wie das Brauch ist; aber vor Dir werfe ich mich nieder; Du machst ihn zum Herrn, er macht Dich zu seinem Orakel."

Papam rite colo, sed te prostratus adoro;
Tu facis hunc Dominum; te facit iste Deum.

(Deus Pharaonis wird Moses genannt.)

Im selben Sinne: „Willst Du zu Rom leben, dann nimm meinen Rat an: ich gehorche mehr dem Herrn des Papstes, wie dem Papste.“

> Vivere vis Romae, clara depromito voce;
> Plus domino papae quam domino pareo papae.

Diese Diptychen waren an den Papst und Hildebrand selber gerichtet, ohne daß einer von beiden daran gedacht hätte, darum dem Dichter zu zürnen. „Eines Tages,“ erzählt noch Petrus Damiani, „hatte der ehrwürdige Papst eine dornenvolle Angelegenheit, ohne mich danach gefragt zu haben, begonnen und forderte mich auf, dieselbe zu enden. Man hatte das „die Ehre sei dem Vater“ intoniert und ich sollte zu Ende singen: „Wie es war im Anfange.“ Ich machte dementsprechend eine Bemerkung und sagte: „Ich liebe wenig das „sicut erat“, da ich niemals das „Gloria“ singe. Wer den Kopf bereits gegessen hat, der möge auch den Schwanz mit in den Kauf nehmen; wer das Mark gesogen, der mag seine Zähne an den Knochen versuchen.“

> „Sicut erat“ damno, quia nunquam „Gloria“ canto.
> Qui caput abrasit caudam quoque jure vorabit:
> Ossibus ora terat qui sorbuit ante medullas.

Dagegen sagte aber auch Hildebrand, als Damiani sich von den Geschäften zurückziehen wollte: „Wie! dieser bequeme Schläfer will unter dem Vorwande der Buße aus Rom entlaufen, will, während wir andere uns in die feindlichen Reihen stürzen und bis aufs Blut kämpfen, im Schatten des Klosters sich gütlich thun!“

Wir sehen, die Heiligkeit hat die Scherzader in diesen Männern nicht unterbunden. Nichts ist da von finsterem Zelotismus zu merken. Wohl aber herrscht jene kindliche Herzensfreude, von der Paulus schreibt: „Das Reich Gottes ist Friede, Gerechtigkeit und Freude im heiligen Geiste.“ Nur der klare Wasserspiegel lacht in den Strahlen der Sonne.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der heilige Hanno, Erzbischof von Köln.

Es wurde bereits oben die Ernennung Hannos zum Erzbischof von Köln erwähnt. „Hanno," sagt sein Biograph, „war der Ruhm des deutschen Vaterlandes; die Sonne am Mittag strahlt nicht in höherem Glanze. Sein Vater Walter und seine Mutter, deutschen Ursprungs, besaßen vor Gott einen Adel, der mehr Wert hat als Geburts= und Geldadel, nämlich den der Tugend und des lebendigen Glaubens. Ihre Familie war zahlreich wie die der Patriarchen; alle ihre Kinder zeichneten sich in dem Stande, den ein jedes von ihnen erwählte, aus und leisteten Hervorragendes. Hanno aber sollte sie alle überflügeln. Frühreifes Verständnis, ein angenehmes Äußere, eine engelhafte Reinheit zog alle Herzen zu ihm hin. Sein Vater bestimmte ihn zur militärischen Laufbahn. Die Soldatenübungen gefielen dem jungen Manne. Die langen Nachtwachen unter den Waffen, die Hitze, die Kälte, der Hunger, der Durst, die ermüdenden Märsche, alles, was zur Zähmung der sinnlichen Natur dient, erschien ihm wie ein Gewinn für den Himmel. Unter der militärischen Rüstung wollte er Christo dienen; unter der Fahne eines sterblichen Kaisers machte er in seinen Gedanken das Noviziat für den Dienst des Herrn. Einer seiner Onkel, der Kanonikus zu Bamberg war, fragte ihn einmal, welchem Herrn zu dienen er sich entschlossen habe. Jesu Christo allein, antwortete Hanno, der Militärdienst ist für mich nur eine Vorbereitung für den Dienst des Herrn.

Den nächsten Tag trat er in die bischöfliche Schule zu Bamberg ein. Der junge Militär zeichnete sich da bald aus durch seine außergewöhnlichen Talente. Die natürlichen Wissenszweige und die Theologie, die Rechtskunde sowohl rücksichtlich des kanonischen wie des Civilrechts, die Kunst

der Beredsamkeit und, was noch mehr ist, der Hauch des heiligen Geistes machten aus dem jungen Reiter bald einen hervorragenden Gelehrten. Fürsten und Bischöfe kamen, ihn um Rat zu fragen. Heinrich III. zog ihn an seinen Hof. Auf diesem neuen Schauplatze zeichnete sich Hanno alsbald aus durch die Heiligkeit seines Lebens, durch eine vollkommene Losschälung von Geld und Gut, durch den Geist der Abtötung, durch den Eifer im Gebete, in welchem er oft ganze Nächte zubrachte, nachdem er den Tag über gefastet und strenge Abstinenz geübt hatte. Die Gerechtigkeit wahrte er in allen Geschäften, die ihm am Hofe oblagen; Schmeichelei blieb ihm durchaus ferne.

Heinrich war ganz eingenommen von den Tugenden und Verdiensten seines Hofkaplans und ernannte ihn im Jahre 1055 zum Erzbischof von Köln. Hanno widerstand; er weinte und flehte um Nachsicht; der Kaiser ließ sich nicht rühren. Den Tag seiner Konsekration brachte er ganz in Trauer und Weinen zu.

Seine Vorgänger hatten sich dem Volke nur im Glanze der bischöflichen Würde gezeigt. Hanno umhüllte sich mit einem Bußgewande, besuchte mit nackten Füßen die Kirchen; ging regelmäßig in die Hospitäler, in die Wohnungen der Armen; verbrachte den Tag, um Recht zu sprechen, die Nacht, um zu beten. Seine Freigebigkeit war grenzenlos; seine Abtötungen, seine Bußen eben so demütig als erbauend. Jeden Abend beichtete er und ließ sich durch einen Kleriker geißeln.

Es war letzteres auch die Gewohnheit des Kaisers. Bei Gelegenheit großer Feierlichkeiten, wenn er den Kaiserornat anlegen sollte, beichtete er den Abend vorher und ließ sich als Buße für seine Sünden geißeln. Eines Tages wandte er sich mit der Bitte um diesen Liebesdienst an Hanno. Dieser machte ihm zu allererst Bemerkungen über Ungerechtigkeiten, die ihm zur Last fielen; über Mißbräuche und Unordnungen in seiner Verwaltung; er gebot ihm, das

alles abzustellen. Der Kaiser versprach es; und Hanno ergriff darauf die Bußgeißel, um in aller Wahrheit, nicht bloß zum Scheine das Fleisch des Herrschers zu demütigen. Der Kaiser dankte seinem Erzbischofe und als Ausdruck des Dankes ließ er den nächsten Tag, bevor er sich mit dem Diadem schmückte und den Kaisermantel umhing, dreiunddreißig Pfund Silber an die Armen verteilen."

So war der Hauptmitarbeiter Gregors VII. an der Reform in Deutschland. Auf seinem Totenbette hatte Heinrich III. vor Viktor II. und der Kaiserin Agnes als letzten Wunsch kundgethan, sein unmündiger Sohn möge dem Erzbischofe von Köln zur Erziehung übergeben werden.

Unglücklicherweise wurde der Wunsch des sterbenden Kaisers nicht erfüllt. Die Kaiserin Agnes hielt den Erzbischof vom Regentschaftsrate fern, um ihr Vertrauen ganz unwürdigen Männern zu schenken. Niemand kümmerte sich um die Erziehung des jungen Königs. „Er that, was er wollte," sagt ein Chronist, [1] „und man weiß, was ein Knabe von acht Jahren Vernünftiges thun kann." Werner, ein junger Mann, sein Günstling, verkaufte Bistümer, Abteien, sowie alle anderen kirchlichen Pfründen an den Meistbietenden. Die Simonie thronte in Deutschland ohne Scham und ohne Zügel; mit ihr verbunden die Unzucht.

Dies war höchst wahrscheinlich der Gegenstand des Briefes, respektive der Klagen, die Nikolaus II. an Hanno richtete, wie wir oben erwähnt haben. Höchst wahrscheinlich hat der Papst die Dekrete des Laterankonzils vom Jahre 1059 übersandt, worin unter anderem es hieß: „Niemand darf die Messe eines verheirateten oder notorisch im Konkubinat lebenden Priesters hören." „Kein Priester darf zwei Pfründen zugleich besitzen; keiner darf geweiht werden, weder zum Priester noch zum Bischofe, der seine Pfründe gekauft hat."

---

[1]) Vgl. Annales Bojorum; Voigt, Gesch. des Papstes Gregors VII.

Die Ermahnungen des Papstes fruchteten nicht viel. Die Kaiserin ließ sich nach wie vor von Guibert von Parma als dem Kanzler von Italien sowie vom Augsburger Bischofe leiten. Der königliche Knabe verdarb immer mehr. Man ging soweit, das Schisma, welches zu Lebzeiten Nikolaus' II. bereits begonnen hatte, nach dessen Tode zu vollenden und vielmehr Cadalous anzuerkennen als Alexander II. Da aber auch das Reich selbst immer ärger zerrüttet wurde und die Kaiserin nur Sorge hatte für die Gesundheit des königlichen Kindes, ohne auf dessen Erziehung den mindesten Bedacht zu nehmen, machten die Großen einen Staatsstreich.

Hanno von Köln, Siegfried von Mainz, Otto von Nordheim, Gottfried von Tuszien und der Vetter des Königs, Eckbert von Braunschweig, verständigten sich. Im Frühjahre 1062 kam der Hof nach der Rheininsel Kaiserswerth, um dort das Pfingstfest zu feiern. Nach einem heiteren Festmahle lud man den König ein, das prachtvoll ausgeschmückte Schiff Hannos zu besichtigen. Kaum hatte es der Knabe bestiegen, als die Ruderer ansetzten und das Schiff sich in die Mitte des Stromes und rheinaufwärts bewegte. Meinend, es sei auf sein Leben abgesehen, stürzte sich Heinrich in den Strom, Eckbert ihm nach und riß ihn aus den Wellen. Man beruhigte ihn mit schmeichelnden Worten und führte ihn in den Bischofshof zu Köln. Zugleich ward verkündet, daß der König abwechselnd in den verschiedenen Landschaften des Reiches sich aufhalten und jedesmal jener Bischof die Aufsicht über die Regierung führen werde, in dessen Sprengel er sich befinde.

Seit die Kaiserin ihren Sohn nicht mehr bei sich hatte, konnte sie auch keine Gewalt mehr ausüben. Agnes ging in sich, entsagte der Welt und zog sich in das Kloster Fruktuaria, später in eines zu Rom zurück. Sie bereute in der Bitterkeit ihrer Seele die begangenen Fehler. Wir werden ihr später noch oft begegnen.

In diese Zeit, wo Hanno Regent war, fällt jener Zwi-

schenfall, der im vorigen Kapitel aus dem Leben des heiligen Petrus Damiani dargestellt worden ist. Hanno führte kraftvoll die Regierung, leider nur etwa ein Jahr. Er setzte den Kanzler von Italien, Guibert von Parma, ab und hielt zu Augsburg die bereits erwähnte Versammlung, an welche Petrus Damiani sein Synodalschreiben sandte. Um das Schisma endgültig zu brechen, kam er nach Rom. Auf Grund von Fälschungen der betreffenden Konziliardekrete hatte Hanno, wie das oben angedeutet worden, eine falsche Ansicht gewonnen von dem Rechte des deutschen Königs, bei Papstwahlen um seine Zustimmung angegangen zu werden. Hören wir den Bericht eines Zeitgenossen über die Art und Weise, wie er aufgeklärt wurde:

„Zur Audienz beim Papste zugelassen, zeigte er sich wohl voll von Ehrfurcht für die Person Alexanders II.; aber er machte sehr lebhaft einige Bemerkungen über das Vergangene," schreibt Bonizo von Sutri (lib. VI. ad amicum). „Mein Bruder," sagte er zu Alexander (offenbar wollte sich der Erzbischof noch nicht dazu verstehen, ihn ohne weiteres als Papst zu betrachten; es war dies eine Folge des unklugen Schreibens von seiten Damianis, wegen dessen er vom Papste und von Hildebrand getadelt worden), „warum hast Du ohne Genehmigung des Königs, meines Herrn, die Papstwürde angenommen? Seit mehreren Jahrhunderten sind die Könige und Kaiser im Besitze des Rechtes, bei der Papstwahl den Vorsitz zu führen." Er führte in der That die Namen einzelner Patricier und römischer Kaiser an, die da, wie er meinte, dieses Recht ausgeübt hätten. Nachdem der Erzbischof seine Rede beendet, protestierten der Archidiakon Hildebrand und die anwesenden Kardinäle und Bischöfe gegen diese Behauptung. „Du kannst davon überzeugt sein," sprach Hildebrand zu ihm, „daß die Kanones, welche von den heiligen Vätern aufgestellt worden sind, durchaus nicht und in keiner Weise den Königen bei den Papstwahlen das Recht zugestehen, von dem Du redest." Hanno erwiderte, ein solches

Recht sei eine Folge der Würde eines römischen Patriciers, welche Würde dem Kaiser Karl dem Großen verliehen worden sei.

Hildebrand nahm dann den Text der heiligen Kanones, die sich auf die Papstwahl beziehen, und wies darin die wahre Lehre der Kirche nach. Er führte den Versuch aus dem Jahre 483 an, welchen Odoaker und sein Präfekt Basilius machten, um sich ein solches Recht anzueignen; und wie das römische Konzil vom Jahre 502 unter dem Papste Symmachus mit aller Entschiedenheit dagegen protestiert habe; ja wie damals schon der Metropolit von Mailand, Laurentius, gesagt habe: Es ist gar nicht möglich, daß wir die Übertragung der kirchlichen Gewalt durch einen Laien in einem Dekrete gutheißen und bekräftigen: ein Laie hat die Pflicht, der Kirche zu gehorchen; nicht aber, derselben Gesetze aufzulegen. In demselben Konzil erklärte Eulalius, Bischof von Syrakus: „Wir lesen in keinem kirchlichen Dekrete, daß Laien, so gottesfürchtig sie auch sein mögen, das Privilegium erhalten haben, die Kirche zu regieren." Hildebrand bewies diese Wahrheit noch durch die Lehre aller Väter und durch die ganze Tradition.

Darauf erwiderte Hanno, daß noch Papst Nikolaus II. neulich in einem eigenen Dekrete dem Könige, seinem Herrn, unter Anführung seines Namens das fragliche Privileg verliehen habe. Hildebrand ließ deshalb den Originaltext des betreffenden Dekretes Nikolaus' II. herbeibringen, der unterschrieben war von einhundertundvierzehn Bischöfen, die damals dem Laterankonzil beigewohnt hatten. (Dieser Text eben war in den unter den Deutschen verbreiteten Exemplaren gefälscht worden.) Eine lange Untersuchung knüpfte sich daran, die auch noch in anderen Konferenzen weiter fortgesetzt wurde. Alle Schwierigkeiten, auch die aus den heiligen Vätern, wurden sorgfältig geprüft; endlich erklärte Hanno sein Gewissen genügend unterrichtet und stimmte in allem der römischen Auffassung bei.

Er bat nur den Apostolischen Herrn, damit allen genuggethan würde und alle die wahre Lehre erkännten, daß er, der Papst, ein Konzil berufen und da selber die Sachlage sowohl betreffs der Thatsache seiner Wahl als auch betreffs der Rechtsfrage auseinandersetzen wolle. Obgleich die Gewährung der Bitte an keinem voraufgehenden Beispiele gerechtfertigt werden und leicht der Würde des Oberhauptes der Kirche schädlich sein konnte, gab doch Alexander II., um größere Übel zu vermeiden, das Erbetene zu und erwarb sich dadurch die Liebe auch jener, die bisher seine größten Feinde gewesen waren.

Das Konzil fand statt zu Mantua. Es wurde daselbst entschieden, wer Papst sei; sondern Alexander II. eröffnete es als allein anerkannter Papst und gab die gewünschten Erklärungen. Cadalous wurde zwar berufen; aber nicht, um den Vorsitz zu führen oder auch nur um zu hören, ob er wirklich nun allgemein anerkannt werden sollte oder nicht; sondern um sich wegen seiner gewaltthätigen Usurpation zu rechtfertigen. Er wagte nicht zu kommen und ließ durch seine Anhänger einen mißlungenen Handstreich gegen die Konzilsväter versuchen.

So war auch dieser Streitpunkt, der drei Heilige zu entzweien gedroht hatte, in der würdigsten Weise beigelegt; und zwar, in erster Linie durch die wahrhaft apostolische Klugheit und Festigkeit Hildebrands, zum Besten der Kirche. Die Heiligkeit lehrte den Archidiakon, unbeugsam in den Principien zu sein, aus welchen die Rechte und die Unabhängigkeit der Kirche, der Heilsanstalt des Herrn, fließen; aber zu gegebener Zeit auch nachgiebig in der Form sich zu zeigen, zumal wenn es galt, ein Mittel zu finden, damit dem Nächsten und hier sogar geliebten Freunden eine Beschämung erspart werde. Er ist immer derselbe feste, aber nicht hartnäckige; milde, aber nicht schwache Charakter, den die Liebe Christi durchdrungen und erhoben hat.

Die Heiligkeit lehrte gleichermaßen dem Erzbischofe von

Köln, trotz seiner hervorragenden Stellung und seiner tiefen Rechtskenntnis, Belehrung anzuhören, dieselbe ruhig bei sich zu prüfen und sie darauf ohne Rückhalt anzunehmen.

Der Rechtssinn war in beiden großen Persönlichkeiten der Grund, daß sie mit nüchternster Objektivität die bestehenden Bestimmungen der Kirche zu Rate zogen; nicht um sich selber oder einem Menschen zu gefallen, sondern damit niemand um das ihm gebührende Recht komme.

Es hätte Hanno übrigens nicht viel genützt, wenn er aus persönlichen Rücksichten hartnäckig gewesen wäre oder es gar zu einem Bruche hätte kommen lassen. Während er noch in Italien war, hatte der Knabe, dem die Zucht des Erzbischofs nicht gefiel, — die erste ernstliche nämlich, welche er zu erfahren hatte, — das Joch abgeschüttelt und war unter die Leitung Adalberts von Bremen gekommen; somit war auch die Reichsregierung auf letzteren übergegangen.

Es war Adalbert ein Mann unvermittelter Gegensätze: er konnte beim heiligen Meßopfer Thränen der Rührung vergießen, den Armen die Füße waschen — und dann wieder mit verletzender Härte und Hoffart auftreten; er konnte die tapfersten Beschlüsse gegen Simonie, Priesterehe, lockeres Leben fassen — und dann wieder mit dem König von Dänemark in nordischer Weise acht Tage hintereinander schmausen und ihn in Pracht und Herrlichkeit zu übertreffen suchen. Für Gunst opferte er alles, selbst seine Seele. Man erzählt, daß er als Inbegriff aller Erziehungsweisheit dem jungen Könige die Maxime eingeprägt habe: Sündige so viel du willst, bewahre nur in der Sterbestunde den rechten Glauben.

Nach der politischen Seite war Adalbert von Bremen der Vorkämpfer völlig unbedingter Königsgewalt. Der Kaiser ist nach seiner Anschauung der Statthalter Gottes auf Erden; er ist über alle Gewalten und Rechte der Reiche und Nationen erhöht; er darf thun, was ihm beliebt. Sein nur zu gelehriger Schüler war Heinrich IV. Adalbert ist der eigentliche Begründer der Ghibellinen.

Hanno sorgte noch dafür, daß dem heiligen Stuhle die Marken Spoleto und Camerino zurückgegeben wurden. Auf seiner Rückkehr schloß er die Verlobung Heinrichs IV. mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Otto von Turin, ab; und nahm die Mutter des Königs aus Italien mit, damit diese auf das Herz des Sohnes einwirke. Kaum wieder in Deutschland, liefen alle Erfolge Hannos Gefahr vereitelt zu werden. Adalbert, der den König bei sich hatte, trieb den offensten Kauf und Verkauf geistlicher Ämter, schloß die Augen bei verheirateten Priestern, überließ den König allen Leidenschaften ungezügelter Jugend und brach von neuem mit Alexander II, um mit dem Gegenpapste in Verbindung zu treten. Hanno aber versammelte die mißvergnügten Fürsten zu Tribur und zwang den König, Adalbert von Bremen zu entlassen.

Der Erzbischof von Köln stand wieder an der Spitze, „der Edelstein, die Blüte und das Licht Deutschlands." Die Verträge mit der Kirche wurden gehalten; der König ward genötigt, sich mit Bertha zu vermählen; sie selber, die das Vertrauen der Fürsten besaß, zur Mitregentin des Reiches gekrönt. Die Bemühungen Hannos aber drangen nicht durch. Der junge König war bereits Meister in der Intrigue. Die Ehescheidung des Königs, der seine Frau haßte, wie jedes sittliche Band, wurde nur durch Petrus Damiani gehindert, der als Gesandter des Papstes gegen den Erzbischof von Mainz selber, welcher bereit war, das Band der Ehe zu lösen, dem Könige mit aller Bestimmtheit erklärte, er werde niemals die Kaiserkrone erlangen und der Bann der Kirche würde ihn treffen, wenn er sich scheide.

Adalbert starb im Jahre 1072. Hanno folgte ihm bald, doch sah er noch den Anfang des Pontifikats Gregors VII.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Lanfranc.

Wir haben im ersten Teile die Schattenseiten der Zeit Gregors VII. hervorzuheben gehabt. Es ist aber in jener Zeit nicht alles Schattenseite; vielmehr stehen in jedem Lande dem Dunkel reich strahlende Lichtpunkte gegenüber. Neben der Unzucht feiert die Keuschheit, neben dem Geize der unbegrenzte Opfersinn, neben der Gewaltthätigkeit die edelste und höchste Geistesfreiheit herrliche Triumphe. Gregor stand, wie aus seinen Briefen hervorgeht, mit allen diesen Helden des christlichen Lebens in regster Verbindung. Alle jene hellen Strahlen der Tugend vereinigten sich in ihm wie in einem Brennpunkte und trugen dazu bei, inmitten seiner schweren Arbeiten und Prüfungen reichen Trost in seine Seele auszugießen.

In Frankreich war eine dieser reinsten Seelen, deren Strahlen weit über die Grenzen Frankreichs drangen, der spätere Abt des Klosters Bec, der uns bereits aus der Berengarschen Ketzerei bekannte Lanfranc. Die Schicksale auch dieses Mannes sind wie die des heiligen Petrus Damiani und die des heiligen Hanno ganz sonderbare. Es ist, als ob der Himmel in dieser schweren Zeit einzelne Trostpunkte der armseligen Erde von vornherein und gegen alle Erwartung habe sichern wollen.

Der Biograph Lanfrancs beginnt folgendermaßen: „Es giebt einen großen Mann, welchen die durch ihn im alten Glanze wiederhergestellte Wissenschaft der Lateiner mit Achtung und Liebe als ihren Meister begrüßt; er heißt Lanfranc. Griechenland selber, dieses Land, das die Lehrerin der Nationen genannt werden kann, die Mutter der freien Künste, lieh das Ohr seinen Lehren; es kannte einige seiner Schüler und bewunderte sie. Er war geboren im Jahre 1005. Sein

Vater gehörte dem Senatorstande in Pavia an. Zeitig Waise geworden, wollte sich Lanfranc durch das Studium der freien Künste und der Rechtswissenschaft zur Übernahme der väterlichen Magistratsstellung vorbereiten, zu der ihn seine Geburt berief. Er besuchte eifrig die berühmtesten Schulen Italiens und kehrte in seine Vaterstadt zurück, nachdem er den höchsten Grad in der Wissenschaft des bürgerlichen Rechts errungen.

Sein Vaterland aber genügte ihm nicht mehr. Er überstieg die Alpen und begab sich nach Frankreich in den ersten Jahren der Regierung König Heinrichs und des glorreichen Normannenherzogs Wilhelm, dem künftigen Eroberer Englands. Auf dem Wege, den er einschlug, lehrte Lanfranc in jeder Stadt; und der italienische Gelehrte sah immer eine große Schar wißbegieriger junger Leute ihm zuströmen. So durchzog er Frankreich, begleitet von vielen begeisterten Schülern; kam in die Normandie und schlug endlich seinen Wohnsitz auf in Avranches, wo er einige Zeit blieb und lehrte.

Der Zulauf und der begeisterte Beifall war in Avranches ebensogroß wie an allen anderen Orten. Aber eines Tages fing der bürgerliche Rechtskundige an, über die Eitelkeit alles Irdischen nachzudenken. Was hilft das, sagte er sich, daß ich den sterblichen Menschen gefalle? Alles kommt doch von Gott und kehrt zu ihm zurück. Was habe ich bis jetzt für den Dienst Gottes gethan? Beherrscht durch diese Gedanken, welche die Gnade Gottes ihm eingab, entschloß er sich, allem zu entsagen, selbst seinem eigenen freien Willen, und sich dem Herrn zu weihen, der da gesagt hat: Wer mir nachfolgen will, der entsage seinem eigenen Willen, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.

War er bisher ruhmbegierig gewesen, so erstrebte er jetzt nur noch die Verborgenheit. Er wollte sich einen Zufluchtsort suchen, wo die weltliche Wissenschaft ihn nicht finden könnte. Er verließ in dieser Absicht Avranches und nahm die Richtung nach Rouen, um in der dortigen Gegend

eine verborgene Zufluchtsstätte zu suchen, wie er sie sich wünschte. Gegen Abend, da er sich in einem Walde befand, wurde er von Räubern angefallen, die ihn beraubten und die Hände auf dem Rücken gefesselt an einen Baum banden. Nur den Mantel hatten sie ihm gelassen. In diesem Elende, mitten im Dunkel der Nacht hilflos allein gelassen, fing Lanfranc an, das Abendoffizium zu beten. Aber er hatte nicht die Gewohnheit und konnte es deshalb nicht auswendig: O mein Gott, rief er aus, lange Jahre habe ich dazu verwendet, in der weltlichen Wissenschaft voranzukommen; mit Leib und Seele habe ich mich daran gegeben und siehe, nun kann ich nicht einmal jenes Offizium beten, welches zu Deinem Preise dient. Befreie mich aus meinen Banden und mit Hilfe Deiner Gnade will ich meine Nachlässigkeit gutmachen; ich will anfangen, Dich zu loben und Dir zu dienen. Als die Morgenröte anbrach, hörte er Stimmen von Wanderern, welche die zunächst liegende Landstraße benutzten. Er rief sie mit lauter Stimme an; sie kamen und befreiten ihn. Jetzt aber, sagte er, nachdem er seinen Unfall erzählt, teilt mir mit, wo in der Umgebung das ärmste Kloster ist. Was Armut anbelangt, erwiderten seine Befreier, kennen wir kein ärmlicheres Kloster als jenes, das ein Mann Gottes nicht weit von hier erbaut. Und sie führten Lanfranc zu einer Ansammlung ärmlicher Hütten, zeigten sie ihm als das gemeinte Kloster und setzten ihre Reise fort. Es war die Abtei zu Unserer lieben Frau von Bec. Da wurde Lanfranc Mönch nach der Regel des heiligen Benedikt; er war sechsunddreißig Jahre alt." So Milo Krispinus in der Lebensgeschichte Lanfrancs.

Dieser war von Anfang ein Muster aller Tugenden. Bald wurde er zum Prior ernannt. Einstmals las er im Speisesaale vor und sprach das Wort docere so aus, wie es sich gebührte, das erste e nämlich als lange Silbe. Der Vorsitzende, der in der Wissenschaft wenig erfahren war, verbesserte ihn in dem Sinne, daß das e kurz auszusprechen

sei. Und Lanfranc beeilte sich, allsogleich der Mahnung nachzukommen. „Es ist weit besser," sagte er später, als man ihn dieserhalb fragte, „Christo zu gehorchen, wie dem Grammatiker Donatus; ein Fehler gegen die Prosodie ist nichts, aber Gott ungehorsam sein in der Person seines Vertreters ist eine große Sünde."

Die Zurückgezogenheit fand Lanfranc freilich nicht. Es kam doch endlich heraus, wohin er gezogen sei. „Wie ein Freudenruf," sagt der Biograph, „tönte die Kunde von einem Ende Europas bis zum anderen. Man sprach überall von nichts anderem als von der Abtei Bec, die bevorzugt worden sei durch einen großen Philosophen und heiligmäßigen Ritter. Die Kleriker eilten herbei und die Söhne von Herzögen und Fürsten; und bald sogar die Lehrer der berühmtesten Schulen." Man nannte Lanfranc „den Wiederhersteller der ganzen lateinischen Wissenschaft", totius latinitatis instauratorem. Von England, Italien, Frankreich, Deutschland eilten die Schüler herbei; unter ihnen der Mailänder Anselmus von Badagio, der spätere Alexander II.

Man muß diese Brennpunkte der Wissenschaft, wie Bec z. B. einer war, in Betracht ziehen, wenn man den Erfolg begreifen will, den der Appell der Päpste und zumal Gregors VII. an das christliche Volk in Sachen der Simonie und Priesterehe erzielte. Tausende und Tausende studierten da, schöpften da das Licht praktischer Lebensweisheit und wahrhaft christlicher Grundsätze; und trugen es wieder in ihre Gegenden. Diese große Menge, welche dort belehrt worden, verstand besser die mahnende Stimme des Hirten der Christenheit und die Richtschnur der kirchlichen Kanones als die Fürsten. Nicht nur gingen von diesen Sammelorten des Lichtes Strahlen der Heiligkeit aus, durch welche in allen Ländern große Heilige erzeugt wurden; sondern die Kenntnis drang ins Volk und dieses reichte über den Häuptern der Könige dem Oberhaupte der Christenheit die Hand.

Die großen Erfolge der Kirche wurden immer vorbe-

reitet durch die Wissenschaft; und nie hat die Kirche mehr gelitten, als wenn man den ihr eigenen Weg zum Unterrichte und zumal zum Unterrichte der Diener des Heiligtums versperrte. Wahre Freiheit der Wissenschaft; — und der Sieg der Kirche ist und war zu jeder Zeit entschieden. Im elften Jahrhunderte war die Wissenschaft wahrhaft frei; — Bec war der Hauptsitz geworden — und alle jene grauenhaften Monstren der Simonie, der feigen Knechtschaft, der Unzucht verloren vor dem Worte Petri nach und nach das Recht, sich ihrer Schande zu rühmen.

Alles muß hier zusammengefaßt werden, um das Kolossalbild Gregors VII., wie es schon vor seinen Zeitgenossen stand, und noch mehr vor den geistigen Augen der Nachwelt steht, einigermaßen zu verstehen. Gregor bedeutet die Vereinigung aller guten Bestrebungen seiner Zeit.

Lanfranc wurde später Abt von Bec und als solchen haben wir ihn bereits im Streite mit Berengar kennen gelernt. Er hatte den ehrenvollen Beruf von Gott, schriftlich und mündlich der Prediger, Verteidiger und Preiser des eucharistischen Wunders zu sein. Er verfolgte mit seinen Schriften den Irrlehrer bis in seine geheimsten Schlupfwinkel hinein, deckte alle seine Trugschlüsse und Listen auf und ward nie müde, auf dem Plane zu erscheinen, sei es mit Schriften, sei es vor ganzen Konzilien mit seinem feurigen, blitzartig schlagenden Worte, wann Berengar sich regte. Er hat den Ruhm, daß die von ihm bekämpfte Sekte noch vor Berengar starb; man schämte sich, dieselbe zu verteidigen; — ebenso daß Berengar auch seinem Irrtume endgültig und aufrichtig entsagte, ehe er starb. Er teilt diesen Ruhm mit Gregor VII.

Wie eng verbunden diese beiden Seelen waren, zeigt ein Brief Gregors vom Jahre 1073, also zu einer Zeit, wo Lanfranc bereits Erzbischof von Canterbury und Primas von England war. Darin heißt es: „Wir rechnen auf Dich, wie wenn Du unsere eigene Person wärest.“ Der Monarch Lan=

francs, Wilhelm der Eroberer, war der einzige Fürst, welcher der römischen Kirche in ihrem Kampfe gegen Simonie und Priesterehe wirksamen und aufrichtigen Beistand leistete. Deshalb nennt ihn Gregor in diesem selben Briefe (ep. 31. lib I.): „Den erlauchtesten König und den einzigen wahren Sohn der römischen Kirche."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Abt Hugo von Clugny.

In Hugo steht vor uns als einer der innigsten und begeistertsten Mitarbeiter Gregors ein Vertreter des reinen beschaulichen Klosterlebens, der weder als Bischof noch als Gelehrter einen Namen hat, sondern nur als einfacher Abt. Er war der Bildner jener geraden, kräftigen, zweckbewußten Charaktere, denen wir in dieser Zeit des Eidbruches und der moralischen Ohnmacht zum Troste des Herzens noch häufig genug begegnen; — der Zufluchtsort für die im Sturme der Welt geängstigten Seelen, welche bei ihm wie das Kind an der Mutterbrust himmlischen Trost und dauernde Unterstützung suchten, und zwar nie vergebens; — ein Born des Friedens, wo der Sünder, so viel auf seinem Herzen liegen mochte, wenn die Stimme des Allmächtigen an sein Ohr geschlagen, jene Thränen fand, welche das verzehrende Feuer der Leidenschaften auslöschen und den Frieden in die Seele senken, von dem der Prophet schreibt: „Im Frieden ist meine allergrößte Bitterkeit." Ein solcher Abt, ein wahrer Vater der Seelen, war Hugo von Clugny.

O wie oft hat Gregor in diese Seele seine Ängsten und Unruhen versenkt! Wie oft hat er hier geklagt über die alles Maß übersteigende schwere Last, die der Herr ihm auferlegt! Wie oft hat er an diesem Busen geruht und Mut und Trost geschöpft im gleichgesinnten Freunde, in jener

Seele, die aus der Einsamkeit sich himmlische Salbung zu holen gewohnt war. Hier finden wir nicht den Gregor, der Könige absetzt und Völker vom Eide der Treue entbindet; der wie das jüngste Gericht seinen Feinden erscheint, so furchtbar, daß sie hätten lieber in die Erde versinken mögen als seinen Blick aushalten; der da, wie einer schreibt, die Gerechtigkeit in Person zu sein schien! Nein; der an Hugo von Clugny schreibt, das ist ein Kind, welches in die Arme der Mutter flieht und meint, da vor allen seinen Feinden Sicherheit gefunden zu haben. Eine solche Seele wie die Hugos von Clugny war dem heiligen Papste notwendig. In ihr hatte Gott seinem Diener den edelsten Trost und die dem Geiste würdigste Freude bereitet.

Der heilige Abt war zugleich, wie sich der Leser erinnern wird, Pate Heinrichs IV. und nicht selten der natürliche Vermittler zwischen Papst und Kaiser. Hätte doch der unglückliche Kaiser, der übrigens vor dem heiligmäßigen Paten immer Ehrfurcht hatte, auf seine Stimme mit mehr Ausdauer geachtet! Vieles Unheil wäre der Welt erspart geblieben!

Wer aber war Hugo von Clugny? Auch hier heißt es: „Wie weit der Himmel über der Erde, so hoch sind erhaben die Ratschlüsse Gottes über denen der Sterblichen."

Zehn Jahre vor seinem Tode hatte der heilige Odilo, Abt von Clugny, zu seinen Füßen hingestreckt liegen gesehen einen Jüngling von fünfzehn Jahren. Es war der Sohn des Grafen von Semur, Dalmatius, und der Gräfin von Bergy, Aremberga. Himmlische Anmut, engelhafte Reinheit verklärten seine Züge. Der junge Mann bat flehentlich, man möge ihn unter jene Soldaten einreihen, die unter der Fahne des heiligen Benedikt kämpfen. Vergeblich hatte ihn der Vater für den Dienst der Welt erziehen wollen. Pferde, Waffen, Jagdvergnügungen, alles, was sonst junge Leute seines Alters anzieht, dies alles hatte keinen Reiz für ihn. Im Alter von zehn Jahren war ihm, dank der Fürbitte seiner Mutter,

gestattet worden, die bischöfliche Schule seines Großonkels, des Bischofs von Auxerre und Grafen von Chalons, zu besuchen. Er ward bald der beste Schüler. Das Studium begeisterte ihn; er fand in nichts eine größere Freude als im Gebete und in der Betrachtung. Dies war der Noviz, den der heilige Odilo in den Orden aufnahm. „Was für ein Schatz für das Kloster von Clugny," rief ein alter ehrwürdiger Mönch aus, der dem Abte bei der Einkleidung half.

„Mit dem Weltkleide legte Hugo," so der Biograph, „auch alle Spuren der Welt ab, der er sich entzog. Geläutert im Schmelztiegel der Ordensdisciplin leuchtete in Hugo die Tugend in hellem Glanze. Ausgezeichnet in der Wissenschaft, ausgezeichneter noch durch ein reines Gewissen, geübt in einer die Kräfte des Menschen übersteigenden Abtötung verband er engelgleiche Bescheidenheit und Zurückhaltung mit natürlicher Anmut. Odilo machte ihn nach kurzer Zeit zum Prior. Welche Demut! Welche Wachsamkeit! Welch' sorgenvolle Liebe in der Ausübung seines Amtes! Noch so jung, hatte er unter seiner Leitung Greise; und diese Greise segneten ihn. Kein Schatten jugendlichen Übermuts; kein überspannter Eifer; nichts zeigte sich da von dem, was so leicht die Ernennungen junger Kräfte zu höheren Ämtern kennzeichnet. Seine Würde war weit entfernt, eine Versuchung für seine Tugend zu sein; sie war ein Sporn für dieselbe. Der gute Geruch seines Namens verbreitete sich in weite Fernen und verschaffte ihm, ohne daß er sie jemals verlangt oder vermißt hätte, die Gunst der Fürsten und die Liebe des Volkes. Es geschah, daß der Kaiser Heinrich III. glaubte, sich über Mangel an gebührender Rücksicht von seiten eines vom Kloster Clugny abhängigen Priors beklagen zu müssen. Der Abt Odilo sandte alsbald seinen jungen Prior Hugo zum Monarchen, damit er dessen Zorn beschwichtige. Dies gelang über alles Erwarten. Hugo wurde mit allen Ehren aufgenommen. Heinrich gab ihm reiche Geschenke für das Kloster Clugny mit und für den

ehrwürdigen Abt. Indes kam die Nachricht an den deutschen Kaiserhof, daß der Abt Odilo gestorben sei. Voll Trauer im Herzen reiste der fromme Abgesandte zurück nach Clugny, wo er die ganze Klostergemeinde in größter Betrübnis fand.

Die Ankunft Hugos war die einzige Freude inmitten des Schmerzes, den der Tod des heiligen Abtes verursachte. Unter Thränen erzählten sie Hugo die letzten Augenblicke ihres geistigen Vaters, seine letzten Worte. Alle wußten etwas zu berichten über seine großen und zahlreichen Tugenden; und doch blieb der Bericht weit unter der Wahrheit. Hugo mischte seine Thränen mit denen seiner Ordensbrüder.

Indessen mußte ein neuer Abt gewählt werden. Viele Fasten und Gebete gingen der Wahl vorher, auf daß der heilige Geist eingebe, wer der würdigste sei, um einem so frommen Manne nachzufolgen. Am bestimmten Tage versammelten sich die Brüder, um zu einer Wahl zu schreiten, von welcher das Heil so vieler teuren Seelen abhing. Ein jeder von ihnen dachte bei sich in der Tiefe seines Gewissens nach, wer der Erwählte des Herrn sein könnte. Den Vorsitz führte Adalmann, der älteste unter ihnen dem Alter und der Profession nach, höchst ehrwürdig durch Verdienst und Tugend. Er sollte zuerst denjenigen nennen, den er für würdig hielt. Er erhob sich und sprach unter tiefstem Stillschweigen ringsherum: Vor Gott, der mich bald richten wird und vor euch, Brüder, wähle ich zum Abt von Clugny den Prior Hugo. Nach diesen Worten setzte sich Adalmann und wollte nach dem Range des Alters einen jeden der Brüder fragen, wen er wähle. Aber er hatte keine Zeit dazu. Alle hatten sich vor dem jungen Prior auf die Kniee geworfen. Trotz seines Widerstandes, seiner Thränen und seines Beschwörens führten sie Hugo hinweg von dem bescheidenen Sitze, den er sich gewählt und erhoben ihn auf den Sitz den Abtes."

So weit der Chronist.

Es war ein erlauchter Zeuge bei dieser Wahl zugegen, der römische Subdiakon Hildebrand. Da er die römische Kirche vertrat, so war ihm ein Ehrenplatz gegeben worden zur Linken des Thrones, den der neue Abt einnehmen sollte. „Als nun," so fährt der Chronist fort, „der selige Hugo mit Gewalt unter dem Beifalle aller auf den Thron erhoben worden war, mußte er seinem Schmerze Gewalt anthun und vor seinen Brüdern, die nunmehr seine Söhne waren, sprechen. Und siehe da! Der Subdiakon der römischen Kirche verließ plötzlich seinen Sitz, um sich daneben aufzustellen. Die ganze Versammlung bemerkte diese Besonderheit, ohne den Grund dafür zu wissen. Endlich fragte Abt Hugo, warum doch Hildebrand seinen Platz verlassen hätte. Da erwiderte endlich der Subdiakon der römischen Kirche vor uns allen: Waren es meine leiblichen Augen oder die Augen meines Geistes; das weiß ich nicht; — aber ich habe den allmächtigen Weltenrichter gesehen, wie er neben der Person unseres Abtes stand, als dieser sprach; und wie er ihm die einzelnen Worte eingab."

Später pflegte Gregor VII. von Hugo zu sagen: „Er hat für seine Söhne die volle Zärtlichkeit einer Mutter und doch weiß kein Vater besser als er jemanden zu züchtigen."

Hier bei Hugo ging Gregor in die Lehre, um mit der Unbeugsamkeit des Charakters, die bei ihm so recht die Mitgift seiner Natur war, die Milde und Nachsicht zu verbinden; mit dem Feuereifer die weise Diskretion; mit der strengen Konsequenz in den Grundsätzen die tiefste Liebe zu den Personen. Wir werden oft genug Gelegenheit haben, dies an Beispielen hervorzuheben.

Welcher Gegensatz zwischen einer solchen Wahl, wo die Kirche und ihr Geist allein waltet; und jenen simonistischen Ernennungen, wo Geld, Gunst, Ehrgeiz den Ausschlag geben, wo die Würde nicht geflohen wird, sondern mit Angst gesucht, weil die Bürde ganz übersehen wird; weil man gar nicht denkt, selbige zu tragen.

Hugo wird im Schatten des Klosters bleiben, jede kirchliche Würde entschieden von sich ablehnen, nur wenn das Heil von Völkern es verlangt, sein Wort ertönen lassen; sein Anteil wird der Marias sein zu den Füßen Jesu; der des Moses, welcher auf dem Berge die Hände betend zum Himmel erhebt; — sein innigster Freund aber wird sich in den wildesten Kampf der Geister stürzen, das Schwert führen zur Niederwerfung der Feinde des Heiles, beschwören durch sein gewaltiges Wort die Stürme rasender Leidenschaften Hugo und Gregor werden jedoch im Geiste nie getrennt werden. Das Gebet des einen wird den Segen Gottes für den siegreichen Ausgang jenes gewaltigen Entscheidungskampfes herabziehen, den der andere kämpft; — und das Wüten des Kampfes wird wieder seinerseits den Eifer des stillen Gebetes vermehren!

Gregor hat noch einen anderen mächtigen Freund von dieser Gattung: Johannes Gualbert.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der heilige Johannes Gualbert.

Der Stifter von Vallumbrosa griff ebenfalls persönlich ein in den Kampf gegen Simonie und Priesterehe.

Lange vor Leo IX. bereits, — ein thatsächlicher Beweis, daß der Abscheu der Kirche vor den genannten Sekten nicht von Hildebrand und Leo IX. her datiert, — hatte Johannes Gualbert den Kampf allein aufgenommen gegen die Ketzerei der Simonie. Aus hochadeliger Familie von Florenz stammend und wunderbarerweise bekehrt zu einem vollkommenen Leben hatte sich der genannte Heilige in das Kloster von San Miniato in Florenz zurückgezogen. Einige Jahre darauf starb der Abt und einer der Brüder, Namens Hubertus, schloß einen Vertrag mit dem Bischofe von Florenz, daß

dieser ihn für die Erlegung einer bestimmten Summe Geldes zum Abte ernenne. Dies geschah. Johannes Gualbert verließ nun heimlich das Kloster mit einem anderen Religiosen, um nicht zu einem simonistischen Abte offizielle kirchliche Beziehung zu haben. Beide begaben sich zu einem im Rufe der Heiligkeit stehenden Einsiedler und fragten ihn, was thun, da sie nicht einem simonistischen Abte gehorchen wollten. „Gehet zuvörderst zurück nach Florenz," sprach der Eremit, „und begebt euch daselbst auf den Markt, wo alles Volk zusammenkommt und verkündet dort öffentlich, daß der Bischof von Florenz und der Abt von San-Miniato mit der Häresie der Simonie befleckt sind; daß ihr also deshalb ihnen nicht mehr gehorchen dürft!" So thaten die beiden mutigen Männer. Die Leute von der Partei des Bischofs aber wollten sie steinigen und in Stücke reißen, als die beiden die Verkündigung machten. Andere jedoch beschützten die Brüder. Sie verließen von neuem Florenz und fragten den Einsiedler, was sie weiter thun sollten. „Gehet nun," sprach er, „nach der Romagna; dort werdet ihr noch Klöster finden, die vom Schmutze der Simonie nicht ergriffen sind."

In der That fanden sie da jene Zufluchtsstätte, die sie in Florenz vergeblich gesucht hatten. Sie wurden in einem Kamaldulenserkloster aufgenommen. Dort blieb Johannes Gualbert mehrere Jahre. Da geschah es, daß der Abt, der so lange Zeit Zeuge der vom demütigen Religiosen geübten Tugenden gewesen, demselben vorschlug, er solle sich doch zum Priester weihen lassen. Der Heilige aber erwiderte: Dazu sei er nicht vollkommen genug, wohl aber denke er schon seit längerer Zeit daran, eine tiefere Einsamkeit aufzusuchen, wo er fern vom Geräusche der Welt leben könnte. Von Gott erleuchtet antwortete der Abt: „So gehe denn und lege das Fundament zu dem neuen Orden, dessen Vater Du sein wirst."

Johannes Gualbert verließ das Kloster und zog sich in einen Wald zurück, einen halben Tagesweg von Florenz.

Hier baute er sich eine Hütte und lebte in Gebet und Betrachtung und in unglaublichen Abtötungen des Fleisches. Es dauerte aber nicht lange, daß die Kunde davon sich verbreitete und zahlreiche Schüler aus allen Ständen ihm zuströmten. Es entstand das Kloster Vallumbrosa (Schattenthal) im Jahre 1039. Johannes Gualbert erhielt von Gott die Gabe, Wunder zu wirken. Er benützte sie, um die Feinde der Simonie zu ermutigen und zu vermehren.

Eines Tages kam zum Heiligen eine Botschaft von einem todkranken Adeligen, dem bemerkenswertesten Anhänger des simonistischen Bischofs von Florenz: „Gehet," hatte er, den Tod vor den Augen, zu den Umstehenden gesagt, „und flehet den ehrwürdigen Gualbert an, er möge mir beistehen. Ich bitte, er möge mir als Ausdruck meiner Buße das Klosterkleid geben, in welchem ich sterben will."

Der Diener Gottes wollte aber nicht selber mitgehen; er gab den Boten nur ein Mönchskleid mit nach dem Wunsche des Sterbenden. Kaum hatte aber der letztere das Kleid angelegt, so war er plötzlich gesund. Vier Tage darauf kam er selber und schloß sich in Vallumbrosa ein, wo er noch mehrere Jahre lebte.

Gualbert erklärte den erbittertsten Krieg dem Laster der Simonie. Er hatte davor solchen Schrecken, daß er nie seinen Religiosen erlauben wollte, Stellen an benachbarten Kapellen zu versehen, weil damit gewisse Einkünfte verbunden waren. Er zählte in seinem Kloster viele von der Simonie bekehrte Priester und Kleriker; aber sei es daß sie selber für eine Pfründe bezahlt hatten, sei es daß ihnen nur die Weihe von einem simonistischen Bischofe gespendet worden, sie durften nach ihrer Zulassung zum Orden nicht mehr am Altare dienen. „Die furchtbarste und älteste Häresie," schreibt er selbst an den Bischof Herimann von Volaterra, „ist die Simonie. Niedergetreten bei ihrer Geburt in den ersten Zeiten der Kirche durch den Apostelfürsten selber, ist sie jetzt unter anderen Formen von neuem erschie-

nen, um die Seelen zu verführen. Mit welchem Mantel sie auch ihr Angesicht verhülle, der Herr verabscheut sie und jeder Christ muß vor ihr zurückschrecken."

Es war der erste Besuch, den Leo IX. mit Hildebrand auf ihrer Reise nach Frankreich machten. Sie kehrten auf dem Wege nach Pavia für einige Tage in Vallumbrosa ein und stärkten dort an dem Eifer des Dieners Gottes ihren eigenen. Gualbert ward von dem ersten Tage an der intime Freund des römischen Archidiakonus. Zusammen berieten sie unter der Autorität Leos IX. die Art und Weise, wie sie alle ihre Kräfte anstrengen könnten, um die Simonie auszurotten, dem Klerus seine moralische Würde wiederzugeben und so endlich den Triumph der Reform in Italien herbeizuführen.

Lange, aber ruhmreich war der Kampf; erst mußte Martyrblut den Boden röten, ehe der Erfolg gesichert war. Der offene Kampf begann schon unter dem Pontifikate Stephans X. und zwar in Mailand. Unter den Freunden Gregors befanden sich auch solche, die mit dem Arme weltlicher Macht die blutigen Angriffe der Simonisten und Gegner des Cölibats abschlugen. Wir erwähnen des näheren nur zwei: Den Ritter Herlembald, einen Mann aus dem Volke; und die von dynastischem Hause abstammende, weithin mächtige Gräfin Mathilde.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Ritter Herlembald, Chef der Pataria.

In Mailand war der Zustand der Kirche Gottes im höchsten Grade ausgeartet. „Alle Priester waren daselbst verheiratet," erzählt Bonizo von Sutri, „und lebten öffentlich mit Weibern zusammen. Das Volk hätte wohl dagegen gemurrt; aber man brachte es zum Stillschweigen mit den

Worten: Die Kirche des heiligen Ambrosius hat Eigentümlichkeiten, in denen sie ganz und gar unabhängig ist und von deren Bethätigung sie niemandem Rechenschaft schuldet. So war es dort seit etwa zweihundert Jahren;" fügt der Chronist hinzu.

Nun war im Jahre 1057 einer der ausgezeichnetsten Zöglinge Lanfrancs, der aus hoher Mailänder Familie stammende Anselmus von Badagio, von Bec nach Mailand zurückgekommen und sogleich zum Bischof von Lucca ernannt worden. Die vermeintlichen Freiheiten der Kirche von Mailand waren für ihn nichts anderes als ein abscheuliches Ärgernis; er hatte keine Furcht, es offen auszusprechen. Als man eines Tages die Beredsamkeit einiger Mailänder Priester in seiner Gegenwart lobte, sagte er: „Wenn diese Priester ihre Weiber fortschickten, so würde es ihnen, aber auch nur dann, erlaubt sein zu predigen." Unter Führung Anselms (des späteren Alexanders II.) und unter seiner Leitung bildeten nun ein Kleriker, Namens Landulf, Sekretär des Erzbistums (notarius), und der Diakon Arialb, der später gemartert wurde, in Mailand selber und in den umliegenden Ortschaften eine heilige Genossenschaft gegen die Unsittlichkeit der Kleriker. „Unter dem Schutze Gottes und des heiligen Petrus, des Fürsten der Apostel," sagt Bonizo, „stürzten sie sich in diesen furchtbaren Kampf gegen ein allgemein verbreitetes und seit langer Zeit herrschendes Laster. Die Werke des heiligen Ambrosius in der Hand bewiesen sie dem Volke der Stadt und der benachbarten Dörfer; der heilige Bischof hätte immer die Ehelosigkeit der Priester verteidigt und vorgeschrieben; er hätte als notorische Ketzer jene erklärt, welche der römischen Kirche den Gehorsam verweigerten. Die Volksscharen drängten sich zu ihren Predigten in Masse. Die Armen, die Kleinen, die Demütigen, jene also, welchen Gott das Himmelreich versprochen, folgten den neuen Aposteln und hefteten sich an ihre Schritte. Indessen hetzten die verheirateten Priester, deren Anhang ebenfalls sehr zahlreich

war, gegen die heilige Genossenschaft auf: die Pächter der Kirchengüter mit ihren Leuten, die Verkäufer der kirchlichen Pfründen, ihre Familien, ihre Dienerschaft, die Verwandten der Priesterfrauen. Es gab einen wirklichen Straßenkampf. Man glaubte, auf diese Weise die Prediger der Wahrheit zum Schweigen zu bringen. Die Angreifer wurden jedoch auseinandergejagt durch die große Zahl der Gläubigen, die jeden Tag mehr anwuchs und bald so stark war, daß sie den simonistischen Erzbischof verjagte."

Vergeblich rief nun dieser zu Fontaneto eine Synode zusammen und belegte den Anselm, den Landulf und den Arialb mit dem Banne, indem er ihnen den verächtlichen Namen „**patarini**" (Zerlumpte) gab. „Die Verteidiger des Glaubens schätzten sich glücklich, für Christo etwas gelitten zu haben." Der Name „Patariner" wurde zum Ehrennamen der Partei erklärt; sie hielten ihn für einen Ruhmestitel.

Arialb wurde seitens der gläubigen Partei nach Rom gesandt, um den Papst Stephan X. zu bitten, er möge Mitleid haben mit der armen, verwüsteten Kirche des heiligen Ambrosius; in derselben lägen die Dinge so, daß von tausend Klerikern man nicht fünf finden würde, die keine Weiber hätten oder nicht simonistisch wären. Der Papst nahm die Gesandten mit Wohlwollen auf und versprach, apostolische Legaten senden zu wollen. Er sandte in der That den heiligen Petrus Damiani; es konnte aber auf die Dauer kein Erfolg erzielt werden.

Dies war der Ursprung der Pataria. Aus dem Kampfe der Kirche gegen das Laster wurde später ein Kampf zwischen Papst und Kaiser, wo nur noch die Namen der Parteien dieselben blieben.

Bald waren die Zustände in Mailand wieder die alten. „Nach dem Konzil von Mantua (von dem oben die Rede war) ergriffen," wie Bonizo berichtet, „die Verkäufer der kirchlichen Pfründen, die „Beschützer" der Kirchengüter, und

ihr Anhang wiederum die Waffen und stürzten sich mit unglaublicher Wut auf die Katholiken, die mit den verheirateten Priestern in keine kirchliche Gemeinschaft treten wollten. Sie hatten Angst, daß die Quelle ihrer sakrilegischen Reichtümer versiegen werde."

In diesem Augenblicke kam der Bruder Landulfs, der Ritter Herlembald, aus Jerusalem zurück, wohin er eine Pilgerreise gemacht hatte. Auf dem Grabe Christi hatte er sein Schwert dem Dienste Christi geweiht und geschworen, er wolle mit seinem Herzblute die Sache Christi verteidigen, der für ihn gestorben sei. Zu Mailand angekommen hatte er gerade das Schauspiel vor Augen, wie die treuen Christen, die Verteidiger des Glaubens und der Römischen Kirche von den Scharen der Simonie und Klerogamie massakriert wurden. Einen besonderen Umstand noch mußte er tief empfinden. Seine Braut, die ihn vor seiner Abreise nach Jerusalem Treue geschworen, war die Frau eines Priesters geworden. Herlembald wollte zuerst der Welt entsagen und in einem Kamaldulenserkloster um Aufnahme bitten; aber Arialdo bestimmte ihn, seine Mission als Soldat Christi fortzusetzen. „Du wirst jetzt Gott besser dienen," hatte er gesagt, „mit dem Schwerte als im Mönchskleide. Die Stunde des Kampfes ist gekommen. Würde es passend sein, in dem Augenblick gerade das Schwert abzulegen, wo unsere Brüder durch die Häretiker hingeschlachtet werden."

Ein wahrer Kreuzzug sollte ins Werk gesetzt werden. In der That befanden sich die Katholiken in der Lage rechtmäßiger Verteidigung. Arialdo wollte jedoch nichts beginnen ohne die Zustimmung des Apostolischen Stuhles. Trotz der Erbitterung der **Pataria** gegen ihre Feinde, die so schmählich alle Rechte vrletzt hatten, erlangte Arialdo in der zu diesem Zwecke berufenen Versammlung, daß vor allem der Ausspruch des Nachfogers Petri abgewartet werden sollte. Er reiste demnach mit Herlembald und einigen Genossen nach Rom. Die Pilger mußten abgelegene Wege nehmen, durften

die Nacht nur in Klöstern zubringen, den Tag über nur in Wäldern marschieren; denn die Straßen waren alle von den feindlichen Soldaten bewacht. Es gelang ihnen, die Wachsamkeit der letzteren zu täuschen. Sie kamen nach vielen Gefahren und unter großen Anstrengungen nach Rom, wo sie vom Papste und den Kardinälen in feierlicher Audienz empfangen wurden. Sie setzten die Sachlage, wie sie in Wahrheit zu Mailand war, auseinander; und endlich sagte ihnen der Papst: „Geht nach Mailand zurück und wenn es erfordert wird, kämpfet bis zum Tode für die Sache Christi und der Unterdrückten." Darauf übergab Alexander II. dem Ritter Herlembald eine Fahne von Gold und Seide, welche die Bildnisse der heiligen Apostel Petrus und Paulus trug. „Diese Fahne," fügte er hinzu, „wird euch beschützen im Schlachtgetümmel und wird in die Flucht jagen euere Feinde."

„Die Prophezeiung des Papstes erfüllte sich," sagt weiter der Chronist. „Während der achtzehn Jahre, daß Herlembald die Fahne des heiligen Petrus trug, wurde er nicht ein einziges Mal besiegt." Nach Mailand zurückgekehrt, organisierte der Ritter Christi den bewaffneten Widerstand. Die Hauptleute und Vasallen der Simonisten wurden in einer blutigen Schlacht besiegt und legten die Waffen nieder. Die Dekrete gegen Simonie und Priesterehe wurden in Kraft gesetzt; das „gemeinsame Leben" der Priester, welches die letzteren so verabscheut hatten, wurde Regel in der Stadt des heiligen Ambrosius (1065). Herlembald gab trotz seiner Ritterrüstung das Beispiel der erhabensten Tugenden. Die Strenge eines Eremiten vereinigte er mit dem Glanze eines Befehlshabers. „Ich habe ihn gesehen," sagt der Chronist, „wie er in seinem Zelte die glänzende Rüstung ablegte, ein ärmlich wollenes Kleid anzog und den Armen die Füße wusch."

Obgleich der Erzbischof Guido versprochen hatte, die Dekrete der Kirche zu beobachten, fing er trotzdem, sobald

er sich nur wieder etwas sicher fühlte, an, zumal auf die Anstachelung seiner Nichte Oliva hin, welche die Chronisten eine neue Herodias nennen, die Sektirer zu begünstigen. Er setzte die verheirateten Priester wieder in ihre Würden ein und setzte die unverheirateten ab.

Herlembald begab sich nach Rom, um dem Papste von der traurigen Lage Bericht zu erstatten. Der Papst that den Erzbischof in den Bann. In der Zwischenzeit verdoppelte Guido seine Wut. Zwei Priester in Monza, die sich bekehrt und ihre Weiber entlassen hatten, ließ er ins Gefängnis werfen. Und als das gläubige Volk sie befreien wollte, kam der Erzbischof mit Heeresmacht, wurde aber von der Pataria geschlagen und aus der Stadt gejagt.

In Mailand war der Kampf nach der Exkommunikation erbitterter als je. Arialb wurde meuchlings ermordet (1066), Kirchen entweiht, Klöster geplündert. Auf der anderen Seite aber mehrte sich von Tag zu Tag die Zahl der treuen Christen. Sieg und Niederlage wechselten. Hatte der Papst für die Pataria und ihrem Führer Herlembald sich ausgesprochen, so kam dem Erzbischofe offen oder insgeheim Hilfe von Deutschland.

Woher kam am Ende dieser furchtbare Kampf? Wer war dieser Guido? Ein Ritter, dem der deutsche König seine Dienste mit einem Erzbistum belohnt hatte. Einen anderen Bischofstitel hatte er nicht als ein Dokument der deutschen Kanzlei, das er um Gold gekauft hatte. Was kümmerte einen solchen Mann die Dogmatik, die Kirchendisciplin, die Autorität des heiligen Stuhles, die Tradition der Väter! Er kannte nur das Recht seines Schwertes und suchte den Preis, um den er den Bischofshut gekauft, wieder einzubringen durch den Verkauf der ihm zur Verfügung stehenden Pfründen.

Das war in der Praxis der Investiturstreit. Es bestand da keine theologische Spitzfindigkeit, kein exorbitanter Anspruch, kein Ehrgeiz von seiten der kirchlichen Autorität.

Es bestand die Frage: Soll es ein Christentum geben oder nicht? Soll das christliche Volk weiter bestehen oder ein mohammedanisches daraus werden? Bereits im Jahre 1065 mußte die Lateransynode Dekrete erlassen gegen die Incestuosen (contra incestuosos), gegen allgemeine Unzucht, gegen solche, welche die kirchlichen Ehehindernisse nicht mehr zulassen wollten, außer für Geschwister.

Was geschah nach dem Tode Guidos, des Erzbischofs von Mailand? Der Subdiakon Gottfried sandte eine große Geldsumme an den deutschen Hof und erhielt von da her zum Ersatze den Hirtenstab und die Mitra der Kirche des heiligen Ambrosius. Nach einem blutigen Kampfe verjagten den Eindringling die Mailänder, wählten in kanonischer Weise im Jahre 1071 unter dem Vorsitze eines Legaten des Apostolischen Stuhles einstimmig Atto und allsogleich wurde er präkonisiert. Denselben Abend begann wieder der Kampf. Von neuem wurden durch Herlembald die Anhänger Gottfrieds herausgejagt und Atto auf den Thron des heiligen Ambrosius gesetzt.

Himmelschreiend war der Zustand in der Kirche Gottes geworden, als Gregor den Apostolischen Thron bestieg. War der Kaiser absoluter Herr über die Kirche? Bestand in aller Form die Staatsomnipotenz, die unbeschränkte Allgewalt der weltlichen Macht?

Das christliche Volk sagte „Nein". Mit ihm die römische Kirche. Mit ihm voll und ganz und ohne Rückhalt nur eine weltliche Macht; nur die „große Gräfin Mathilde".

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die „große Gräfin Mathilde“.

So nennen sie die Zeitgenossen und sie haben recht. Sie ist und blieb während ihres ganzen Lebens die „große Gräfin“, die „große Italienerin“ und vor allem „die unentwegte Beschützerin des Apostolischen Stuhles“. Wie die heilige Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrichs II., und wie die fromme Gemahlin Eduards des Bekenners hatte Mathilde von Toskana schon frühzeitig ihre Jungfräulichkeit dem Herrn gelobt. Ihre Ehe mit Gottfried, dem Buckligen, Herzog von Lothringen, war mit gemeinsamer Übereinstimmung unter der Bedingung, ewig Jungfrau zu bleiben, abgeschlossen. Ihre Besitzungen waren in Ober- und Mittelitalien sehr ausgedehnt; durch ihren Mann verfügte sie über Lothringen. Jugend, Schönheit, Tugend, Mut, Macht vereinigten sich in ihr. Sie sprach fertig lateinisch, französisch und deutsch. Mit der Poesie war sie innigst vertraut. Ihre große Seele hatte Freude an allem Edlen.

Alle Fürsten der Christenheit baten um ihre Hand; unter ihnen der Kaiser von Konstantinopel Alexius Comnenus, der König von Deutschland, Heinrich IV., die Söhne Wilhelms des Eroberers und Philipp I. von Frankreich. Sie zog den Herzog Gottfried von Lothringen vor unter der eben erwähnten Bedingung und vorausgesetzt, daß sie immer in Italien bleibe. Letzteres hatte sie sich weniger aus Liebe zu ihrem schönen Vaterlande ausbedungen, als in dem lebendigen Verlangen, ihre Güter und ihr Leben selbst für die Verteidigung des Apostolischen Stuhles einzusetzen. Wir werden sie rastlos und, ohne jemals Bedenken zu haben, bemüht sehen, in dem schweren bevorstehenden Kampfe das Gewicht ihrer Macht und ihres Ansehens stets zu Gunsten der Römischen Kirche in die Wagschale zu werfen.

Das Leid, welches sie in frühester Jugend erfahren, zumal die meuchelmörderische Ermordung ihres Vaters und die Verfolgung, welche ihre Mutter und sie selbst von seiten Heinrichs III. ausgesetzt gewesen waren, hatte zeitig ihren Blick nach oben gelenkt. Längere Zeit hatte sie infolge der Feindschaft zwischen ihrer Familie und dem Kaiser in Deutschland das Brot der Verbannung gegessen; und erst kurz vor seinem Tode hatte auf die Dazwischenkunft Viktors II. hin Heinrich III. sein Unrecht gut gemacht.

Das erste Mal, als Mathilde an der Spitze ihrer Truppen für den Apostolischen Stuhl zu Felde zog, war ihr Zug gegen Richard von Capua gerichtet. Der Leser wird sich erinnern, wie Hanno bei seiner Anwesenheit in Italien dem Papste Benevent und Spoleto zurückgab. Dies geschah aber unter der Bedingung, daß der heilige Stuhl sich nicht den Normannen zuwende. Man hatte in Deutschland immer Furcht, daß der Papst endlich, zumal die Haltung Deutschlands gegenüber dem Apostolischen Stuhle immer eine zweifelhafte, nicht selten offenbar feindselige war, den Herzog Richard von Capua oder Robert Guiskard, der eben die Eroberung Siziliens vollendet hatte, zum Patrizius Romanus ernenne; und daß somit die Rechte des Kaisers bei der Papstwahl von Deutschland auf die Normannen übergingen. In der That hatte Richard ein solches Verlangen beim Papste gestellt.

Letzterer war darauf nicht eingegangen. Der römische Stuhl blieb dem von ihm übernommenen Auftrage getreu, Heinrich IV. während seiner Unmündigkeit zu beschützen; wollte also in keiner Weise dazu die Hand bieten, daß die Rechte des königlichen Mündels irgendwie geschmälert würden. War er einmal großjährig, so hing es, wie dies Gregor VII. bei allen Gelegenheiten betont hat, von der Würdigkeit des Königs ab, ob ihm der Papst die Kaiserkrone und die damit verbundenen Rechte verleihe.

Darauf ging aber der Normannenherzog nicht ein.

Und da das schon vorher leicht vorauszusehen gewesen war, hatte Hanno dem heiligen Stuhle den Beistand einer deutschen Armee gegen die Normannen versprochen. Es war auch wirklich im Rate des Königs eine Expedition nach Italien im großen Stile beschlossen worden und Hanno hatte bereits Truppen am Rhein gesammelt; als plötzlich Gegenbefehl kam und der Heereszug nicht abging. Es war ein Intriguenspiel dazwischen getreten, dessen Hanno selber in einem Briefe an Alexander II. folgendermaßen Erwähnung thut: „Ich will Euch nicht die wahrhaften Beweggründe für diese Umkehr vom einmal Beschlossenen angeben; denn ich kenne sie selber nicht vollkommen. Alles, was ich sagen kann, läßt sich dahin zusammenfassen, daß man vor meiner Vermittlung und vor der Dazwischenkunft des Herzogs von Lothringen Furcht hat, mit dem zusammen ich alle Präliminarien festgestellt hatte. Man ist sogar so weit gegangen zu sagen, daß Ihr selbst, Heiligster Vater, nur mit Mißtrauen meine Reise nach Italien sehen möchtet, weil ich, so spricht man, nach dem römischen Pontifikate Verlangen hege."

Was der Erzbischof von Köln nur andeutet, mag wohl der Umstand sein, daß in seiner Abwesenheit, während er am Rheine die Vorbereitungen traf zum Heereszuge nach Italien, im Rate des Königs wieder Adalbert von Bremen die Oberhand erhielt, der durchaus aller Stärkung der römischen Pontifikalgewalt abgeneigt war; denn ein schwacher, ohnmächtiger Papst, so meinte er, könne auch die Anwendung der Dekrete gegen Simonie und Priesterehe nicht wirksam betreiben.

Unter den vorbereitenden Maßregeln, welche, wie Hanno dem Papste schreibt, er mit dem Herzoge von Lothringen verabredete, fand sich auch die, daß, übrigens nach dem feststehenden Brauch, der Vicekönig von Italien vor dem Heereszuge des deutschen Königs nach Italien gehen mußte. Vicekönig aber war seit seiner Heirat mit Beatrix von Toskana, der Mutter Mathildens, Gottfried von Lothrin-

gen. Derselbe hatte also bereits die Alpen überschritten und befand sich in Italien, als die Botschaft kam, der Zug sei aufgegeben. Er wurde nun vom Papste zu Hilfe gerufen und kam mit seiner Stieftochter, der jungen Gräfin Mathilde. Der „ehrwürdige Hildebrand," schreibt Bonizo, „trug kein Bedenken, diesen neuen Kampf gegen die Normannen aufzunehmen. Er rief zu Hilfe den Herzog Gottfried von Lothringen, dessen Armee bald in der Nähe von Rom erschien. Es begleitete ihn die Gräfin Mathilde, welche man damals zuerst an der Spitze ihrer Truppen unter der Fahne des Apostelfürsten sah."

„Bei der Ankunft des Herzogs," sagt der moderne Biograph Mathildens, Am. Renée,[1]) „fing die Stadt Rom an, aufzuatmen; aber als man Mathilde sah, wie sie bewaffnet erschien für die Sache des heiligen Petrus, beschloß man, nicht hinter den Mauern zu warten, sondern den Normannen entgegenzumarschieren bis mitten nach Kampanien hinein, welches sie eben erobert hatten. Gottfried zog also aus, an seiner Seite die junge Kriegerin, in die alle Vertrauen setzten. Sie trafen das feindliche Heer bei Aquinum. Es galt die Eroberung oder das Heil Roms. Der Kampf währte lange und war heftig. Während neunzehn Tagen hörte er nicht auf. Da die Normannen gewohnt waren, leicht zu siegen, wunderten sie sich nicht wenig, so kampfgeübte Leute zu finden. Endlich gezwungen, in ihre Verschanzungen zurückzukehren, verlangten sie zu unterhandeln.

Die Verhandlungen fanden statt in Gegenwart des Papstes und des Kollegiums der Kardinäle, welche dem Heereszuge gefolgt waren. Der bisherige Feind, Herzog Richard von Capua, begab sich nunmehr mit dem Papste, Hildebrand, Petrus Damiani u. a. zum Kardinal Desiderius, dem Abte von Montecassino und wohnte da der Kon-

---

[1]) **Am. Renée. La grande Italienne; Mathilde de Toscane, pag. 40.**

sekration der neuen Basilika bei, die Alexander II. selber, umgeben von den genannten Kardinälen, zehn Erzbischöfen und dreiundvierzig Bischöfen, in feierlichster Weise gleichsam als Versöhnungsfest vornahm. Richard von Capua hinterließ in Montecassino reiche Geschenke, gewissermaßen als Ersatz für die Not, die das Kloster wegen seiner ausgestanden hatte.

Dies war der erste thatkräftige Beweis der Gesinnungen, welche die „große Gräfin“ für den heiligen Stuhl hegte. Es sollten diesem ersten noch weit deutlichere folgen.

Unter den regierenden Fürsten hatte Gregor nur einen Freund und Anhänger: Wilhelm, den Herzog von der Normandie; seit 1066 König von England. Allerdings hatte er vom heiligen Stuhle, respektive von Hildebrand vielen Beistand empfangen. Aber er zeigte sich auch im hauptsächlichen Punkte immer treu; er enthielt sich nämlich, wenn er auch nicht positiv für den Papst kämpfte, des Verkaufs der geistlichen Pfründen und duldete keinen beweibten Priester; er war somit, wie Gregor VII. selber sagt (vgl. oben), der einzige wahrhaft christliche König.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wilhelm der Eroberer.

Der Name Wilhelms war bereits einmal in Rom öffentlich genannt worden und zwar in der Lateransynode unter Papst Nikolaus II. in Verbindung mit einer traurigen Angelegenheit.

Der „Bastard“ — dies war der Beiname des Herzogs von der Normandie — hatte sich im Jahre 1049 mit der sieben Jahre alten Prinzessin Mathilde, der Tochter des Grafen Balduin V. von Flandern, einer nahen Verwandten von ihm, verlobt. Leo IX. hatte bereits auf dem Konzil

von Rheims diese Verbindung als den Kirchengesetzen entgegen unter Strafe des Bannes untersagt. Nichtsdestoweniger fand die Hochzeit im Jahre 1058 statt.

Nikolaus II. hatte sofort die ganze Normandie mit dem Interdikte, den Herzog mit dem Banne belegt, die Kirchen schließen lassen und die Feier der heiligen Mysterien untersagt. Der Schrecken war groß. Der Zorn Wilhelms ergoß sich besonders über Lanfranc, der das Interdikt mit Entschiedenheit, sowohl öffentlich als auch privat, bei jeder Gelegenheit für verbindlich erklärte. Das Priorat vom heiligen Martin, welches Lanfranc verwaltete, wurde verbrannt und Lanfranc selbst des Landes verwiesen. Es gelang ihm, bei seiner Abreise dem Herzoge zu begegnen und er hatte eine Unterredung mit ihm. Das Ergebnis war, daß das Priorat auf Kosten des Herzogs wieder aufgebaut wurde und Lanfranc als Abgesandter nach Rom ging.

Er kam da gerade an, als die Lateransynode versammelt war, auf welcher die Lehre Berengars verurteilt wurde. „Er stellte," schreibt sein Biograph, „die Sache des Herzogs dem Konzil vor; wie das Interdikt nicht jene strafe, die gesündigt hätten; wie vielmehr die Gläubigen im Volke allein darunter litten, trotzdem sie in nichts die verbotene Verbindung ihres Herrn begünstigt hätten. Er bat den Papst, die nötigen Dispensen zu geben, damit die Ehe eine rechtmäßige werde. Der Papst gewährte die Bitte und legte dem Herzoge als Buße auf, er solle ein Männer- und ein Frauenkloster gründen, in welchem Tag und Nacht für ihr Heil zu Gott gebetet und für den Unterricht der Kinder in der Normandie gesorgt würde."

Lanfrancs Rückreise durch die Normandie glich nach diesem Erfolge einem Triumphzuge.

Der Herzog der Normandie war jedoch in einer anderen Angelegenheit Rom noch näher getreten. Alexander II. hat die Wiege des heutigen England gesegnet; das Genie Hildebrands schwebte über seiner Geburt. Hat Rom hier

das Recht vertreten? Gilt von dieser Angelegenheit ebenfalls das letzte Wort Gregors VII., in das er sein ganzes thatenreiches Leben zusammenfaßte: „Die Gerechtigkeit habe ich geliebt, die Ungerechtigkeit habe ich gehaßt?“

Wilhelm von Malmesbury erzählt:[1] „Es lebte in Deutschland noch ein naher Verwandter Eduards des Bekenners, ein Neffe Edmunds; er trug auch den Namen Eduard. Der alte König ließ ihn kommen in der Hoffnung, ihm oder seinen Söhnen den Thron Englands lassen zu können. Aber einige Tage nach seiner Ankunft starb dieser Eduard, der Namensvetter des Königs, und hinterließ drei Kinder: einen Knaben, der wenig Verstand hatte und gar keine Thatkraft, Namens Edgar; er lebt jetzt, zu der Zeit, da ich schreibe, in der Einsamkeit; — und zwei Töchter, von denen die eine, Christine, in das Kloster Romsey getreten ist, die andere, Margareta, den König von Schottland, Malcolm, geheiratet hat. Damals war es, daß der König Eduard sich entschloß, dem Herzoge Wilhelm von der Normandie die Nachfolge auf dem Throne zu sichern. Der Herzog war dieser Wahl würdig: seine Tapferkeit, seine Thatkraft, seine militärischen Talente sicherten ihm den ersten Platz unter den Fürsten seiner Zeit; übrigens war Emma, die Mutter Eduards, die Großtante Roberts des Teufels, des Vaters Wilhelms; der letztere war somit aus der Familie Eduards der einzige, der in Frage kommen konnte.“

Der Chronist konnte den Willen Eduards wohl kennen; denn Edgar lebte noch, als Wilhelm von Malmesbury dies schrieb.

Ein wirklicher Zeitgenosse Eduards schreibt genau dasselbe: „Zur selben Zeit als Eduard der Bekenner und Editha, die Königin, dem Königreiche England das seltene Beispiel jungfräulicher Keuschheit im Ehestande gaben, lebte neben dem königlichen Palaste ein Kleriker, Namens Ingulf, der damals seine Studien vollendete. Er spricht in folgenden

[1] Gest. reg. lib. II.

Ausdrücken über seine Jugendzeit: Oftmals habe ich die fromme Königin Editha gesehen, wenn ich in den Palast ging, um meinen Vater zu besuchen, der daselbst Beamter war. Wann sie mir begegnete, fragte sie mich, ob ich meine Aufgabe gut gelernt, ob ich neue lateinische Gedichte gemacht hätte; denn sie war in allem sehr gut bewandert. Sie machte Gegenargumente, wenn ich die Thesen aufsagte, die ich in der Schule gelernt und lachte dann über meine Verlegenheit. Oft gab sie mir darauf, um mich zu trösten, drei oder vier Thaler."

Ohne Zweifel war also dieser Ingulf Zeitgenosse Eduards. Er drückt sich in einer Chronik des Klosters Croyland, in das er später eingetreten war, folgendermaßen aus: „Da nun Eduard fühlte, daß sein Ende sich nahte, sandte er seinen ersten Vertrauten, den Erzbischof von Canterbury, Robert, zu Wilhelm, dem Herzoge der Normandie, damit er diesem die Mitteilung mache, er erkläre ihn sowohl auf Grund seiner Verdienste, sowie nicht minder wegen der Verwandtschaft zum Nachfolger auf dem Throne Englands."[1])

Ebenso äußert sich Willelmus Calculus, Mönch von Jumièges (**histor. Norman. lib. VII. c. 31.**), auch ein Zeitgenosse: „Da der König Eduard sich ohne Erben sah, sandte er Robert, den Erzbischof von Canterbury, zum Herzoge von der Normandie mit der Kunde, er habe ihn zu seinem Nachfolger auf dem Königsthrone von England erkoren."

Die Gesandtschaft des Erzbischofs und Primas' hatte statt im Jahre 1065, als derselbe nach Rom ging, um das Pallium sich zu erbitten.

Für Wilhelm sprach also 1) das Erbrecht; 2) das Testament Eduards des Bekenners. England aber war offenbar ein Erbreich. Was sprach für Harold, den Sohn Godwins?

Er behauptete, sterbend hätte ihm der König gesagt,

---

[1]) Cf. Histor. Ingulfi Croyland; ap. rer. angl. scriptores ed. Gale tom. I.

er solle sein Nachfolger sein; wenigstens hätte er so verstanden. Sodann war er der Schwager Eduards des Bekenners; seine Gemahlin Editha war Eduards Schwester. Endlich hatte eine Versammlung von Bischöfen und Fürsten seine Nachfolge anerkannt.

Der erste Grund hat nicht viel zu bedeuten. Was kann man nicht alles von einem Sterbenden hören. Der zweite ermächtigte nicht zu einer legitimen Nachfolge. Über den dritten sagt Wilhelm von Malmesbury, der ungefähr dreißig Jahre nach dem Tode des „Bekenners" schrieb: „Beim Tode Eduards war England im Zweifel. Drei Prätendenten waren vorhanden: Harold, Wilhelm und Edgar. Dieser letztere hätte zwar von seiten des verstorbenen Königs keinerlei Empfehlung aufzuweisen; aber er war dem Rechte der Geburt nach der nächste Erbe. Die Meinungen der Engländer waren also geteilt. Da entriß (extorquebat) am Dreikönigstage, unmittelbar nach den Leichenfeierlichkeiten Harold den Fürsten einen Eid der Treue und nahm ohne weiteres das Diadem."

Deshalb sagt auch ein englischer Geschichtschreiber Palgrave (Gesch. der Angelſ. cap. 15.): „Am nämlichen Tage, da man die Leiche Eduards begrub, beredete oder zwang Harold die Bischöfe und Adeligen, ihn als König anzuerkennen. Mehrere unserer Geschichtschreiber behaupten, er hätte durch Gewalt das Diadem sich angeeignet; das will freilich nicht sagen, er hätte materielle Gewalt angewendet; es drückt vielmehr aus, daß die Mehrzahl ihn gegen die eigene Neigung anerkannte. Einige Provinzen haben sich, so viel wir wissen, niemals seiner Autorität unterworfen. In anderen konnte er nur einen stummen Gehorsam erreichen, da das Volk kein Mittel in der Hand hatte, um einen anderen als König auszurufen. Durch Nichts kann man beweisen, daß die Thronbesteigung Harolds in Mercien formell und gesetzlich anerkannt war; und gewiß ist es, daß Northumberland nichts davon wissen wollte. Harold hatte

also nicht jene überwiegende Majorität der Stimmen aufzuweisen, die selbst nach den gewöhnlichsten Principien der Politik genügend sein kann, um einen Wechsel in der Dynastie zu legitimieren."

Es muß jedoch noch weiter gegangen werden: „Harold hat den Königstitel usurpiert," schreibt ein Autor des elften Jahrhunderts,[1]) „welchen ihm weder irgend ein Recht noch die Geburt gab. Noch mehr! Er hat den geschworenen Vertrag gebrochen, der ihn mit Wilhelm verband."

Er selbst hatte, wie Aug. Thierry in seiner Geschichte der Eroberung Englands aus Zeitgenossen erzählt (tom. I. 3, p. 222.), dem Herzoge der Normandie die Krone Englands angeboten; er hatte versprochen, er würde ihm Beistand leisten, dieselbe zu erwerben; der Herzog sollte seine, Harolds, Schwester an einen seiner ersten Barone verheiraten und Harold seinerseits sollte die Schwester des Herzogs zur Frau bekommen. Das alles hatte Harold vor den Baronen der Normandie auf das Evangelium zu Bayeux geschworen.

Als aber Eduard gestorben war, meinte Harold, nur gezwungen habe er den Eid geleistet. „Es ist wahr;" antwortete Harold auf diesen Vorhalt, den ihm der von Wilhelm abgesandte Herold machte, „es ist wahr; das habe ich geschworen; aber ich war nicht frei und konnte in den Verhältnissen, in denen ich mich befand, nicht anders. Ich habe versprochen, was nicht mein war; die königliche Würde, welche das Volk mir verliehen (also nicht die Geburt oder das Erbrecht; und doch war England ein Erbreich; was es mit dem Willen des Volkes übrigens auf sich hatte, haben uns eben die Zeitgenossen mitgeteilt), ist nicht mein; ich kann ihr ohne die Zustimmung des Landes nicht entsagen. Meine Schwester aber ist tot; soll ich dem Herzog eine Leiche schicken?"

Wilhelm ließ von neuem sagen: „Meine Schwester aber ist nicht tot; halte dein Versprechen." Harold

---

[1]) Cf. S. Eduard. vita Act. Boll.

feierte als Antwort vor dem Waffenherolde Wilhelms seine Hochzeit mit der Schwester des Grafen Morkar.

Auf diese letzte Beleidigung erwiderte Wilhelm: „Der Usurpator, der drei Eide gebrochen, soll wissen, daß von diesem Tage an, bevor noch ein Jahr verflossen ist, Wilhelm von der Normandie kommen wird das Eisen in der Hand, um sein Recht zu suchen und Harold zu verfolgen, wo auch immer die Erde ihn tragen mag.“ [1])

Der „Eroberer“ hatte bereits damals sein Recht außer jeden Zweifel stellen lassen. Es war zuerst eine Versammlung von Bischöfen und Großen der Normandie berufen worden, denen er die Frage nach seinem Rechte vorlegte. Niemand zog dieses Recht in Zweifel. Aber die Meinungen waren geteilt, soweit es die näheren Umstände der Expedition betraf. Die einen waren für unmittelbares schleuniges Eingreifen. Die anderen stellten voran die Schwierigkeit der Unternehmung, die Folgen eines etwaigen Unglücks, die Gefahren der Landung und auch der Fahrt selber, den Mangel an einer genügenden Flotte und endlich die Unmöglichkeit, daß eine Handvoll Normannen die zahlreichen Scharen der Engländer besiegen sollte.

Es wurde einstimmig beschlossen, die Sache dem Apostolischen Stuhle zur Entscheidung vorzulegen. [2])

Dieser Versammlung wohnte bei der berühmte und später heiliggesprochene Bischof von Rouen, Maurilius.

Daß in Rom die Rechtsfrage einer tiefen, genauen Prüfung unterworfen wurde und keinerlei Nebenrücksichten maßgebend waren, zeigt Gregor VII. selber in einem Briefe, den er später an den „Eroberer“ schrieb: „Du weißt ohne allen Zweifel, mein teurer Sohn, welche innige Zuneigung ich schon vor meiner Erhebung zum höchsten Pontifikate immer zu Deiner Person gehabt habe. Es ist Dir nicht

---

[1]) **Eadmer. Historia novor. lib. I. cf. A. Thierry l. c.**

[2]) **Ord. Vital. Hist. eccl. pars II. lib. 3. c. 17.**

unbekannt der thätige und eifrige Anteil, den ich stets an deinen Angelegenheiten genommen habe und zumal die Wärme, mit der ich Deine Interessen vertreten, als es galt, Dich mit der Königswürde zu schmücken. Einige meiner Mitbrüder, sogar unter den Kardinälen selber, nahmen damals Ärgernis an mir und meinten, ich gehe zu weit, da es sich doch in jedem Falle um ein Unternehmen handle, welches Tausenden von Menschen das Leben kosten wird. (Selbst also in Rom wurde an dem Rechte Wilhelms gar nicht gezweifelt; sondern nur außerhalb der Sache liegende Gründe gegen die Unternehmung geltend gemacht.) Aber Gott las im tiefsten Grunde meines Herzens. Er war Zeuge von der reinen Absicht, die mich führte. Ich nahm nur Rücksicht auf seine Gerechtigkeit; ich nährte die feste Zuversicht und habe mich darin nicht getäuscht, daß in Anbetracht der ausgezeichneten Eigenschaften, die Dich kennzeichnen, Du desto mehr an Tugend zunehmen wirst vor Gott und der Kirche, je mehr Du an Macht und Ansehen gewinnst. Die Wirklichkeit hat meiner Voraussicht recht gegeben; der Himmel sei gepriesen. Nun also, teuerster Sohn in Christo, hat die Kirche, Deine Mutter, in der nicht minder ungerechten als grausamen Verfolgung, unter der sie seufzt, das Recht, sich an Dich zu wenden, damit Du ihr beistehest in ihrer Not und Bedrängnis. Es darf Dir nicht genügen, daß Du verdient hast, unter den Fürsten unserer Zeit ein Edelstein genannt zu werden; Du mußt ihnen auch an Deinem Beispiele zeigen, wie sie ihre Mutter ehren, ihr helfen, ihr gehorchen müssen. Laß Dich von dieser Pflicht nicht abhalten durch das Beispiel so vieler schlechter Fürsten; die Bosheit ist der Anteil der Menge, die Tugend das Eigentum weniger auserlesener Seelen."

Zwei Fragen behandelten also die Kardinäle: Das Recht und die Opportunität. In der letzteren widersprachen einzelne dem Kardinal-Archidiakon; in der ersteren wird kein Zwiespalt erwähnt.

So urteilte auch die Mitwelt. Unter die Fahne, welche Papst Alexander II. dem „Eroberer" sandte, reihten sich Ritter aus aller Herren Länder. Die „Handvoll Normannen" verwandelte sich unter dem Segen des Papstes in ein gewaltiges Heer.

An Harold aber richteten am Vorabende der Schlacht seine eigenen zwei Brüder Gurth und Leofvin die Worte und drückten damit nur die Meinung des ganzen Heeres aus: „Du kannst nicht leugnen, daß Du, freiwillig oder nicht, dem Herzoge Wilhelm einen Eid gelobt hast; sei also klug und nimm an dem Kampfe persönlich keinen Anteil. Wir übrigen, die wir keinen Eid geschworen, haben das Recht, das Schwert zu ziehen und unser Vaterland zu verteidigen. Lieferst Du selber die Schlacht, so steht zu fürchten, daß Du eine Niederlage oder den Tod findest; läßt Du uns aber allein kämpfen, so hat deine Sache Nutzen von unserem Siege und sie ist nicht verloren durch unsere Niederlage; denn Du kannst dann die Flüchtigen sammeln und unseren Tod rächen." (Wilh. v. Malm. lib. 3.)

Zu Wilhelm kamen Ritter aus allen Teilen Europas, um das verletzte Recht, den offenkundig gebrochenen Eid, die Verhöhnung der Frauenehre zu rächen und so den heiligsten Pflichten, welche die Ritterschaft auflegt, zu genügen. Harold flehten seine Freunde an, er möge als Eidbrecher sich vom Kampfe fernhalten.

Gregor hatte nur die höchsten Güter und zu allererst das Recht gewahrt, als er mit Energie für die Sache Wilhelms zu Rom eintrat. Die ganze Mitwelt fühlte dies. England dankt Gregor dem Großen die Gnade seiner Bekehrung zum Glauben; dem Papste Gregor VII. aber die entscheidende Wendung seiner Geschichte bis in die neueste Zeit hinein. Es dankt Gregor VII. die Ehre, in dem weltbewegenden Entscheidungskampfe, das einzige unter allen Königreichen, an der Seite der Kirche für die höchsten Güter der Menschheit, für die Freiheit gekämpft zu haben. Heute

freilich sind seine Geistlichen bis zu den Bischöfen hinauf verheiratet, der Staat verleiht alle Pfründen, die reelle Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi in der heiligen Eucharistie ist nicht lebendig anerkannt, das Staatsoberhaupt ist zugleich Papst. Aber das treue Kind der römischen Kirche wird es England nimmer vergessen, daß sein König einst, unter den Königen der Erde der einzige, ein Freund Gregors VII. war und mit diesem kämpfte für Cölibat, für Freiheit der kirchlichen Ernennungen, für die Wahrheit des Sakramentes der Sakramente, für die Unverletzlichkeit der römischen Kirche.

Dreißigstes Kapitel.

Guibert von Ravenna.

Wir konnten bloß die hauptsächlichsten und einflußreichsten Freunde Gregors einigermaßen kennzeichnen. Wer hier erschöpfend schreiben wollte, müßte allen den zahlreichen Heiligen dieser Epoche einen Platz gönnen. Da ist in Deutschland der heilige Bischof Altmann von Passau, Gebhard von Salzburg, Benno von Meißen, der königliche Märtyrer Gottschalk; in Italien neben den Gualbert, den Damiani der heilige Petrus der Feurige, der heilige Dominikus der Gerüstete, der heilige Rudolf von Eugabium; Thibaut aus der Provence; in Frankreich der heilige Robert aus der Familie der Aurillak, der heilige Gerardus, der heilige Gualterus. Den einen oder den anderen werden wir noch in der Geschichte des Pontifikats des siebenten Gregors wiederfinden.

Um jedoch nach allen Seiten hin gerecht zu werden, wollen wir noch jetzt am Schlusse dieses Teiles zwei Feinde des großen Papstes eingehender würdigen. Wir nennen bloß zwei. Die anderen verstehen sich von selbst: Es sind die

Anhänger der Simonie und der Priesterehe. Bei diesen zwei, die wir nennen, tritt noch ein besonderer Umstand hinzu, der eine eigene Erwähnung derselben veranlaßt. Die Dankbarkeit hätte sie verpflichten sollen, die größten Freunde Gregors zu sein. Es sind: Guibert von Ravenna, der frühere Kanzler Italiens, der spätere Gegenpapst; — und Heinrich IV., König von Deutschland.

Der Leser wird sich erinnern, wie auf dem Afterkonzil von Basel, wo Cadalous als Gegenpapst aufgestellt wurde, der Kanzler Italiens eine Hauptrolle spielte. Dieselbe war nicht bedingungslos. Es war ausgemacht worden, daß, wenn Cadalous, Bischof von Parma, den Thron des Apostelfürsten besteige, er dem Kanzler den Bischofssitz überlassen sollte. Cadalous nun wurde wohl „Gegenpapst"; aber er kam nie zur ruhigen Ausübung der päpstlichen Würde. Seines Bleibens war in Rom nicht. Er behielt also, um nicht alles zu verlieren, das Bistum Parma; und der geschlossene Handel wurde nicht zum Austrage gebracht. Guibert mußte warten. Sein Ehrgeiz sollte aber über und wider Erwarten befriedigt werden.

Nach dem Tode des Cadalous begab er sich sogleich nach Deutschland und drängte den jungen König, ihm die Investitur zu geben mit dem Bistume Parma. Es gelang ihm nicht. Alle gläubigen Bischöfe und Laien widerstanden. Ein Geistlicher von Köln, Evrard, wurde nach dem Berichte Bonizos Bischof von Parma.

Es sollte jedoch dem ehrgeizigen Manne mehr werden, als er je zu hoffen gewagt. Die Kaiserin Agnes, die ihm noch immer wohlgesinnt war, trat zu seinen Gunsten dazwischen; er erhielt das Erzbistum Ravenna, den zweiten Sitz Italiens nach Rom. Triumphierend kam er zurück und hielt im März 1073 seinen Einzug zu Ravenna mit beinahe königlichem Pompe.

Es blieb noch die Hauptsache übrig: die Zustimmung des Papstes, resp. die Konsekration. Guibert reiste alsbald nach Rom und zeigte da, wie Bonizo bemerkt, „eine

Einfachheit und Bescheidenheit, daß er den ehrwürdigen Hildebrand ganz und gar täuschte."

Der Wolf kam im Schafspelze. Alexander II. weigerte sich, ihn zu weihen. Hildebrand aber setzte dem Papste so lange zu, bis er ihn dazu bestimmte: „Du willst es so haben," sagte der Papst in prophetischem Tone, „wohlan; ich bin es zufrieden. Was mich anbelangt, ich werde nicht mehr lange leben; die Stunde meiner Auflösung steht bevor; aber Du wirst durch eine grausame Erfahrung es kennen lernen, welche Geißel für die Kirche diese Persönlichkeit sein wird, die Du jetzt so warm empfiehlst."

Der neue Metropolit von Ravenna wurde konsekriert. Er leistete in die Hände des Papstes den Eid, ihm und seinen Nachfolgern gehorsam zu sein, welche durch die Kardinäle nach den kanonischen Regeln erwählt würden. Von einem Kaiser oder König oder einen **patricius** war in diesem Eide gar nicht die Rede. In allen Formen und ohne den mindesten Zwang drückte er seine Anhänglichkeit an Petri Stuhl aus; er werde auf allen vom Papste berufenen Synoden erscheinen; er werde als Inhaber des bedeutendsten Sitzes nach Rom in Italien allen Bischöfen das Beispiel der Ergebenheit gegen den Apostolischen Stuhl geben 2c.

So ward der Freund und Begünstiger aller Schismen, der Anbieter auf Bistümer, der verwegenste Intriguant, welchem der ehrliche Hanno, sobald er an die Spitze der Regierung getreten, alle Macht entzogen, kanonisch zur höchsten kirchlichen Würde Italiens befördert; — und zwar dank demjenigen, der ihm sonst immer entgegengetreten war, den er für seinen größten Feind halten mußte, dank dem Archidiakon Hildebrand, nach einigen Wochen Papst Gregor VII. Hätte er den Ehrgeizigen begünstigt, wenn er bereits Papst gewesen wäre? Kaum! Man hat viel nach den Gründen einer solchen Handlungsweise von seiten Hildebrands geforscht. Es war nicht Mangel an Menschenkenntnis. Die letztere hat Hildebrand sehr oft und in höchst auffallendem Grade bewiesen.

Wollte der Archidiakon und am Ende der Papst Alexander selbst neue Schwierigkeiten mit Deutschland vermeiden, wo jetzt gerade Verhandlungen sehr heikler Natur sich abspielten, Schwierigkeiten für die von seiten Roms kein zwingender Grund vorlag?

Sollte etwa der Frage der Investitur in einem einzelnen Falle nicht vorgegriffen werden, damit nicht die principielle konziliarische Lösung Schwierigkeiten finde?

Dachten die beiden Männer, Alexander und Hildebrand, selbst großmütigen Herzens, durch Großmut den ehemaligen Kanzler für die Sache der Ordnung zu gewinnen und so aus einem Feinde, der bei seinem immer noch großem Einflusse in Italien viel schaden konnte, einen Freund zu machen, wenn man sich auch von ihm nicht viel Nutzen versprach?

Es wird wohl das alles zusammengewirkt haben. Den Ausschlag aber gab nach unserer Meinung die Heiligkeit Gregors; wir meinen, die Furcht vor sich selbst; die Furcht, seine vermeintliche Voreingenommenheit möchte die Ursache sein, daß er jemandem Unrecht thue. Man erzählt von Pius V., es hätte jemand ihn beleidigen müssen, damit er von ihm recht viele Wohlthaten empfange. Die Heiligen sind so. Sie haben Scheu vor ihren eigenen Empfindungen; vor ihrem eigenen Urteile. Pacca macht die Bemerkung, Pius VII. hätte den einzigen Fehler gehabt, daß er sich gewohnheitsmäßig gescheut hätte, seinem eigenen gesunden Urteile zu folgen; es wäre manchmal besser gewesen, wenn er auf seiner Meinung bestanden hätte. Wir werden diesen den Heiligen eigenen Zug im „starren" Gregor VII. noch öfter praktisch hervortreten sehen; und wir werden bei jedem dieser Fälle sagen müssen, Gregor hätte besser gethan, wenn er „starrer" auf seinem Urteile beharrt wäre.

Gregor fürchtete, seine durch die Thatsachen gerechtfertigte Antipathie gegen Guibert könne reine Voreingenommenheit sein; und da ein ganz und gar klarer Grund zu

seiner Abweisung nicht vorlag, wirkte er für die Annahme der Ernennung.

Guibert belohnte schlecht seinen Wohlthäter; er wurde der größte Feind Gregors. Das Gewicht der Verpflichtung zur Dankbarkeit vermehrt in solchen Herzen sehr oft den Haß, anstatt ihn zu vermindern.

Einunddreißigstes Kapitel.

Charakteristik Heinrichs IV.

Es ist schon längst Mode geworden, die Päpste mit Mißtrauen und Voreingenommenheit zu behandeln. Was gegenüber allen anderen Institutionen die Regeln der Geschichtschreibung unbarmherzig brandmarken würden, das gilt für erlaubt gegenüber dem Papsttum. Hat je ein Papst die Gewalt, welche Christus Petro übertragen mit den Worten: „Weide meine Lämmer," kraft der Stimme seines Gewissens und zum Heile der verfolgten Herde mit aller Milde und Langmut auf einen Kaiser oder König angewendet, so hat der Papst gewiß vor der neueren Geschichtsforschung unrecht; der Monarch ist sein unschuldiges Opfer.

Gilt es aber nun erst die weltgeschichtliche Stellung Gregors VII. zu Heinrich IV.; — so ist es von vornherein ausgemacht, daß der große Papst in Hochmut und Stolz seine Macht gemißbraucht hat. „Heinrich III. hatte in blinder Verehrung der römischen Kirche sein unmündiges Kind dem Schutze derselben anvertraut; der Papst aber hat sich dieses unbegrenzten Vertrauens bedient, um sein Mündel der ihm zukommenden Rechte zu berauben;" so heißt es in allen Tonarten.

Voigt hat zuerst diesen eisernen Zirkel durchbrochen; er besitzt den Ruhm und mit ihm besitzt ihn Deutschland, damit den Anfang gemacht zu haben, daß er das Andenken

Gregor VII. reinigte; ihn als den Mann hinstellte, welcher er in Wahrheit war, der nämlich mit dem Ernste der Heiligkeit allein bewaffnet einem durchaus korrumpierten Monarchen entgegentrat, in der Überzeugung, daß der Wahrheit zuletzt der Sieg bleiben müsse. Voigt hat angefangen zu zeigen, welchem Abgrunde Heinrich das deutsche Volk entgegenführte; und wie er es ohne Zweifel hineingestürzt hätte, wenn nicht der starke Arm Gregors, das „sichtbare Gewissen der Völker", wie er genannt wird, ihn aufgehalten haben würde.

Voigt ist nur wenig durchgedrungen. Die Fabel vom „guten, frommen Heinrich" und dem „stolzen Priester" war zu tief gewurzelt. Gfrörer hat weiter gearbeitet in seinem gewaltigen Werke „Gregor VII. und seine Zeit". Aber es hält schwer, gegen Vorurteile, die gleichsam mit der Muttermilch eingesogen worden, anzukämpfen. Dem deutschen Volke liegt die heilige Pflicht ob, die wahre Gestalt Gregors VII. kennen zu lernen. Er ist der Retter der deutschen Staatseinheit gewesen; er hat der Nation jenen sittlichen Halt gegeben, der sie fähig machte, in jener wilden Zeit allgemeiner Zerrüttung nicht sich selbst zu verlieren.

Es ist u n w a h r, daß die Päpste die Ohnmacht des königlichen Kindes benutzt haben, um es seiner Rechte zu berauben. Wir haben bereits gesehen, wie selbst in dem berühmten Wahldekrete Nikolaus' II. die dem jungen Könige zur Lebenszeit des Vaters zugestandenen Rechte erwähnt und aufrecht gehalten werden; obgleich damals bei der wenig freundlichen Haltung des deutschen Hofes Grund genug gewesen wäre, das Privileg zu widerrufen.

Wir haben gesehen, wie selbst später noch, als der Apostolische Stuhl von den Normannen bedrängt wurde, er aller Bedrängnis hätte leicht ein Ende machen können dadurch, daß er Richard von Capua zum patricius ernannte. Er that es nicht, weil mit dieser Würde eine aktive Teilname an der Papstwahl verbunden war und er die Rechte des Königs von Deutschland in keiner Weise schmälern wollte.

Der Apostolische Stuhl that es selbst dann nicht, als Deutschland ihn ganz und gar den Normannen preisgab und er auf eigene Faust Gottfried von Lothringen und die Gräfin Mathilde zu Hilfe rufen mußte.

Wir werden bald sehen, wie Gregor, Papst geworden, in seinen ersten Briefen ohne jegliche Veranlassung, ganz von freien Stücken den Wunsch hervorhebt, den deutschen König bald zum Kaiser krönen zu können; trotz alledem, was von seiten Heinrichs bereits vorhergegangen war.

Rom betont nur immer das eine, daß es hoffe, Heinrich werde sich der Kaiserkrone würdig machen; denn die Kaiserkrone war kein Erbstück einer Dynastie, sondern kam von rein persönlicher Verleihung. Das wird man wohl aber dem anerkannt höchsten Wächter der öffentlichen Sittlichkeit nicht zumuten, daß er die Ehre der Kaiserkrone einem Lüstlinge gewähre, der sich gar nicht einmal die Mühe nimmt, seine rohen Schandthaten zu verhüllen.

Und sogar nachdem Heinrich sich als für immer der Kaiserkrone unwürdig gezeigt hatte — und zwar unwürdig wegen seiner sittlichen Gebrechen, darum allein handelte es sich —; konnte Gregor nie bewegt werden, die Krone einem anderen Fürsten aufzusetzen; war es doch immerhin möglich, daß Heinrich sich aufrichtig bekehre oder wenigstens kein öffentliches Ärgernis gebe, in welchem Falle sein Recht auf die Kaiserkrone wirksam geworden wäre.

Gerade uns Deutschen muß daran liegen, diese Thatsachen klarzustellen. Gemeinsame Sache mit einem in Grausamkeit, Eidbruch und ungezügelter Sittenlosigkeit vollendeten Ungeheuer machen, hieße diese Laster empfehlen. Daß ein Land einen schlechten Herrscher hat, entehrt dasselbe nicht; es ist dies ein Strafgericht Gottes, der immer alles schließlich zum Guten lenkt. Wenn aber ein Volk einem solchen Herrscher mit Liebe anhängt, ihn lobt, ihm schmeichelt; das ist für dieses Volk ohne Zweifel erniedrigend.

Glücklicherweise hat sich die deutsche Nation dies nicht

zum Vorwurfe zu machen. Auch in jenen traurigen Zeiten bewahrte sie als Nation eine Charaktergröße, die durch keine materielle Gewalt sich beugen ließ. Nicht vom Papste kam der Weckruf in die deutsche Nation. Nein; die deutsche Nation rief den Papst um Hilfe an gegen Gewaltthätigkeiten, die jedes fühlende Herz empören mußten. Das Bewußtsein der Ehre lebte im deutschen Volke. Es kroch nicht zu den Füßen seines Tyrannen, der es schlug. Es vertraute auf die Entscheidung und den Einfluß der höchsten geistigen Macht. Mitten im Siege gegen den Tyrannen wollte es nicht auf die materielle Gewalt bauen, sondern der höchste Rechtstitel sollte seine endliche Ruhe begründen.

Es handelte sich nicht bloß um die Sachsen. Die Sachsen hätten nach allen den Schlächtereien, Verwüstungen und Verheerungen, welche jahrelang dauerten, nicht die Kraft besessen, wieder und immer wieder zahlreiche Heere zusammenzubringen und einen gewaltigen, auf das Recht der Selbstverteidigung gegründeten Widerstand immer von neuem zu organisieren, wenn ihnen nicht von überall her Männer zugeströmt wären. Zusammen mit den Sachsen focht, mit oder gegen den Willen der Fürsten, der kraftvollste Teil des deutschen Volkes, das sich die Sklavenketten nicht anlegen lassen wollte.

Auch in Canossa wurde, von allem anderen abgesehen, nicht Deutschland gedemütigt. Eben Deutschland hatte ja das Urteil des höchsten Gerichthofes der Christenheit angerufen. Im Büßerhemde stand vielmehr der einstweilen „abgesetzte“ König Heinrich; es stand da der Privatmann Heinrich, dem keine Regierungsgeschäfte offiziell gestattet waren. Höchstens ward Italien gedemütigt. Denn Italiens Fürsten und Bischöfe hatten den Flüchtling Heinrich mit Begeisterung aufgenommen, ihn als König von Italien, als ihren König begrüßt. Dieser König that Buße in Canossa; nicht der deutsche „König“.

Noch mehr! Was das Urteil der deutschen Fürsten betrifft, so bestätigte und bekräftigte es durchaus der Papst in

Canossa. Er gab also den offiziellen Vertretern der deutschen Nation und somit dieser selber insoweit recht. Er erklärte ausdrücklich, daß er den Bann nur für die Person, nur für den Privatmann Heinrich aufhebe, daß aber im übrigen, was das deutsche Königreich betrifft, entschieden werden solle im Vereine mit den deutschen Fürsten.

Wie war der Charakter Heinrichs IV? Wir beschreiben ihn mit den Worten von Zeitgenossen und nach allgemein anerkannten Schriftstellern.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Porträt Heinrichs IV.

Weiß schreibt in seiner Weltgeschichte (B. II. I. S. 1049): „Der junge Heinrich war indes in der Schule Adalberts gänzlich verdorben und noch jung, ein vollständiger Wüstling geworden. Um sich die Gunst des Königsknaben, dem Hannos strenge Zucht nicht mundete, dauernd zu sichern, ließ Adalbert allen seinen Neigungen die Zügel schießen und sah durch die Finger, als Heinrich voll Jugendkraft und Anlagen auszuschweifen begann. Am 29. März 1065 erteilte der Bischof dem fünfzehnjährigen Jüngling die Schwertleite und machte ihn dadurch mündig, um Hannos Wirksamkeit ein Ende zu machen und anstatt des jungen Königs allein zu herrschen. Statt dem Jüngling auf dem Wege des Lasters Einhalt zu thun, leistete Adalbert, bloß um in Gunst zu bleiben, all seinen Neigungen Vorschub, riet ihm sogar: Thue alles, was deiner Seele wohlgefällt, nur auf eines sei bedacht, daß du im Augenblicke des Todes den rechten Glauben hast. So wurde aus Heinrich, der einer unserer größten Kaiser hätte werden können, ein unglückseliger Mann. Obschon verständig und arbeitsam, zeigte Heinrich im Vollgenusse der Macht bald nicht bloß unbän-

digen Hang zur Wollust, sondern auch zur Grausamkeit. Kein Mädchen war vor ihm sicher; die ersten Familien wurden beschimpft; die eigene Schwester, eine Nonne, ließ er durch seine Günstlinge entehren. Die Vertrauten seiner Lüste ließ er beim geringsten Verdachte der Untreue aus dem Wege räumen. Um bei so tollem glänzenden Leben die Auslagen zu decken, verschleuderte Adalbert seine Kirchenschätze und verkaufte der König Kirchenwürden im Aufstreich. Alles ging auf unbedingte Herrschaft hinaus, die Großen wurden mit Verachtung behandelt; dagegen unfähige Neulinge emporgehoben, wenn sie mit dem König durch dick und dünn gingen." Dieses Porträt wird mehr als bestätigt durch die Zeitgenossen.

Lambert von Hersfeld schreibt: „Da der heilige Bischof (Hanno nach seiner Rückkehr von Italien) das Schauspiel der Unordnung, der Ungerechtigkeit, des Ärgernisses, welches sich im königlichen Palaste abspielte, nicht ertragen konnte, bot er mit Rücksicht auf sein hohes Alter und auf das Bedürfnis nach Ruhe seine Entlassung an. Mit Eifer wurde sie durch den jungen König angenommen, dessen Leidenschaften und tolle Rasereien täglich mehr unerhörte Verhältnisse annahmen. Frei nun vom lästigen Tadler, stürzte sich Heinrich in einen wahren Abgrund von Laster und Grausamkeit."

„Das Wort der Schrift," sagt Bruno von Magdeburg, „bewahrheitete sich an ihm; er wurde wirklich wie ein Pferd und ein Esel, die da keinen Verstand haben. Nicht ein König herrschte in Deutschland, sondern das Verbrechen in Person. Nicht zufrieden, eine Truppe von Weibern bei sich zu haben, ließ er sich die Frauen und Töchter der Barone mit Gewalt zuführen, um sie zu entehren. Der Tag genügte ihm nicht für seine schnöde Lust; er ging die Nacht aus, um Schande und Verzweiflung in die edelsten Familien zu tragen. Hatte er selbst seiner Lust gefröhnt, so lieferte er nicht selten die Opfer seiner Wollust den Höflingen aus.

Das alles geschah ohne die mindeste Scheu und ohne die mindeste Mühe, es zu verbergen. Seine Schwester selber, die Äbtissin von Quedlinburg, schonte er nicht.

Der Durst nach Blut begleitete bei ihm die Wollust. Die Morde, welche Heinrich beging, waren dermaßen schrecklich, daß ich wirklich nicht weiß, welche Leidenschaft bei ihm stärker war, die Schlemmerei oder die Grausamkeit. Seine Wildheit schonte niemanden. Aber mit Vorliebe ließ er sie an jenen aus, welche seine intimsten Vertrauten waren. Ein ihm unangenehmes Wort; — und der es ausgesprochen ward allsogleich mit dem Tode bestraft. Seine Ratgeber also hüteten sich wohl, etwas anderes zu sagen, wie das was sie als ihm angenehm erachteten. Einer seiner Sekretäre von edler Abkunft wurde auf sein Geheiß im Walde von Goßlar in dem Augenblicke gemeuchelt, als er im Begriffe war, einen Auftrag des Königs auf das Schloß Harzburg zu überbringen. Einen anderen mordete er selber ohne jegliche Veranlassung, indem er ihm aus Scherz den Dolch in das Herz stieß. Den Leichnam begrub man insgeheim in einer Ecke des Parkes.

Zu dieser Zeitepoche war noch Adalbert von Bremen Reichsregent. Man sagt, der König hätte ihm sein Verbrechen gebeichtet und ohne jede Buße sogleich die Absolution erhalten. „Ich kenne," fährt der Chronist fort, „einen der früheren Vertrauten des Königs, der mir folgende Thatsache erzählte. Stolz auf das Vertrauen, das er beim Könige genoß, sprach er davon seinem Bruder, einem Bischofe: Ich glaube, sagte er, es giebt keinen am Hofe, der so sehr das Vertrauen des Königs besitzt, wie ich. Der Bischof ermunterte ihn, dieses Vertrauen nur recht zu benützen, damit er sein Glück mache. Ich würde das wohl thun, erwiderte der junge Mann, wenn es möglich wäre, die Gunst des Königs zu bewahren und ein guter Christ zu bleiben. Eine traurige Erfahrung aber hat mir das Gegenteil gelehrt. Um die Gunst des Königs zu behalten, muß man sich entschließen,

seine Seele zu verlieren. Ich will aber meine Seele retten. In der That hielt sich von dieser Zeit ab der junge Mann vom Könige fern. Dies genügte für letzteren, den bisherigen Günstling zu verderben. Nur anstatt daß er selbst ihn tötete ersann er eine List, um ihn ermorden zu lassen. Er sandte ihn mit einer diplomatischen Botschaft nach Rußland. Froh, daß er so sich entfernen könne, trat der junge Mann sogleich die Reise an. Eines Abends aber begegnete er einem Reiter, der schnell dahingaloppierte. Wohin? hielt ihn der Abgesandte an. Nach Rußland; ich trage einen verschlossenen Brief des Königs bei mir, den ich so schnell als möglich dem Fürsten Rußlands übergeben soll; aber da du so wie so hingehst, so nimm ihn nur mit. Damit gab er den Brief dem Gesandten und verfolgte nicht weiter seinen Ritt. Der Gesandte öffnete den Brief. Sein Inhalt wurde von einem Begleiter, dem die nordischen Sprachen bekannt waren, entziffert; und es fand sich darin die Aufforderung an den russischen Fürsten, ihn, den Gesandten, in keinem Falle mehr nach Deutschland zurückkehren zu lassen, sondern ihn ins Gefängnis zu werfen oder zu töten" (**de bello Saxon.**).

Wenn vom „finsteren Mittelalter", von der „Willkür" und „Rechtslosigkeit", die da herrschte, gesprochen wird, so trifft dies, soweit Wahrheit darin ist, nicht die Kirche und ihren Einfluß; sondern solche Könige, wie Heinrich IV. Eben diese „Finsternis", diese „Willkür", diese „Rechtslosigkeit" haben die Päpste und vor allem Gregor VII. gebrochen und das Licht des Christentums in die tyrannischen Zeiten hineinleuchten lassen. Sie haben keine Anstrengung, keine Verfolgung, den Tod selbst nicht gescheut, um die Völker vor dem Dunkel der Tyrannei zu schützen. Erst wie der Einfluß der Päpste schwand, begann auch wieder das Übel: Finsternis, Willkür, Rechtslosigkeit.

Das spätere Alter milderte nicht die Grausamkeit und Wollust Heinrichs. Er war ein unnatürlicher Bruder; er war

ebenso ein unnatürlicher Gatte sowohl für seine erste als für seine zweite Frau; er war ein unnatürlicher Vater. Seine Tyrannei übertraf alles, was das Heidentum gesehen hatte. Im einzigen Jahre 1072 beraubte er ihrer Erbgüter, nahm gefangen oder jagte ins Elend den Herzog von Sachsen Magnus; den Herzog von Bayern Otto; den Markgrafen Udo; den Grafen von Lüneburg Hermann; den Herzog von Kärnthen Berthold. Der Raub wurde an unwürdige Schmeichler verteilt. Die Rechte der Kirche trat Heinrich durchaus mit Füßen.

„Das war," sagt Bruno von Magdeburg, „eine schrecklichere Geißel als alle anderen. Heinrich wählte unter seinen Hofschranzen jene, die sich am meisten in der Schwelgerei und Unzucht hervorthaten, um daraus Bischöfe zu machen. Er bot die Bistümer öffentlich aus und wer am meisten zahlte, der hatte sie. Es kam vor, daß die Investitur bereits geschehen und der Käufer bereits geweiht war, trotzdem aber, wenn ein anderer mehr bot, der erste als Simonist abgesetzt und dem zweiten das Bistum gegeben ward. Mehrere Kathedralen hatten auf diese Weise zwei oder drei Bischöfe oder vielmehr Eindringlinge. Das Erzbistum Bamberg ward für eine enorme Summe einem der Pferdehändler des königlichen Palastes gegeben (cuidam mangoni dedit). Der Pferdehändler verstand sich besser auf Geld als auf die kirchlichen Offizien. Er konnte kaum lesen. Es war also ein seltsames Schauspiel, da der Pferdehändler als Bischof am Karsamstag nach dem Gebrauche die erste Lektion singen mußte. Die Phrase, welche am Anfang steht: In principio creavit Deus coelum et terram, ging noch; er hatte sie auswendig gelernt. Aber bei der zweiten kam er bedeutend aus dem Kontext; er sang, daß es laut und feierlich durch die Kathedrale klang: Terra erat inanis et vacca. „Ach," sagt Bruno, „er hatte recht, ohne es zu wissen. Dieser Pferdehändler stellte ganz gut, obgleich er zweibeinig war, jenen Vierfüßler dar, welcher im heiligen

Text **vacca** genannt wird. Die Erde, wohin er als Herr seinen Fuß setzte, war in der That als trostlos zu bezeichnen und als leer an aller Ehrlichkeit und Billigkeit (**vacua omni probitate**). Aufgeregt durch dieses Begebnis reklamierten die Bamberger beim König, um einen anderen Bischof zu haben und schickten den Pferdehändler ihm zurück."

Ähnlich ging es mit dem Bistum Constanz und mit der Abtei Reichenau, die ein Intriguant, Namens Robert, für tausend Pfund kaufte.

Es begreift sich, wie solche Bischöfe die treuesten Helfer Heinrichs in der Bedrückung des Volkes wurden; und wie Heinrich trotz seiner Schandthaten immer wieder Anhang finden konnte. Ihr Los war mit dem seinen durchaus verbunden.

Der Leser möge verzeihen, daß wir ihm ein solches Porträt vorführen. Es ist nicht unsere Schuld, sondern die Schuld derer, welche nicht aufhören, Heinrich im Gegensatze zu Gregor als das unschuldige Lamm, den treulos Beraubten, den allerdings mit einigen Schwächen behafteten, aber doch die Ehre Deutschlands vertretenden Herrscher zu bezeichnen.

Die große Figur Gregors im Kampfe gegen die Tyrannei und das Laster muß unbedingt hervortreten. Der geschichtlichen Wahrheit muß ihr Recht werden. Heinrich war der Schandfleck Deutschlands, wie er der Schandfleck jedes anderen Landes gewesen wäre. Wenn der heilige Stuhl hier eine Schuld trägt, so ist es die, eine zu große Langmut bewiesen zu haben; eine Schuld, die er leider nur zu oft auf sich geladen hat. Der Stellvertreter Christi hat die Gewohnheit und er hatte sie von jeher, daß er erst dann mit Ernst und Nachdruck einschreitet, wenn jedermann sagen muß: es ist notwendig; so kann es unmöglich weiter gehen. Dieser Gewohnheit folgte Gregor VII. in seinem ganzen Verfahren gegen Heinrich.

Heinrich war nicht so sehr verständig, sondern schlau. Seine Kraft bestand im Glauben der Völker an die Heiligkeit

des Eides. Er spielte mit den Eiden; und nur in dem Falle siegte er, wenn er seine Feinde mit den heiligsten Eidschwüren sicher gemacht und darauf plötzlich überfallen hatte. Das zeigt sich besonders in seinem Kampfe gegen die Sachsen oder vielmehr gegen das ganze deutsche Volk. Denn bald fand er im ganzen deutschen Volke nicht so viel Soldaten mehr, um die Sachsen wirksam zu bekämpfen und mußte deren aus Ungarn und Böhmen heranziehen.

Der Leser meine nicht, daß wir einseitig den zeitgenössischen Schriftstellern folgen. Keiner, selbst unter den Verteidigern Heinrichs, hat jemals das geringste von dem hier Angeführten geleugnet oder das Gegenteil zu schreiben gewagt. Die Spitze ihrer Verteidigung Heinrichs ist keine andere als die, „daß dem Könige alles erlaubt ist, daß er ganz unumschränkt herrscht." Sie beschuldigen Gregor des Stolzes und der Anmaßung, weil er diesen Grundsatz nicht zugiebt, sondern seinen Richterstuhl, den Christi nämlich, als den höheren, weil als den geistigeren ansieht.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Heinrich und die Empörung.

Es ist wiederum eine geschichtliche Unwahrheit, wenn von der modernen Geschichtsforschung zu verstehen gegeben wird, der Apostolische Stuhl hätte die Sachsen aufgehetzt, sich zu empören; oder er hätte sie aufgefordert, sich an ihn zu wenden. Davon kann nicht der geringste Beweis geliefert werden. Der da aufhetzte, war allein Heinrich mit seinen unaufhörlichen Gewaltthätigkeiten, mit seiner ungebändigten Grausamkeit und Lüsternheit. Der Apostolische Stuhl hat dagegen jahrelang die Sachsen zum Frieden ermahnt, die königliche Autorität gestützt, oftmals zwischen den streitenden Teilen vermitteln lassen. Selbst als die Sachsen formell von dem

beständig seine Eide brechenden Könige an das Urteil des Apostolischen Stuhles appelliert hatten, zögerte der letztere noch lange Zeit, ehe er überhaupt sich aussprach. Wir werden die Einzelheiten alsbald kennen lernen.

„Heinrich ließ zu jener Zeit" (1066), so Bruno von Magdeburg, „auf allen Anhöhen Thüringens und Sachsens starke Burgen bauen und Besatzungen hineinlegen; einerseits um in denselben einen Rückhalt zu haben gegen etwaige Empörungen, andererseits um den unglücklichen Bewohnern beliebig hohe Taxen und andere Lasten aufzulegen. Zur Konstruktion dieser Burgen nahm er alles notwendige Material und den Grund und Boden ohne weiteres, d. h. ohne jegliche Vergütigung der ansässigen „Herren". Zur Ausschmückung derselben beraubte er die Kirchen ihrer kostbarsten Schätze. Zuerst ahnten die Sachsen nicht, was ihnen in Wahrheit drohte; als aber die Bauten vollendet waren, begriff man nur allzugut die Absicht des Königs. Die in jeder Burg als Besatzung sich befindenden Soldaten plünderten die Umgegend, raubten die Ernten, verbrannten was sie nicht mitnehmen konnten, führten die Männer als Gefangene fort und behielten die Frauen und Töchter der Schande vor."

Ein Schrei des Unwillens und des Schreckens tönte durch ganz Deutschland. Die Bischöfe, die Großen, das Volk, an der Spitze der heilige Benno von Meißen wandten sich an den König mit den eindringlichsten Vorstellungen. Heinrich antwortete mit einer Heuchelei ohne Gleichen; er habe von den Bischöfen vielmehr Lob erwartet als Tadel: „Ich handelte nur deshalb so, um die Rechte der Kirche aufrechtzuhalten. Man weiß, daß die Bewohner von Thüringen und Sachsen sich weigern, dem ehrwürdigen Erzbischofe von Mainz (Siegfried) den Zehnt zu bezahlen. Ich habe dem Prälaten nur den Arm der weltlichen Gewalt leihen wollen."

„Dies war das Rechtsmittel, welches der König anrief,"

sagt Lambert von Hersfeld, „um seine Verbrechen zu bedecken. Allerdings ist es nur allzuwahr, daß er vom Erzbischofe selbst ein simonistisches Versprechen erhalten hatte, ihm in dieser Sache den kirchlichen Beistand zu leisten. Eine Hälfte des Zehnt sollte der Erzbischof erhalten und die andere der König für den Unterhalt seiner Soldaten."

So tief konnte ein „königliches" Episkopat sinken, daß es die Verantwortlichkeit für die in Thüringen und Sachsen begangenen schändlichen Verbrechen auf sich nahm. Solche Verwirrung hatte Simonie und Investitur seitens der weltlichen Gewalt hervorgebracht. Und Erzbischof Siegfried war noch ein Mann, der viele gute Seiten hatte!

Er sagte ein Konzil zu Erfurt für den 10. März 1072 an. Die Kreaturen Heinrichs unter den Bischöfen, wie z. B. jener obige von Bamberg, kamen insgesamt, um im Sinne des Königs den Ton anzugeben. Die Ausgänge waren alle von königlichen Truppen besetzt. Die Äbte von Fulda und Hersfeld setzten auseinander, daß dieser Zehnt nie gegeben worden sei und daß die Entscheidungen des heiligen Stuhles sich gegen dieses vermeintliche Recht aussprächen. Der Erzbischof von Mainz aber erklärte, die Freiheit vom Zehnt habe nur für die erste Zeit nach der Bekehrung gegolten; heute gäbe es für dieselbe gar keinen Grund.

Die Diskussion dauerte unter dem Beisein des Königs zwei Tage. Endlich verzweifelten die Abgesandten der Thüringer daran, zu ihrem Rechte zu kommen und appellierten von diesem offenbar parteiischen Konzil an den Apostolischen Stuhl, an Alexander II. „Da erhob sich Heinrich in voller Wut und rief Gott zum Zeugen an, daß, wer auch immer die Kühnheit hätte, an den Apostolischen Stuhl zu appellieren, mit dem Tode und mit Einziehung aller seiner Güter bestraft werden solle. Erschreckt durch diese Drohung gaben alle nach und unterschrieben." So Lambert von Hersfeld.

Nun ging die Plünderung, das Sengen und Brennen

und alle Art von Verbrechen in den unglücklichen Provinzen erst recht los und zwar im Namen der Kirche. Der König nannte sich Vollstrecker der kirchlichen Gesetze und zog unter dem Namen des Zehnt alle Güter ein, die er wollte. „Diese Sklaven und Söhne von Sklaven;" erwiderte er auf Vorstellungen, die ihm gemacht wurden, „daß sie nur stillschweigen und bezahlen; sonst jage ich sie aus meinem Königreiche fort."

Da schworen Männer, Frauen, Kinder, alle wie ein Mann, lieber zu sterben, als ihr Vaterland in solcher Knechtschaft zu sehen. Eine ungeheuere Bewegung entstand im Volke. Die Bischöfe, welche gezwungen oder freiwillig in Erfurt unterschrieben hatten, versuchten zusammen mit anderen Großen noch eine Vermittlung. Mit Spott und Hohn wurden sie in Goslar empfangen, wohin sie Heinrich beschieden hatte. Sie warteten einen Tag, ob sie den König sehen würden. Da erschien ein Hofbeamter und erklärte, der König sei eben nach der Harzburg abgereist. Ein Donner von Verwünschungen brach nach dieser Erklärung los.

Die Nacht darauf wurde in der Kirche eine Versammlung gehalten und beschlossen, den Heerbann der Sachsen aufzubieten; „alle Sachsen sollten bewaffnet erscheinen," wie Bruno von Magdeburg schreibt, „um ihr Recht sich mit Gewalt zu erobern." Einen Monat nachher belagerten sechstausend Mann unter Otto von Sachsen Heinrich IV. in der Harzburg. Auf die Frage Heinrichs, was sie wollten, antwortete Otto von Sachsen: „Der König solle von seinem Rate die unwürdigen Personen entfernen, die eingezogenen Güter herausgeben, aus seinem Palaste die feilen Dirnen verjagen, den Unordnungen entsagen, die bis jetzt seine Jugend und die königliche Majestät befleckt hätten. Stimmt der König zu, so wollen wir ihm treu dienen. Stimmt er nicht zu, dann werden wir uns erinnern, daß wir Christen sind und keine Gemeinschaft haben dürfen mit einem Manne, der sich der schmählichsten Attentate schuldig

gemacht hat. Wir haben ihm Treue geschworen; aber nur unter der Bedingung, daß er ein christlicher König sei; kein Zerstörer, sondern ein Beschützer der Kirche." (Lamb. v. Hersf.)

In der That hieß es im Krönungseide: „Ich schwöre, der treue Beschützer der Kirche zu sein, die Traditionen meiner Vorfahren einzuhalten, zu regieren im Geiste der Gerechtigkeit und Mäßigung, jeden in seinem Rechte zu halten und in dem ihm gebührenden Range, die kirchlichen und bürgerlichen Gesetze zu beobachten und ihre Unverletzlichkeit zu behüten."

Der König floh heimlich aus der Harzburg.

Mitten in diese Wirren fiel wie ein Blitz die Nachricht von der Thronbesteigung Hildebrands, der sich Gregor VII. nannte. Trotz der Drohungen Heinrichs war nach dem Konzil von Erfurt Berufung eingelegt worden an den Apostolischen Stuhl in den letzten Monaten des Jahres 1072. Alexander II. hatte Heinrich IV. aufgefordert, nach Rom zu kommen, damit er vor dem Tribunale Petri Rechenschaft ablege wegen der ihm zur Last gelegten Simonie und wegen anderer Verbrechen: (litteras) vocantes eum ad satisfaciendum pro simoniaca haeresi, aliisque nonnullis emendatione dignis quae de ipso Româ fuerunt dicta, wie die Chronik von Ursperg (bei Muratori annal. Ital. ann. 1073) schreibt.

Alexander II. starb den 21. April 1073. Unter ihm also bereits, nicht unter Gregor begann der Prozeß Heinrichs IV. zu Rom. Alexander vermachte ihn seinem Nachfolger.

Dritter Teil.

Das Pontifikat Gregors VII. bis „Canossa“.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wahl Gregors VII.

Man kann bei manchen Geschichtschreibern lesen: „Endlich hielt es Hildebrand an der Zeit, selber die Zügel der Kirchenregierung zu ergreifen;“ als ob es dem Archidiakon vorher mehr gepaßt hätte, erster Ratgeber zu sein und er nun nach dem Tode Alexanders II. es vorzog, auch den Namen zu der Gewalt hinzuzufügen.

Nichts kann falscher sein. Seit dem Tode Leos IX. waren bei jeder Papstwahl die Blicke aller auf ihn gerichtet gewesen. Er hatte aber immer Mittel und Wege gefunden, der Übernahme der Würde auszuweichen. Mit dem größten Ernste hatte er stets von vornherein erklärt und tausend Gründe dafür gefunden, daß er eine so schwer verantwortliche Würde nicht tragen könne. Ebensowenig hatte er sich irgend einem der Päpste als ersten Minister aufgedrungen; vielmehr war er von Leo IX. gewissermaßen gezwungen worden, ihn nach Italien zu begleiten und wiederholter-

maßen hatte er seinen innigsten Wunsch kundgegeben, in der Einsamkeit des Klosters sein Leben zu beenden. Man muß solche Ideen wie die „vom Plane Gregors VII." aufgeben. Heilige fassen keine solchen „Pläne", in welche als notwendiger Faktor ihre eigene irdische Größe eintritt.

Niemand hält sich für mehr entbehrlich als ein Heiliger. Es gilt dies im allgemeinen; wer in irgend einer Kunst oder in irgend welcher Wissenschaft wahrhaft groß ist, der kennt am wenigsten seine eigene Größe. Nur der Stümper hält sich für etwas. Je mehr jemand wirkliches Wissen hat, desto mehr kennt er damit, wie weit umfassend das Gebiet ist, das er nicht weiß. Zumal aber der Heilige sieht immer von seiner eigenen Person ab. Wenn es je wahrhaft unwürdige Päpste gab, so waren es eben solche Männer, in deren „Plan" es eintrat, einmal Papst zu werden.

Zu diesen gehörte aber nicht Gregor. Das wußte das römische Volk. Es wußte aus mehrfacher Erfahrung, daß, wenn man Hildebrand einmal zu Worte kommen ließ, er seine Sache mit Erfolg führen und wieder ein Anderer Papst werden würde. Daraus erklärt sich das Vorgehen des römischen Volkes.

Hildebrand aber wollte unter keinen Umständen Papst werden. Er setzte alles in Bewegung, daß seine Wahl für die Wirklichkeit keine Folge hätte. Jene, die sich etwa seiner Erhebung widersetzten, fanden in ihm selber ihren Hauptbeistand. Nicht daß er Furcht gehabt hätte vor den Kämpfen, die offenbar bevorstanden; aber seine Demut verbot ihm, in sich selber irgend welche Fähigkeiten für eine solche Würde zu sehen.

Er hätte für die Wahl jedes anderen Gutgesinnten mit aller Kraft gewirkt; weil er jeden anderen für geeigneter erachtet haben würde. Seiner eigenen Wahl setzte er nur Schwierigkeiten entgegen und zwar solch ernste, daß seine Erhebung offenbar der Wille Gottes sein mußte, wenn diese Schwierigkeiten überwunden wurden. War aber Hildebrand

des göttlichen Willens sicher, dann konnte er auch mit Sicherheit auf den Beistand des Herrn rechnen. Dann war es der Allmächtige, der in ihm den Feinden der Kirche widerstand, nicht die eigene Kraft. Unter dem Beistande Gottes aber wird jede Ohnmacht stark und jede Schwäche Macht. Daraus erklärt sich das Verhalten Gregors bei seiner Wahl.

Wie verlief diese Wahl? So lautet der Bericht.[1])

„Am Tage der Begräbnisfeierlichkeiten Alexanders **II.**, welche mit großartigem Pompe im Lateran gefeiert wurden, da Hildebrand als Archidiakon die letzten Ceremonien vornahm, ertönte plötzlich von den Lippen des ganzen Klerus und des gesamten Volkes, der Männer und Frauen einstimmig der Ruf: Hildebrand, Hildebrand; ihn wählt der heilige Petrus zum Papst. Bei diesen Worten hielt der Archidiakon einen Augenblick erschrocken inne. Dann stieg er wie außer sich auf die Lehrkanzel, gebot mit einer Handbewegung Stillschweigen und wollte eben die Erklärung mit Entschiedenheit zurückweisen, deren Gegenstand er war. (Vielleicht hätte er an das Dekret Nikolaus' II. erinnert, das die Papstwahl den Kardinälen vorbehält; diesen gegenüber wäre es ihm leichter gewesen, seine Wahl zu verhindern als gegenüber dem Volke, das ihn immer hoch verehrt hatte!) Der Kardinal Hugo aber (der spätere Apostat) ahnte seine Absicht und kam ihm zuvor. Er wandte sich an das Volk und sagte: Theure Brüder! Ihr alle wißt es sehr wohl, was seit der Zeit Leos **IX.** der Archidiakon Hildebrand, dieser Mann, dessen Tugend und Klugheit die ganze Welt bewundert, für die Erhöhung der heiligen Kirche Gottes und für die Verteidigung der Stadt Rom gethan hat. Ihr alle seid Zeugen davon. Es würde euch unmöglich sein, für die Regierung der katholischen Kirche und für die unserer Stadt einen Mann zu finden, der in höherem Grade würdig oder fähig wäre. Deshalb erklären wir, nämlich alle Bischöfe

[1]) Cencius : catal. — Bonizo ad amicum lib. VII.

und Kardinäle mit Einstimmigkeit, daß wir Hildebrand zum Hirten und Bischof unserer Seelen wählen. Die Bischöfe und Kardinäle, die ganze Priesterschaft, alle Diakonen und sonstigen Kleriker bestätigten, ein jeder nach seinem Range, die Erklärung des Kardinals Hugo und wiederholten einer nach dem anderen die bei dieser Gelegenheit gebräuchliche Formel: Der heilige Petrus hat erwählt zum Papste unseren Herrn, den Hildebrand, und dieser wird sich nennen Gregor VII.

Man bekleidete ihn sodann mit der roten Chlamys (einem leichten mit einer Agraffe zusammengehaltenen Mantel, der über die Schulter geworfen wird), schmückte die Stirne mit der Pontifikalmitra; und so wurde er trotz seiner Thränen und seines Widerstandes vom Volke zur Basilika des „heiligen Petrus in den Banden" getragen, wo man ihn auf dem Apostolischen Stuhle inthronisierte."

Das Protokoll der Wahl wurde in der Versammlung selber aufgenommen und dem Volke vorgelesen, welches dasselbe mit Enthusiasmus bestätigte. Watterich (tom. I. p. 293.) reproduziert dieses kostbare Dokument, welches die Regierung eines der größten, vielleicht des größten der Päpste, einleitete. Es lautet folgendermaßen: „Unter der Herrschaft unseres Herrn Jesus Christus, im Jahre 1073 nach seiner gnadenreichen Geburt, am 10. der Kalenden des Mai, Montags, am Tage des Begräbnisses unseres Herrn Papstes Alexander' II. seligen Andenkens, um nicht länger den Apostolischen Stuhl ohne Hirten in Trauer zu lassen, erwählen wir in der Basilika des heiligen Petrus in vincalis versammelten Kardinäle, Priester, Diakonen, Subdiakonen, Akolythen und sonstigen Kleriker der heiligen apostolischen katholischen römischen Kirche mit der Zustimmung der hier anwesenden Bischöfe, Äbte und Religiosen auf den einstimmigen Zuruf aller Anwesenden von jeglichem Stande und Range zu unserem Hirten und Pontifex den Archidiakon Hildebrand, dieses Muster von Tugend und Wissenschaft,

von Klugheit und Glaubenskraft, den Verteidiger des Rechtes und der Gerechtigkeit, welchen das Unglück nicht beugt und das Glück nicht übermütig macht. In ihm sind vereinigt alle Eigenschaften eines Bischofs, wie sie der Apostel aufzählt: Reinheit der Sitten, nüchternes Urteil, Mäßigung, Gastfreundschaft, Verwaltungsweisheit. Seit den Jahren seiner Kindheit ist er erzogen und belehrt worden in dieser erhabenen römischen Kirche, unserer Mutter; sein Verdienst hat ihn erhoben bis zur Würde eines Archidiakons, die er bis zu diesem Tage bekleidet hat. Wir proklamieren ihn und wollen ihn Zeit seines Lebens haben als Papst und Apostolischen Herrn; wir sind damit einverstanden, daß er den Namen Gregor annehme. —

Gefällt es euch, daß dies alles so sei? Sie antworteten: So gefällt es. Wollet ihr ihn als Papst? Ja, wir wollen ihn. Seid ihr damit einverstanden? Wird sind es. So geschehen zu Rom am 10. der Kalenden des Mai 11. Indiktion."

Welchen Eindruck die Wahl Gregors auf die christliche Welt machte, geht aus mehreren Kundgebungen hervor; er war ähnlich jenem der Wahl Pius' IX. in unserer Zeit. So schreibt der Abt Wilhelm aus Metz: „Die göttliche Weisheit, die immer so sehr bewundernswert ist in der Regierung der Welt, offenbart sich gewissermaßen in sichtbarem Glanze dann, wenn sie an die Spitze der Völker einen Mann beruft, dessen Tugenden und Verdienste allen anderen als Muster und Beispiel dienen können. Dies ist die Wohlthat, welche unserer Zeit der Herr erzeigt hat, wie ein jeder klar sieht, der Euere Erhebung auf den Apostolischen Thron, den Mittelpunkt der Wahrheit, des Lichtes, der Tugend für alle Nationen, mit neidlosen Augen betrachtet. Man hat uns mitgeteilt, wie die Einstimmigkeit, mit welcher Eure Wahl erfolgte, so groß war, daß in der volkreichen Stadt Rom es niemand gab, der dagegen gestimmt hätte. Eine solch wunderbare Einigkeit ist der Beweis, daß der

heilige Geist Euch zur Regierung der Kirche berufen hat und erinnert an jene schönen Tage im Beginne der Kirche, in denen die Menge der Gläubigen ein Herz war und eine Seele. Dem Herrn sei es gedankt; er hat zu Gunsten Euerer Wahl gewirkt und nicht erlaubt, daß das Schisma sein Haupt erhebe. Indessen fehlt es nicht an verbrecherischen Menschen, welche die Gesetzlichkeit Euerer Wahl zu bestreiten wagen. Die Unglückseligen! Sie kennen den Eifer, mit dem Ihr immer gegen die Feinde der Kirche gekämpft habt; sie haben Furcht vor Euerem gerechten Urteilsspruche, der ihre Ausschreitungen, ihre boshaften Anschläge, ihre Verbrechen brandmarken würde. Aber, heiligster Vater, die Guten lieben Euch eben so stark wie die Bösen Euch hassen. Ergreifet nun, o Mann der Macht, das Schwert. Gürtet Euch mit jenem Schwerte, das gemäß dem Worte des Propheten das Blut nicht schonen darf und welches nach der Verheißung des Herrn das Fleisch verzehrt. Schauet da vor euch Amalek, Madian, jede Art öffentlicher Pest; schauet die Feinde Gottes, wie sie verschworen sind gegen das Lager Israels .... Neuer Gedeon! Zerbrechet die Gefäße von Thon. An die Spitze der Welt seid Ihr gestellt. Aller Blicke sind auf Euere Person gerichtet. Jeder erwartet große Dinge. Nach der Vergangenheit beurteilt man, was kommen wird. Wenn Ihr, noch in niedrigerer Stellung, mit so hohem Glanze gekämpft habt, was wird erst geschehen, da Ihr nun zu einer so hohen Würde berufen worden seid!“

Lambert von Hersfeld giebt seiner Freude und Bewunderung folgenden Ausdruck: „Ohne den König (Heinrich) zu fragen, wählten die Römer nach dem Tode Alexanders zum Papste den Archidiakon Hildebrand. Es war jener Mann, der am meisten und am tiefsten erfahren war in der heiligen Wissenschaft. Während der vorhergehenden Pontifikate hatte er in der ganzen Kirche die allgemeinste Hochachtung erlangt und zwar eine Hochachtung, die seine hervorragenden Talente und seine Tugenden wohl verdienten.

Sein Eifer für die Kirchendisciplin ist eben so glühend wie bekannt. Bei der Nachricht von seiner Wahl war unter den Bischöfen Deutschlands die Angst groß (vgl. die Anspielung des Abtes von St. Arnold im eben citierten Briefe). Sie zitterten bei dem Gedanken, daß der von den Römern Erwählte sie für ihre Unordnungen und Ärgernisse zur Rechenschaft ziehen möchte. Gemeinsam wandten sie sich an den König und baten ihn, er möge eine Wahl, welche ohne seinen Befehl zustande gekommen sei, für nichtig erklären; thue er das nicht, so werde er selber das erste Opfer dieses fanatischen Mannes sein." (Man sieht, wie die Ehrentitel, welche die Feinde Gregors heutzutage demselben geben, nicht einmal den Vorzug der Neuheit besitzen.)

Wie faßte der Papst selber seine Wahl auf? Er richtete den Tag nach seiner Erhebung folgenden Brief an den Abt von Montecassino, seinen vertrauten Freund Desiderius: „Gregor, erwählter römischer Papst, entbietet seinen Gruß in Jesu Christo dem Abte Desiderius. Unser Herr, der Papst Alexander, ist eben gestorben. Sein Tod hat mein ganzes Innere erschüttert. Bei der Nachricht dieses trauervollen Ereignisses ist gegen seine Gewohnheit das römische Volk vollkommen ruhig geblieben und hat sich von uns mit einer Gelehrigkeit leiten lassen, daß darin offenbar die Hilfe der göttlichen Barmherzigkeit zu erkennen war. Wir versammelten das Kardinalskollegium, ordneten ein Triduum an, in welchem gefastet, öffentlich gebetet und Almosen gegeben werden sollte, und wollten nach demselben mit Gottes Hilfe das Nötige thun, damit ein neuer Papst gewählt würde. Plötzlich aber und völlig unerwartet erhob sich bei den Begräbnisfeierlichkeiten des Papstes Alexander unter dem Volke ein großer Tumult, ein Rauschen wie von vielem Wasser. Gleichsam von einem Schwindel erfaßt, nahmen sie mich und trugen mich auf den Apostolischen Thron. Jetzt kann ich nun in der Bitterkeit meines Herzens mit dem Psalmisten sagen: Man hat mich hinausgeworfen in das wogende

Meer, der Sturm hat mich untergetaucht; ich bin erschöpft von vielem Rufen und Sprechen und trotzdem war meine Widerrede unnütz; mein Gaumen ist ausgetrocknet vor vielem Schreien; Furcht und Schrecken haben mich ergriffen; Finsternisse umhüllen mich von allen Seiten. Die Müdigkeit und Erschütterung sind über mich Meister geworden; ich liege krank im Bette. Meine Schwäche ist so groß, daß ich sogar nicht mehr diktieren kann. Ich muß es deshalb unterlassen, weiter zu erzählen von allen meinen Kümmernissen und Ängsten. Komme bald hierher! Empfiehl mich, ich beschwöre Dich, den Gebeten Deiner Brüder und Söhne, die Du in Christo nährst; damit sie mich inmitten der Gefahren beschützen, von denen sie mich nicht befreien konnten. Die römische Kirche bedarf Deines Beistandes; sie setzt ihr Vertrauen in Deine Erleuchtungen. Grüße unsererseits die Kaiserin Agnes und den ehrwürdigen Bischof von Como und bitte sie, daß sie mir die Zuneigung, welche sie mir bis jetzt geschenkt haben, mehr als je für die Zukunft bewahren wollen."

Desiderius selber zählt im dritten Buche seiner „Dialoge" Gregor VII. zu den Wunderthätern und sagt: „Es ist derselbe, der gegenwärtig in Rom auf dem Apostolischen Stuhle sitzt und durch sein Wort und sein Beispiel die ganze Kirche erleuchtet."

An den Gemahl der Gräfin Mathilde und an sie selbst schreibt Gregor: „Die Freude, die meine Erwählung zum Papste in euch verursacht, ist ein kostbarer Beweis euerer Zuneigung und euerer Ergebenheit gegen diesen Stuhl Petri. Für mich aber ist diese selbe Erwählung eine Quelle von Angst und Kummer. Ich fühle das ganze Gewicht der Last, die mir auferlegt worden. Im Bewußtsein meiner äußersten Ohnmacht zittere ich vor meiner Verantwortlichkeit; und es wünscht meine Seele aufgelöst zu sein und in Christo zu ruhen. Der Ausblick in die ungeheueren Schwierigkeiten unseres Amtes erfüllt mich mit solcher Angst, daß ich davor ver-

gehen würde, wenn die Gnade Gottes und das Vertrauen in die Gebete frommer Seelen mich nicht aufrecht hielten. Überallhin ist die Sünde gedrungen. Beinahe die ganze Welt steht unter dem Machtgebote des bösen Geistes. Jene, welche die Kirche leiten, durch ihr Beispiel sie erbauen und verteidigen sollten, sind unglücklicherweise die ersten, welche Ärgernis säen und Wirrnis stiften. Hungrig nach Geld und Ehre stellen sie allem, was die Religion und die Gerechtigkeit befördern soll, unversöhnlichen Haß und Feindschaft entgegen.

Darin liegt für uns eine stetig fließende Quelle von Schmerz und Leid; und sie ist um so bitterer, als wir nun, da uns das Steuerruder der Kirche anvertraut worden, es weder mit Erfolg führen noch mit sicherem Gewissen verlassen können. Was unsere Gefühle gegenüber dem Könige (Heinrich) betrifft, so sind dieselben der Art, daß niemand mit mehr Eifer sich für seinen zeitlichen und ewigen Ruhm interessiert und denselben inniger wünscht als wir. Unser Wille ist es, sobald sich eine Gelegenheit bietet, durch unsere Nuntien mit ihm gemeinsam zu vereinbaren, was dem Vorteile der Kirche und dem Glanze der königlichen Würde dient. Wenn er auf uns hört, werden wir ebensoviel Sorge haben für sein Heil, wie für das unsrige; denn jedenfalls kann er sein eigenes Wohl nicht befördern, wenn er nicht Gerechtigkeit übt und demgemäß unserem Rate folgt. Sollte er aber zu unserem tiefen Schmerze unsere Liebe durch Haß erwidern; sollte er die große Ehre, die er von Gott erhalten, mit Undankbarkeit lohnen und alles Recht mit Füßen treten, dann sei Gott unser Zeuge, daß auf unser Haupt nicht der Fluch des Propheten fallen soll: Verflucht der Mensch, der sein Schwert fern hält vom Blute. Es ist uns nicht erlaubt, das Gesetz Gottes persönlichen Rücksichten zu opfern und um einer Gefälligkeit willen uns vom Pfade der Gerechtigkeit zu entfernen. Vom Apostel rührt das Wort her: Wollte ich den Menschen gefallen, so würde ich kein Knecht

Christi sein.“ Das ist der „von Haß erfüllte Pontifex“, „der unversöhnliche Feind Heinrichs“!

Offenbar hatte der Herzog von Lothringen in seinem Beglückwunschschreiben von Heinrich gesprochen. Denn der Leser erinnert sich, wie seit einigen Monaten bereits die Klage gegen den König am Apostolischen Tribunal anhängig gemacht war. Der Papst erwidert bereits also in den ersten Tagen seines Pontifikats auf eine diesbezügliche Anfrage des Herzogs, er werde wie ein Vater mit Heinrich verfahren und nichts unterlassen, um ihn von seinen schlimmen Wegen in aller Liebe und Güte zurückzuführen. Mit keinem Worte deutet er an, daß etwa der König durch seine bekannten Attentate gegen die kirchliche Freiheit sein Recht der Bestätigung für die Papstwahl verwirkt hätte.

Gregor VII. ging noch weiter. Er bewies durch die That, wie fest er entschlossen war, jedes Recht zu achten.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Weihe Gregors VII.

Die Lage Gregors nach dieser ungewöhnlichen Wahl war eine über alle Maßen schwierige. Er sah voraus, daß seine Feinde die Rechtmäßigkeit seiner Wahl angreifen würden. Wenn Benno sagt:[1] „Der Papst Alexander starb eines Sonntags am Abende und denselben Tag wurde, entgegen allen Kanones, Hildebrand durch die Laien zum Papste gewählt; die Kardinäle indes unterzeichneten nicht den Wahlakt; die Kanones schreiben unter Strafe des Bannes vor, den dritten Tag zu erwarten, ehe nach dem Tode eines Papstes zur Wahl seines Nachfolgers geschritten wird;“ — so ist da Richtiges mit Falschen gemischt. Die Kardinäle haben allerdings nicht die

---

[1]) Ep. I. ad clerum Rom.; vita et gesta Hildebrandi.

Initiative zur Wahl ergriffen; aber sie haben ausdrücklich dieselbe bestätigt. Unterschrieben ist das Wahlprotokoll überhaupt nicht; weder von Kardinälen noch von anderen; aber das „placet“ ersetzt jedenfalls die Unterschrift. Die Wahl war eben vom ganzen Volke und den Kardinälen gemacht worden; ein ganzes Volk kann aber wohl nicht gut unterschreiben. Der von den Kanones vorgeschriebene Zeitraum von drei Tagen, welcher vom Tode des Papstes bis zur Anberaumung der Neuwahl verstreichen soll, ist freilich nicht beobachtet worden. Aber daran trägt die nicht vorherzusehende Plötzlichkeit der Wahl die Schuld; und nicht Gregor. So war übrigens auch Stephan X. im Jahre 1057 gewählt worden; Leo IV. im Jahre 847; Gregor der Große im Jahre 590.

In allem diesem lag jedoch nicht die Hauptschwierigkeit. Dieselbe war durch das Wahldekret Nikolaus' II. geschaffen. Darin stand, daß Heinrich IV. (der Name selbst war genannt) das Privileg habe, eine eventuelle Wahl durch seine Zustimmung zu bestätigen. Nun war aber die Wahl ohne ihn vollzogen worden. Zudem war er als Angeklagter nach Rom citiert und zwar noch durch Alexander II.; sollte also das Privileg haben, sich selber gewissermaßen den Richter zu bestimmen! Als verschiedener Verbrechen angeklagt war er demgemäß dem erwählten Papste, der, wie das oben genannte Dekret ganz ausdrücklich hervorhebt, bereits kraft seiner Wahl alle Regierungsgewalt besaß, unterworfen; als König von Deutschland oder sagen wir lieber als Sohn Heinrichs III. aber hatte er das Privileg, den Papst zu bestätigen; und war somit die Person Gregors gewissermaßen von ihm abhängig.

Die Demut des Papstes fand den richtigen Weg. Gregor wollte nicht Papst sein. Es war dies seine beständige Qual, eine so furchtbare Verantwortlichkeit zu tragen. Er ergriff das letzte Mittel, um die Bürde von sich abzuwälzen. Er erklärte und hielt unbeugsam daran fest,

daß er sich nicht werde weihen lassen, ehe seine Wahl von Heinrich bestätigt worden sei. Ähnlich hatte Gregor der Große gehandelt.

Damit aber Heinrich zugleich als Angeklagter dastehe, ließ Gregor ihm erklären: „Sollte er, Gregor, thatsächlich und endgültig Papst werden, so würde er nimmermehr seine eben so schweren als allbekannten Vergehen ungestraft lassen.“ Er rettete somit einerseits das Recht des Apostolischen Stuhles als des obersten Richters und andererseits das Privileg des Königs, die Papstwahl zu bestätigen, dadurch, daß er von seiner Person absah, vielmehr dieselbe gern opferte.

„Den Tag nach seiner Thronbesteigung,“ so erzählt der Katalog des Cencius,[1]) „erwog Hildebrand mit Schrecken seine Lage und die furchtbare Verantwortlichkeit, die sie ihm auflegte, verursachte in ihm eine tiefe Traurigkeit. Da er kein anderes Mittel sah, um die große Last abzuschütteln, sandte er in aller Eile Boten zu König Heinrich, vermittelst deren er ihm seine Wahl mitteilte und aufs dringendste bat, er möge sie nicht bestätigen. Sollte er sie aber bestätigen, so würde er seine schweren und bekannten Ausschreitungen nicht dulden und sie nicht ungestraft lassen.“

Bonizo erzählt genau ebenso; nur daß er den Papst einen Brief an Heinrich schreiben läßt, anstatt die betreffende Mitteilung den Boten zu überlassen. Jedenfalls ist der offizielle Katalog des Cencius vorzuziehen. Was that Heinrich?

Wir haben bereits vom Abte in Metz gehört, wie die simonistischen Bischöfe des königlichen Gefolges alles aufboten, um den König zu bestimmen, die Wahl nicht zu bestätigen. Heinrich war in einer peinlichen Lage. Gerade damals hatte er jene Schwierigkeiten mit den Sachsen; er durfte sich keine neuen auf den Hals laden. Andererseits aber durfte er bei den bekannten Gesinnungen Gregors die

---

[1]) Cf. Cod. Arch. Vatic. ap. Watterich, tom. I. p. 309.

Existenz seiner bischöflichen Kreaturen nicht aufs Spiel setzen. Er schlug einen Mittelweg ein. Lambert von Hersfeld beschreibt denselben:

„Auf Befehl des Königs reiste einer seiner vertrautesten Ratgeber, Eberhard, Graf von Nellemburg in Schwaben, nach Rom, um daselbst bei den Vornehmen (Patriziern) nachzufragen, warum sie mit Verachtung des traditionellen Gebrauchs zur Papstwahl geschritten seien, ohne beim Könige vorher anzufragen. Würde auf diese Frage keine zufriedenstellende Antwort gegeben, so sollte er den Neugewählten dazu anhalten, abzudanken. In Rom angekommen, stellte sich der Graf dem Papste vor und setzte ihm den Grund seiner Anwesenheit auseinander. Gregor empfing ihn mit großem Wohlwollen und erklärte unter Eid, er trachte durchaus nicht nach dem Pontifikat; die Römer hätten ihn gegen seinen Willen erwählt und gegen alle seine Neigungen hätten sie ihm eine Würde auferlegt, die er nicht wolle; er sei indes nicht gewillt, sich der Weihe zu unterziehen, ehe der König nicht zweifellos die Wahl bestätiget habe; dieser Entschluß sei bei ihm unwiderruflich; er werde sich erst weihen lassen, wenn durch einen eigenen Gesandten ihm der König seinen Willen bekannt mache. Diese Antwort überbrachte der Graf dem Könige, der dann sogleich Befehl gab, die Weihe Gregors vorzunehmen. Diese Nachricht erregte überall die größte Freude (**laetissimo suffragio**)." Heinrich schickte als Gesandten und zugleich als Zeugen der Weihe den Kanzler von Italien, Bischof Gregor von Vercelli; denselben, der am meisten gegen die Bestätigung gearbeitet hatte. Die Weihe fand statt am 22. Mai 1073; es waren dabei zugegen die Kaiserin Agnes und die Herzogin Beatrix, die Mutter Mathildens, deren Gemahl kurz vorher gestorben war.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Anfänge der Regierung Gregors VII.

Die Welt erwartete Großes. Die rastlose Thätigkeit, die unbeugsame Festigkeit, die Heiligkeit des Papstes waren bekannt. Alle Erwartungen sollten überboten werden. Die Worte des Breviers haben recht. „Er hat so viele Kämpfe durchgemacht für die Freiheit der Kirche Gottes; so groß waren seine Arbeiten und Anstrengungen, wie man dies seit den Zeiten der Apostel von keinem römischen Papste vor ihm liest.“

Zwei Tage bereits nach seiner Weihe schrieb er an die Bischöfe Lombardiens, von denen die große Mehrzahl entweder offene Simonisten oder doch unsicher war: „Gregor, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, entbietet allen Gläubigen der Lombardei, welche dem heiligen Petrus Treue bewahren, apostolischen Gruß und Segen. Ich will euch nicht, teuerste Brüder, in Unkenntnis dessen lassen, was mehrere unter euch ohne Zweifel bereits wissen. Wir sind jetzt eben zu jenem Amte berufen worden, kraft dessen wir, mögen wir es gerne thun oder nicht, allen Nationen und zumal jenen, die den christlichen Glauben bekennen, die Wahrheit und Gerechtigkeit verkünden müssen. Rufe, sagt uns der Herr, und höre nicht auf zu rufen: erhebe deine Stimme und laß sie ertönen wie eine Posaune von Erz; künde an dem Volke seine Missethaten. Und an einer anderen Stelle: Wenn du dem Gottlosen seine Missethaten nicht anzeigst, werde ich seine Seele von dir fordern. Verflucht sei, der da abhält sein Schwert vom Blute, d. h. der da nicht den Blitz des evangelischen Wortes vor den Augen der Menschen und in ihren Herzen aufleuchten läßt. Es liegt mir daran, euch daran zu erinnern; denn mitten in den Missethaten, welche die Erde hervorbringt,

giebt es in der Lombardei Diener des Satans, Vorläufer des Antichrist; es giebt da einen Bund, der auf die Vernichtung des christlichen Glaubens sich richtet und dessen Ruchlosigkeit den Zorn Gottes herabruft. Jedem von euch ist es bekannt, wie Gothfried zu Mailand auf den Stuhl des heiligen Ambrosius gelangt ist. Er ist nicht der Hirte Mailands; er ist ein Eindringling. Jene Kirche, die vor allen anderen berühmt ist durch den Schutz der Muttergottes Maria und den heiligen Kirchenlehrer Ambrosius, ist wie eine Sklavin gekauft worden durch den Mietling Gothfried; durch ihn ward sie, die edle Tochter Christi, um eitlen Goldes willen an den Teufel verraten; getrennt ward sie vom katholischen Glauben und befleckt mit dem Verbrechen der Simonie. Ihr wißt es, daß bereits bei der ersten Nachricht von diesem ruchlosen Beginnen in feierlicher Konzilssitzung Gothfried als Feind des katholischen Glaubens und des christlichen Sittengesetzes von der Gemeinschaft der Kirche getrennt worden, daß er gebannt ist. Von Alters her ist der Bann von den Kindern der Kirche beachtet worden; die heiligen Väter lehren demgemäß; unsere Feinde selber kennen dies wohl. Deshalb, teuerste Brüder, machen wir euch darauf aufmerksam und kraft der Autorität des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, im Namen der seligen Apostelfürsten Petrus und Paulus verpflichten wir euch, jeden Verkehr mit dem abtrünnigen Gothfried zu meiden. Seinem ruchlosen Beginnen Beistand leisten, wäre ebensoviel als den Glauben Christi abschwören. Setzt ihm vielmehr mutvoll Widerstand entgegen, wie es wahren Kindern Gottes geziemt, und verteidiget um jeden Preis den Schatz eueres Glaubens, das einzige Pfand eueres Heiles. Laßt euch keine Furcht einjagen von irgend welcher menschlicher Macht. Der Herr ist mit euch. Mächtiger als alle Sterblichen bleibt er stets unbesiegbar. Er ist es, der uns ruft, seine Streiter zu sein, und er behält sich nach dem Ausdrucke des Apostels vor, unsere Anstrengungen zu krönen. Er gebraucht für gewöhn-

lich nur die Kleinen und Demüthigen, um den Stolz nieder zuschmettern. Was nach dem Urteile der Welt voll Ohnmacht ist, reicht hin für Ihn, um die Starken zu verwirren und zu beschämen. Dieser allmächtige Gott, der seine Schäflein dem heiligen Petrus anvertraute und ihm die Regierung der ganzen Kirche übergab, stärke euch in seiner Liebe, auf daß ihr, gekräftigt durch seine Gnade und befreit von eueren Sünden, verdienet, die Feinde seines Namens zurückzudrängen und ihr Herz zur Buße zu bekehren."

Damit hatte Gregor seinen festen Willen erklärt, Nichts zu schonen, damit in der Kirche Gottes Hirten seien und nicht Mietlinge. Wir wissen aus dem Vorstehenden, wie Gothfried von Mailand um Geld seinen erzbischöflichen Sitz am Hofe Heinrichs IV. erkauft hatte. Die Worte Gregors richteten sich demgemäß auch gegen Heinrich persönlich. Der Papst zeigte sich entschlossen, mit der ganzen Strenge der Kirchengesetze gegen solche vorzugehen, die nicht den mindesten guten Willen zeigten.

Dieselbe Entschiedenheit kündigte Gregor an in der Verteidigung der zeitlichen Rechte des Apostolischen Stuhles. „Man sah ihn," sagt Guido von Ferrara, „wie einen treuen Haushalter das Eigentum der Kirche verwalten und behüten. Er sorgte für die Sicherheit von Leben und Eigentum in den Städten, Dörfern, Schlössern des Apostolischen Besitzes. Er nahm alle Maßregeln, um jene Grundstücke wieder zurück zu erhalten, welche von den umwohnenden Baronen der römischen Kirche mit Gewalt entfremdet worden. Er organisierte eine bewaffnete Macht; nicht in der Absicht, Tyrannei auszuüben oder um eitlen Ruhmes willen, sondern um die Römische Kirche zu verteidigen, die sich durch die Normannen und die benachbarten Barone in eine dergestaltige Notlage versetzt sah, daß sie fast nichts mehr besaß. Der Schrecken war groß unter denen, die sich solche Beraubungen vorzuwerfen hatten, als die Soldaten des Papstes anfingen, den Umkreis Roms zu besetzen; in einigen Mo-



naten waren die Städte und Festungen des päpstlichen Gebietes wieder bei ihrem rechtmäßigen Herrn. Der neue Papst benutzte indes das wiedererlangte Eigentum nur, um den Ertrag unter die Bedürftigen zu verteilen. Rom gab ihm den Namen eines Vaters der Armen und eines Verteidigers der Witwen und Waisen.

Sein Ansehen war groß und der Ruhm seiner Heiligkeit verbreitete sich von einem Ende der Welt bis zum anderen. Es bestand in Gregor der ausgesprochenste Gegensatz zu der Ruchlosigkeit des jungen Heinrichs, des unwürdigen Sohnes des Kaisers Heinrichs III. Unter der Führung dieses Fürsten war die Welt wie mit einem Mantel bedeckt mit der Pest der Simonie und mit dem Abschaume aller Laster. Wer Bischof werden wollte, machte sein väterliches Erbteil zu Geld, lief nach Deutschland und kaufte da ein Bistum vom Könige. Diese Elenden, die auf solche Weise kirchliche Würden erschlichen, trugen gar keine Sorge um die Erhaltung der Principien des Glaubens und der Sitten; sie überließen sich ehebrecherischem Leben, Sakrilegien, falschen Eiden. Es kostete ihnen nicht mehr, einen Eidschwur zu leisten als einen zu brechen. Die Priester und Diakonen verheirateten sich öffentlich und zeigten sich vor allen Leuten mit ihren Kindern. Mit hochadeligen Familien schlossen sie Familienverbindungen. Es war eine wahre Überschwemmung von Sünde und Laster. Beim Anblicke solchen Unheils, das jeden Tag größer wurde, ward Gregor im Innersten seines Herzens erschüttert. Sein Eifer entflammte sich und er gelobte vor Gott, selbst sein Leben zu opfern, wenn es gelte, den Strom der Sittenverderbnis einzudämmen, die simonistische Ketzerei zu Boden zu treten, alle diese unreinen Bischöfe und Priester zur kirchlichen Disciplin des Cölibats zurückzuführen. In diesem Streite wird man sehen müssen, wie Bischöfe und Priester sich gegen ihn erhoben, wie die Welt bebte, das christliche Volk sich in zwei Teile schied und die einen sagten: Gregor ist gut und gerecht; die anderen: Gregor ist ein Betrüger, ein Feind der

Könige (**antimonarchum**), ein Antichrist. Mitten in diesem erschrecklichen Sturme verlor der Papst nie etwas von seiner Ruhe, von seiner Beharrlichkeit, von seinem unzerstörbaren Mute." So weit Guido von Ferrara.[1])

Es galt aber nicht nur, das unmittelbare zeitliche Besitztum des Stuhles Petri zu retten; auch die Rechte, welche derselbe über die normannischen Fürsten- und Herzogtümer als oberster Lehensherr oder Souverän hatte, mußten gesichert werden. Der Papst begab sich an der Spitze seiner bewaffneten Macht nach Montecassino und von da nach Benevent, das von Heinrich dem Schwarzen der obersten Jurisdiktion des heiligen Stuhles unterstellt war. Landulph, Fürst von Benevent, erneuerte den Eid der Treue.

Dasselbe that Richard, Fürst von Capua, in dessen Eidesformel auf Veranlassung Gregors noch ganz besonders das Versprechen aufgenommen ward, er werde die Oberherrlichkeit Heinrichs IV., wenn derselbe Kaiser geworden sei, achten und ehren, sowie bei einer eventuellen Papstwahl die Freiheit der Kardinäle, des Klerus und des Volkes beschützen.

Wenn Gregor in diesen Fällen sich auf die bewaffnete Macht stützte und sie in Person begleitete, so geschah dies erstens, weil es für ihn Pflicht war, seine Unterthanen gegen Raub und Bedrückung von seiten der Barone zu schützen, die sich alles erlaubten; und zweitens, weil er die heiligen und wohlerworbenen Rechte des heiligen Stuhles zu verteidigen hatte.

Auf dieser seiner ersten Reise als Papst, die bis gegen Ende des Jahres dauerte, empfing Gregor in Albano auch die Gesandten des Kaisers Michael aus Konstantinopel, der sich zur Beendigung des griechischen Schisma bereit erklärte und das Abendland gegen die furchtbaren Bedrängnisse von seiten der Türken um Hilfe bat. Der Papst schickte den Patriarchen von Venedig nach Konstantinopel, um die Verhand-

---

[1]) Ap. Watterich; tom. I. p. 355.

lungen zu führen. In der Botschaft Kaiser Michaels lag der Keim der Kreuzzüge. Gregor faßte ihn auf und reifte ihn, wie wir alsbald sehen werden, in seinem Geiste.

In der gleichen Zeit erinnerte der Papst[1]) die Fürsten Spaniens, „daß das Königreich Spanien von alters her der Jurisdiktion des heiligen Petrus untergeben sei und daß selbst heutzutage noch, trotz der Invasion der Mauren, dieses Recht bestehe." Der Papst wollte damit keinen neuen Anspruch schaffen. Die Fürsten Spaniens selber hatten von alters her das betreffende Recht des Apostolischen Stuhles thatsächlich anerkannt und sich, um rechtlich von einem eroberten Territorium Besitz ergreifen zu können, an den Apostolischen Stuhl, noch bei Lebzeiten Alexanders II., gewandt.

Witiza nämlich hatte im Jahre 701 mit der römischen Kirche gebrochen und seinen Unterthanen verboten, dem heiligen Petrus den jährlichen Tribut zu bezahlen. Also bezahlten sie ihn jedenfalls vorher. Von Ramiro III. schreibt der spanische Geschichtsforscher Mariana: „Tief ergeben der Kirche und dem heiligen Stuhle erklärte dieser Fürst im Jahre 950 in feierlicher Urkunde, daß sein Königreich, seine eigene Person, seine Söhne und seine Nachfolger für fortwährende Zeiten den Päpsten zu Rom als Oberlehensherrn unterworfen sein und Tribut zahlen sollen."

Gregor berief sich also nur auf ein Recht, das seit langer Zeit bestand und das mehr als einmal von Spanien selbst aus bestätigt worden war. Es war dies kein Recht, welches etwa auf die sogenannte „Schenkung Konstantins" begründet wurde, sondern seinen eigenen Ursprung hatte.

In Böhmen hatte Heinrich IV. das Erzbistum Prag dem Jaromir, einem Bruder des Königs Wratislaus, als Entschädigung dafür gegeben, daß er bei der Teilung der väterlichen Erbschaft übergangen worden war. Damit aber nicht zufrieden, wollte sich Jaromir auch das Bistum Olmütz mit

---

[1]) Greg. VII. epist. VII. lib. I.

Gewalt aneignen. Er ließ den ehrwürdigen greisen Bischof dieser Kirche festnehmen, mit Ruten peitschen und gefangen setzen. Gregor nahm sich allsobald des Rechtes an. Er schrieb, nachdem seine Gesandten beschimpft worden waren, an Wratislaus: „Zu solch' schrecklichen Ausschreitungen also lassen sich bei euch Christen, Fürsten, läßt sich Dein eigener Bruder hinreißen! Wehe! Besser wäre es gewesen für diese Menschen, die sich in ihr ewiges Verderben stürzen, daß am Tage ihrer Geburt ein Mühlstein ihnen an den Hals gehängt worden wäre und daß man sie in die Tiefe des Meeres versenkt hätte!" Der Papst citierte Jaromir vor seinen Richterstuhl.

Wir sehen, wie der Gegensatz zwischen Heinrich und Gregor immer schärfer hervortritt. Überall findet der Papst als Hindernis seiner Hirtensorge die Hand des deutschen Königs. In Böhmen regt er den Jaromir auf und schafft ein Streitobjekt. In Unteritalien sucht er den mächtigsten Herzog, Robert Guiscard, von der geschworenen Treue gegenüber dem Apostolischen Stuhle loszureißen. In Oberitalien hatte er in Gothfried, dem Eindringlinge in das Bistum Mailand, eine Stütze. In allen Ländern schauten die verheirateten und simonistischen Bischöfe, Äbte und Priester auf ihn als auf ihren Hort.

Gregor war sichtlich bemüht, nichts zu thun, wodurch Heinrich gereizt werden konnte. Er hoffte immer noch auf eine Besserung. Die in Rom seit einem Jahre bereits angebrachte Klage und der eingelegte Appell blieb liegen, als ob nichts geschehen wäre. Überall in öffentlichen und Privaturkunden wahrte der Papst alle Rechte Heinrichs als des zukünftigen Kaisers. Über seinen Ernst in der Frage der Simonie und des Cölibats ließ er, zumal nach dem Briefe an die lombardischen Bischöfe, gar keinen Zweifel übrig. War in Heinrich ein Funken guten Willens, so mußte er erkennen, daß er in Gregor wohl einen Feind der Laster, aber niemals einen persönlichen Feind zu erblicken habe.

Dies mußte um so mehr der Fall sein, als es Heinrich gar nicht möglich war, im Ernste anzunehmen, daß der Papst gegen ihn etwas Böses im Schilde führe. Heinrich wußte sehr wohl, wie der Papst in einem feindlichen Vorgehen von seiten des Königs nur ein Hindernis für den ihn damals beschäftigenden Herzensplan sehen mußte.

Gregor VII ist der geistige Vater der Kreuzzüge.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Gregor, der Vater der Kreuzzüge.

In der ersten Woche der Fastenzeit 1074, am 10. März, eröffnete Gregor sein erstes römisches Konzil in der Lateranbasilika. Eine Menge Bischöfe wohnte bei; unter anderen Guibert von Ravenna. Die Gräfin Mathilde, Azzo, Markgraf von Este, und Gisulf, Fürst von Salerno, sowie Gesandte des Königs Heinrich erhöhten durch ihre Anwesenheit den Glanz der Versammlung. Was wird der neue Papst zuerst behandeln? Die Antwort darauf zeigt bereits die Größe des Geistes Gregors. Da war kein Platz für kleinlichen Haß. In diesem Herzen wohnte keine armselige Selbstsucht. Jede Leidenschaft war da verstummt. Anstatt die Gelegenheit wahrzunehmen und in der Behandlung der Sache Heinrichs sogleich die richterliche Oberhoheit des Apostolischen Stuhles aller Welt zu zeigen, erhebt sich der Blick Gregors und umfaßt das Beste der Christenheit als eines Ganzen.

Der Patriarch Dominikus von Venedig war aus Konstantinopel zurückgekommen. Der Papst hatte Kenntnis genommen von den wirklichen Gefühlen, die den Kaiser Michael belebten. Gregor rief nun zu einem Kreuzzuge auf. Folgendes war seine Ansprache, die nachher als Encyklika in die ganze Christenheit gesandt wurde.

„Wir erfahren von allen Pilgern, die aus dem Orient

nach Rom kommen, um daselbst am Grabe der Apostel zu beten, daß das Geschlecht der Ungläubigen gegenüber dem christlichen Kaiserreiche die Oberhand hat. Die Saracenen haben alles überschwemmt, alles verwüstet. Bis zu den Mauern Konstantinopels beinahe sind sie vorgedrungen. Viele Tausende von Christen haben sie erwürgt. Wenn wir Gott lieben, wenn wir auf unseren Christennamen etwas geben, so kann uns das Unglück eines so großen Reiches, der Massenmord so vieler Brüder nicht gleichgültig sein. Aber ein unfruchtbarer Schmerz hilft hier nichts. Die Pflicht der christlichen Bruderliebe, das Beispiel unseres göttlichen Erlösers fordern, daß wir für die Befreiung unserer Brüder, wenn nötig, das Leben dahin geben. Wie der Herr für uns alle sein Leben eingesetzt hat, so müssen wir für seine Kinder und unsere Brüder das unsrige einsetzen. Ihr sollt also wissen, daß wir entschlossen sind, alle möglichen Mittel anzuwenden, damit den Kirchen des Orients wirksame Hilfe werde. Im Namen unseres heiligen Glaubens, der uns in Christo zu Adoptivkindern Gottes gemacht hat, beschwören wir euch und kraft der Autorität des heiligen Apostelfürsten Petrus bitten wir euch, euere Herzen einer Liebe zu öffnen, die zu Thaten führt. Schaut die Wunden und das Blut euerer Brüder, betrachtet das grausame Schauspiel eines christlichen Reiches, das zu Grunde geht; und es wird Mut und unerschöpfliche Thatkraft in euer Herz fließen, daß ihr alle Gefahren für gering erachten werdet, um euere Brüder im Orient zu retten. Was euch die göttliche Güte zu diesem Zwecke eingeben wird, das thut uns zu wissen."

So spricht der Vater der ganzen Christenheit. Es ist die Sprache des heiligen Paulus: „Wo ist eine Kirche, die in Trübsal ist, und ich brenne nicht vor Mitgefühl" und Sehnsucht, zu Hilfe zu eilen; „die Bedrängnisse aller Kirchen ruhen auf mir."

Der Papst blieb mit der ihm eigenen Energie nicht bei

bloßen Worten stehen. Als er dieses vor dem Konzil sprach und damit unbeschreibliche Begeisterung erregte, hatte er sich schon an den Herzog Wilhelm von Burgund gewendet, „den Spiegel aller Ritter Frankreichs;“ ebenso an Wilhelm von Aquitanien, den Schwiegervater Guiscards, an den Grafen Raymund von Toulouse, an den Fürsten Amadeus von Susa, an den Herzog Gottfried von Lothringen, den Gemahl Mathildens; und, ausgenommen den letzteren, entsprachen alle freudigen Herzens dem Wunsche Gregors, so daß dieser dem Könige Heinrich schreiben konnte: „Den Ruf, welchen ich im Namen unseres heiligen Glaubens an alle Kinder der katholischen Kirche gerichtet habe, hat man sowohl in Italien als jenseits der Alpen gehört; fünfzigtausend Krieger bereiten sich schon jetzt vor, um mir nach dem Orient zu folgen; denn sie wollen, daß der Papst an ihrer Spitze marschiere und sie bis zum heiligen Grabe führe. Außer der Pflicht aber, die mir in diesem Punkte die Liebe auflegt, bestimmen mich noch andere Beweggründe dazu, an diesem Zuge persönlich Anteil zu nehmen. Seit langer Zeit ist die Kirche von Byzanz getrennt von unserer Gemeinschaft auf Grund des Dogma' vom Ausgange des heiligen Geistes. Die Armenier sind ebenfalls außerhalb der katholischen Gemeinschaft, so daß ungefähr der ganze Orient nötig hat, das Wort der Wahrheit aus dem Munde des Nachfolgers Petri zu hören. Die Päpste, deren unwürdiger Nachfolger ich bin, haben mehr als einmal diese fernen Gegenden besucht, um daselbst den katholischen Glauben wiederherzustellen oder zu kräftigen. Heute nun, da die Christen Europas mich durch ihre Sympathien ermutigen, bin ich, falls der Herr sich würdigt, mir den Weg zu öffnen, fest entschlossen, diese nur zu lange Zeit verlassene Straße wieder zu betreten. Eine solche Angelegenheit aber muß mit der größten Klugheit erwogen und darf nur mit Hilfe alles dessen, was stark und machtvoll ist, ausgeführt werden. Verlasse ich Italien, so würde ich nächst Gott Dir die Sorge lassen, die

heilige römische Kirche, Deine Mutter, zu beschützen und zu verteidigen. Thue mir also kund, welches Deine Absichten in dieser Beziehung sind. Wenn ich nicht das größte Vertrauen in Dich hätte, würde ich es unterlassen haben, diesen Brief zu schreiben. Aber ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben und zu hoffen, daß Du eines Tages meiner väterlichen Zuneigung Gerechtigkeit widerfahren lassen wirst."

Man kann sich nicht hindern, hier zu denken: Was wäre aus der Zeit Gregors geworden, wenn Heinrich die Stellung übernommen hätte, die der Papst ihm anbot; die des Beschützers der Kirche, des Beschützers aller jener Länder, welche von den Kriegern verlassen worden wären! Ein Papst wie Gregor an der Spitze eines Kreuzzuges! Der Anblick des Nachfolgers Petri, des Stellvertreters Christi, nach Jahrhunderten wieder einmal dem Oriente gegönnt! Der griechische Kaiser nicht einzelnen untergeordneten Fürsten und Herzogen gegenüber, sondern gegenüber der Apostolischen Majestät an der Spitze des Abendlandes!

Es sollte nicht sein. Das Schisma sollte nach den unerforschlichen Ratschlüssen Gottes fortdauern und das Reich Byzanz zum schließlichen Untergange führen. Die Kreuzzüge werden kommen; das heilige Grab wird befreit werden. Aber nicht Gregor wird die begeisterten Scharen führen; das „Gott will es" wird von einem seiner Schüler und Freunde auf die Lippen des Abendlandes gelegt werden. Er selbst, der Schöpfer des erhabenen Gedankens, wird einen anderen Kreuzzug führen, einen geistigen gegen Sünde und Laster. Und erst wenn dieser die Völker gereinigt haben wird, dann wird Gott erlauben, das heilige Grab der Macht der Ungläubigen zu entreißen. „Man kann bei Lesung dieses Briefes," ruft ein Gegner Gregors aus, „den erhabenen Geist des Papstes nicht genug bewundern, der da mitten in Ungewißheit und Gefahren den Plan entwirft, über das Meer zu gehen und Konstantinopel mit Rom zu vereinen." (Villemain l. c.)

Nein; von Gregor kam die Veranlassung zum großen Entscheidungskampfe gegen Heinrich nicht. Die Heiligen denken und hoffen von ihren Nächsten immer das Beste. Ihre Politik ist nicht die des Mißtrauens. Wir werden Gregor noch öfter auf diesem selben Wege begegnen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ein Brief Heinrichs an Gregor.

Gregor hatte gerade zu jener Zeit, als er an das Zustandekommen des Kreuzzuges dachte und dafür wirkte, einen Brief von Heinrich erhalten, in welchem dieser seine volle Unterwerfung unter den Willen des Papstes anzeigte. Gregor selbst schreibt darüber in einem Briefe an jenen Ritter Herlembald, der an der Spitze der Pataria zu Mailand stand, am 27. September 1073: „Du wirst mit vieler Freude vernehmen, daß der König Heinrich mir eben einen Brief zugesandt hat, welcher voll von Ausdrücken der Unterwürfigkeit und kindlichen Ergebenheit ist. Unseres Wissens hat weder er selber noch einer seiner königlichen Vorfahren gegenüber dem heiligen Stuhle sich solcher Worte bedient. Diejenigen, welche uns dieses Schreiben überbrachten, waren aus den bedeutendsten Großen Deutschlands auserwählt. Sie versichern uns, daß der König bereit sei, in allem unseren Ratschlägen zu folgen. Er ist allerdings nicht im unklaren darüber, wie sehr wir in diesem Augenblicke ihm nützlich sein können. Du wirst bald die Einzelheiten dieser ganzen Verhandlung hören und Du wirst Dich überzeugen, daß Gott mit uns ist und daß die Vorsehung offenbar den Triumph der Gerechtigkeit vorbereitet.“

Die Verhandlungen, von denen Gregor spricht, bezogen sich auf die Lage der Dinge in Deutschland, wo ernstlich die Frage erörtert wurde, Heinrich IV. abzusetzen und Ru-

dolf von Schwaben zum deutschen Könige zu machen. Der letztere hatte sich deshalb an Gregor VII. gewandt und unter dem 1. September 1073 folgenden Brief erhalten:

„Der Adel Deiner Gesinnungen ist uns bekannt. Deine Handlungsweise ist ein Beweis für Deine Liebe zum heiligen Stuhle. Der von Dir neuerdings uns zugesandte Brief giebt uns davon einen neuen Beweis. Er bezeugt den interesselosen Eifer, der Dich für das Wohl Deines Vaterlandes erfüllt, für die Einigkeit der deutschen Fürsten, für den Frieden der Kirche und für ein gutes Einvernehmen zwischen Priestertum und Königtum. Wir selbst, Deine Herrlichkeit weiß das wohl, haben nicht die mindeste übelwollende Gesinnung gegen den König Heinrich. Ein dreifaches Band fesselt uns an ihn. Er ist es, den wir, als er noch in der Wiege war, zum Könige auserkoren haben (cf. oben unter Viktor II.); dann hat sein Vater, der glorreiche Kaiser Heinrich, uns immer mit seiner Zuneigung beehrt; endlich hat er bei seinem Tode den Sohn der römischen Kirche anvertraut in der Person des Papstes Viktor gesegneten Andenkens. Wie könnten wir also gegen ihn ein Gefühl der Voreingenommenheit haben; giebt es doch, Gott sei Dank, in der ganzen Christenheit keinen einzigen Menschen, gegen den wir eine Abneigung hätten. Wenn ich die Liebe nicht habe, bin ich nichts, sagt der Apostel. Es kommt indes darauf an, daß in dem Vertrage, der das Einvernehmen zwischen Priestertum und Königtum wiederherstellen soll, das Vorgehen von jeder Seite her rein und aufrichtig sei. Zu diesem Zwecke möchte es nützlich sein, daß wir mit Dir, mit der Kaiserin Agnes, der Herzogin Beatrix, dem Bischofe Raynald von Como und anderen gottesfürchtigen Personen eine Zusammenkunft hätten. Sowie der Körper zwei Augen hat, die ihm das materielle Licht vermitteln, so soll der Körper der Kirche vermittelst der Verbindung der zwei Mächte, der kirchlichen und der weltlichen, das geistige Licht erhalten. Dies muß eingehender besprochen

werden. Wann Du unsere Absichten kennen gelernt und durchdrungen haben wirst, bin ich überzeugt, daß sie Dir auch als vollauf gerechte erscheinen werden. Fändest Du etwas dazu hinzuzufügen oder davon hinwegzunehmen, so sind wir bereit, unter dem Beistande Gottes Deine Ratschläge zu benützen. Wir rufen deshalb Deine Klugheit und Deinen Eifer an, daß Du bald eine Pilgerfahrt ad limina machen möchtest, bei welcher Gelegenheit wir uns dann besprechen könnten."

Unter demselben Datum hatte Gregor an den eben genannten Bischof Raynald geschrieben:

„Du weißt es ebensogut wie die Kaiserin Agnes, welches unsere Gesinnungen sind gegenüber dem Könige Heinrich und welche Wünsche wir für sein Wohl haben. Mehr als jemand auf Erden wollte ich ihn sehen im Besitze von Macht und Reichtum; aber mein lebhaftester Wunsch geht dahin, daß er auch das Beispiel der Tugend und eines geregelten Lebens gebe. Wenn die Reinheit der Sitten, der Anstand im öffentlichen Leben und die mit Eifer praktisch geübte Religion schon bei einem Privatmanne zur Ehre und zum Ruhme der Kirche gereichen; welche Kraft würde ein solches Beispiel nicht haben, wenn es vom Oberhaupte der Laien ausginge, der da jetzt bereits König ist und, so Gott will, dereinst römischer Kaiser sein wird! Meine teuerste Hoffnung ist es, davon ist Gott Zeuge, daß ich ihn einmal die Religion lieben, sich zu den wirklich Guten hinneigen, die Ehre der Kirche aufrecht halten und vergrößern sehen werde. Damit diese meine Hoffnung sich verwirkliche, müssen zuvörderst seine schlechten Ratgeber von ihm entfernt werden, die ihn wie ein tödliches Gift umgeben. Man sagt uns nun, daß er wirklich beginnt, sich von denselben zu trennen und sein Vertrauen guten und rechtlichen Menschen zu schenken. Was seine Versöhnung mit der römischen Kirche anbelangt, so wünschen wir zu allererst eine Besprechung mit dem Herzoge Rudolf, der Kaiserin Agnes und anderen

gottesfürchtigen Personen und haben deshalb bereits Sorge getragen. Wir enden den Brief, indem wir die Versicherung aussprechen, daß, wenn der König schon jetzt nach Italien kommen wollte, er eines herzlichen, ehrenvollen Empfanges sicher sein kann."

Diese Privatverhandlungen erzielten, wie es scheint, dank den Verwicklungen, in denen der König sich befand, einen günstigen Abschluß. Der König richtete offiziell folgenden Brief an den Papst; der jedenfalls zwischen dem 1. und 27. September 1073 in die Hände Gregors kam, wenn gemäß den oben erwähnten Daten der Briefe Gregors an Herlembald einerseits und an den Herzog Rudolf und den Bischof Raynald andererseits geurteilt werden soll.[1])

„Dem sehr wachsamen und sehr geliebten Herrn, dem Papste Gregor, den der Himmel selbst mit der Apostolischen Würde bekleidet hat, entbietet Heinrich, durch Gottes Gnade König der Römer, seine ehrfurchtsvolle Ergebenheit und treuen Gehorsam. Das Königtum und das Priestertum, die auf Erden je einen verschiedenen Vertreter haben, müssen beide in Christo leben und aufrecht stehen, wenn sie ihren rechtmäßigen Aufgaben gerecht werden wollen. Sie müssen sich deshalb gegenseitig helfen und ergänzen; und somit ist es notwendig, mein Vater und geliebter Herr, alles zu entfernen, was zwischen ihnen Grund zur Entfremdung geben und jene Liebe und Zuneigung vermindern könnte, deren unzerreißbares Band die Einheit in Christo ist. So nur kann aufrecht gehalten werden der Friede und die Einigkeit im Staate, die Ehre und der Vorteil der Religion und der Kirche. Seit einiger Zeit bereits mit Gottes Gnade zur Führung des königlichen Amtes berufen, habe ich nur zu oft vergessen, was für Achtung ich dem Priestertum schuldig bin; ich habe seine Rechte mir angemaßt und die ihm geschuldete Ehre nicht eingehalten. Das Schwert, welches Gott

[1]) Epist. Henri. ad Greg. VII. Regist. lib. I. ep. 29.

den Königen zur Verteidigung der Ordnung anvertraut hat, haben wir nicht gegen die wahrhaft und allein Schuldigen gezogen. Heute aber, sichtbar getroffen von der göttlichen Barmherzigkeit und in uns selber eingekehrt, haben wir uns entschlossen, von freien Stücken unsere Fehler einzugestehen und sie vor Euerer väterlichen Nachsicht anzuklagen; und wir hoffen im Herrn, daß Euere Verzeihung ein Pfand sein wird für die Rechtfertigung vor Gott. Ach! wie sind wir schuldig und unglücklich! Sei es daß eine von Schmeichlern umlagerte Jugend uns fortgerissen, sei es daß das Bewußtsein absoluter und uneingeschränkter Macht uns berauscht hat, sei es daß wir verführt worden sind und den Stimmen trügerischer Ratgeber zu sehr unser Ohr geliehen; — wir haben gesündigt vor dem Himmel und vor Dir und sind nicht mehr wert, Euer Kind genannt zu werden. Nicht nur haben wir Kirchengut uns zugeeignet; wir haben auch die Kirchen selber (die Pfründen) verraten und verkauft an irgend beliebige Menschen: an Unwürdige, an Simonisten, an Eindringlinge, da wir doch im Gegenteil diese selben Kirchen hätten verteidigen und beschützen müssen.

Und nun würde es uns ohne die wirksame Beihilfe Euerer Autorität unmöglich sein, ein Heilmittel für diese Unordnungen zu finden. Deshalb flehen wir zu Euch, uns zu raten und zu helfen; und wir erklären uns bereit, Eueren Befehlen pünktlich zu gehorchen. Gebrauchet zu allererst gegenüber der Kirche von Mailand, die unser Fehler in Irrtum und Spaltung gestürzt hat, Euere Apostolische Vollmacht, damit da wieder Ordnung und Zucht hergestellt werde; und dann stellt die Ordnung her in den anderen Kirchen. Was Ihr für gut findet, werden wir treulich ausführen und bitten unsererseits Euere väterliche Milde, uns in allen Schwierigkeiten (in omnibus) beizustehen. Dieser Brief wird schnell an Euch gelangen; treue Freunde sind damit betraut; sie werden mündlich noch alle betreffenden Einzelheiten geben."

An der Echtheit des Schreibens kann gar nicht gezweifelt werden. Die oben citierten Stellen aus den Briefen Gregors sind entscheidend und beweisen zugleich, daß die mündlichen Versicherungen den brieflich gegebenen entsprochen haben. Jedenfalls hatten sich Rudolf von Schwaben, die Kaiserin-Mutter und Bischof Raynald für Heinrich verwendet, daß die Sache ohne öffentlichen Eklat abgemacht werde; und Heinrich hatte versprochen, um Verzeihung nachzusuchen und sich zu bessern. Die ausdrückliche Erwähnung der Mailänder Kirche ist auch offenbar der Grund, warum Gregor die Nachricht von diesem Schreiben sogleich nach Mailand an Herlembald gelangen ließ.

Übrigens hatten sich gerade im Herbste 1073 die Dinge in Deutschland gegen Heinrich so zugespitzt, daß bei dem Charakter des Königs ein solcher Brief durchaus natürlich erscheint; mag es auch eine andere Frage sein, ob die darin geführte Sprache eine aufrichtige war.

Neununddreißigstes Kapitel.

Entwicklung der Dinge in Deutschland.

Der Leser erinnert sich, wie im Sommer der König vor dem Anmarsche des Heerbannes der Sachsen aus der Harzburg geflohen war. In der Abtei Hersfeld fand er eine Zufluchtsstätte. Der Abt von Hersfeld vermittelte bei den Fürsten der Sachsen zuvörderst dahin, daß sie der Königin Bertha, welche in einer Burg des Herzogtums Sachsen belagert wurde, die Freiheit schenkten und sie zu ihrem Gemahle ziehen ließen.

Von Hersfeld zog Heinrich nach Worms und gedachte da eine Armee zusammenzuziehen. Aber sein Schatz war leer. Der Handel mit Pfründen ergab nichts mehr, seit man den Sturz des Königs voraussah. Er berief die großen Va-

fallen zur Heeresfolge. Sie kamen zwar, aber ohne Heereszuzug, und erklärten dem jungen Könige einstimmig, sie würden in diesem offenbar ungerechten Kriege ihm nicht beistehen.

„Diese Antwort," erzählt Lambert von Hersfeld, „schlug ihn vollständig nieder; er sah seine Rachepläne gegen die Sachsen vereitelt. Inzwischen fuhren die letzteren fort, die festen Burgen Heinrichs in Sachsen zu belagern und mußten bald alle insgesamt in ihrem Besitze haben. Da er nun ohne alle Hilfsmittel war und selbst die Lebensmittel nur gegen bares Geld geliefert wurden, bat er die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Hanno von Köln, sie möchten mit ihrer Autorität dazwischen treten, um eine friedliche Zusammenkunft mit den sächsischen Fürsten zu veranlassen. Dieselbe fand statt zu Corbey am 24. August 1073. Ausgenommen den ehrwürdigen Hanno, dessen Person sein Alter von allen politischen Wirren fernhielt und der deshalb nur Stellvertreter schickte, kamen alle deutschen Fürsten unter dem Vorsitze Siegfrieds zusammen. Dieser that alles, um die Sachsen zu beruhigen, die jedoch den Streit auf ein anderes Feld übertrugen. Sie waren damit nicht zufrieden auseinanderzusetzen, welch' schreiende Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der König im Sachsenlande verübt; sie erklärten, beweisen zu wollen, daß Heinrich dem geltenden Rechte zufolge die königliche Würde verwirkt habe und nicht mehr zu den christlichen Königen zählen könne. Sie berichteten die von Heinrich an seinen intimsten Vertrauten verübten Morde; die schändliche Behandlung, welche die Königin Bertha von ihm erfahren; seine Attentate gegen die eigene Schwester, die Äbtissin von Quedlinburg, und gegen andere Personen seiner Verwandtschaft. G e r i c h t e t n a c h d e n K i r c h e n g e s e t z e n; so sprachen sie, w ü r d e n d i e s e M i s s e t h a t e n f ü r i h n d e n V e r l u s t a l l e r C i v i l - u n d M i l i t ä r r e c h t e z u r F o l g e h a b e n; er m ü ß t e a u f j e d e E h e v e r z i c h t e n, e r d ü r f t e n i c h t m e h r d a s S c h w e r t e i n e s R i t t e r s t r a g e n; der Ausschluß

aus der Kirchengemeinschaft müßte ihn aller gesellschaftlichen Beziehungen berauben und natürlich müßte er noch weit mehr und von vornherein die Königskrone niederlegen.

Man möge hier festhalten, daß es sich um das damals geltende Recht handelte; daß die Sachsen sich auf dieses Recht beriefen, wie wir uns heute auf den code Napoléon oder ein ähnliches geltendes Gesetzbuch berufen würden. Der König hatte auf dieses (christliche) Gesetz seinen Eid abgelegt. Die Revolution von oben oder von unten, der Staatsstreich oder die Empörung, würden auf solche Anklagen heute antworten. Damals aber stand an der Spitze des christlichen Rechts der geborene Schützer desselben: der Apostolische Stuhl.

Die Fürsten verkannten die für Heinrich erschreckende Schlußfolge der Sachsen nicht. „Es ward endlich," fährt der Annalist fort, „übereingekommen, daß eine kirchliche und Fürstenversammlung zugleich berufen werden sollte und zwar für den 20. Oktober nach Gerstungen an der Grenze von Hessen und Thüringen. Dort sollte die Sache juristisch geprüft werden. Der König müsse in Person erscheinen und sich verteidigen. Zwölf Geiseln wurden als Pfand des treuen Einhaltens dieser Vereinbarung von beiden Seiten ausgetauscht."

In diese Zeit also, vom 24. August bis zum 20. Oktober fällt jener Versuch Heinrichs, den Apostolischen Stuhl, d. h. Zeit zu gewinnen. Es muß wohl hervorgehoben werden, wie der König am Schlusse seines Briefes sagt: „Der Papst möge ihm dann seinerseits in omnibus, in allem helfen." Den Beweis des Gegenteils dessen, was die Sachsen behaupteten, konnte der König nicht erbringen. Dann mußte er aber verurteilt d. h. abgesetzt werden. Nur ein Eingreifen des obersten Richters konnte ihm nützlich sein.

Wie griff nun Gregor zu Gunsten Heinrichs ein? Hugo von Flavigny erzählt folgendes, was gerade zu dieser Zeit

paßt:[1]) „Schon als Archidiakon hatte Hildebrand dem jungen Könige aufrichtige Zuneigung bewiesen und ihn oft ermahnt mündlich und schriftlich, er möge von seinen Ausschweifungen ablassen und so der Kaiserkrone sich würdig machen. Auf den Apostolischen Thron erhoben, verdoppelte Gregor seine ernsten und gutgemeinten Vorstellungen, ohne daß jemals etwas anderes als gute Worte die Frucht waren. Da gebot Gregor dem Könige, er möge seine vertrauten Ratgeber nach Rom senden, damit sie dort gemäß den Kirchengesetzen gerichtet würden und in angemessener Weise Buße thäten. Jene, schrieb der Papst, welche Reue zeigen, werden zur Buße zugelassen, die anderen von der Kirchengemeinschaft getrennt werden, so daß Du ihrem verkehrten Einflusse entzogen sein wirst, da Du mit namentlich Exkommunizierten nicht unter einem Dache weilen, nicht an einer Tafel sitzen und sie nicht zu Vertrauten haben darfst. (Da hat der Leser noch nach einer anderen Seite hin vor sich die „Verhandlungen", von denen Gregor in seinem Briefe an Rudolf von Schwaben und an den Bischof Raynald spricht; der Brief Heinrichs hatte eine Vorgeschichte und war ein offizielles Aktenstück, das offenbare Ergebnis all dieser Verhandlungen.) In der Zwischenzeit nun ward Heinrich von allen verlassen und war auf dem Punkte, abgesetzt zu werden. Da sandte er dem Papste ein eben so demütiges wie flehentliches Schreiben, in welchem er seine Reue ausdrückte für alles Vergangene, Besserung des Lebens für die Zukunft versprach und gelobte, in allem dem Papste zu gehorchen und ihm zu helfen, daß er die Rebellen unterwerfe (in der Romagna, Apulien ꝛc. vergl. oben). Nach dem Empfange dieses Schreibens sandte Gregor den Kardinal Girald von Ostia und den Bischof Humbert von Preneste als Lega-

[1]) Hugo Flaviniac. Chronic. lib. II.

ten nach Deutschland; und Heinrich legte auf die Stola der Legaten den formellen Eid ab, daß er alles halten wollte, was er dem Papste versprochen."

Vierzigstes Kapitel.

Der Tag von Gerstungen.

So vorbereitet wartete Heinrich in Würzburg den Ausgang des Tages von Gerstungen ab. „Er selbst wollte nicht nach Gerstungen kommen, um nicht durch seinen Anblick das Volk zu reizen. Hanno von Köln, Rudolf von Schwaben, Siegfried von Mainz, die Bischöfe von Metz und Bamberg, Berthold von Kärnten waren mit dem Vorsitze der Versammlung und der Leitung der Debatten beauftragt. Sie sollten soviel wie möglich die Interessen Heinrichs wahrnehmen," schreibt Lambert von Hersfeld. Daß Hanno und Rudolf an erster Stelle mit der wohlwollenden Vertretung des Königs beauftragt sind, darin zeigt sich nach den oben angeführten Stellen bereits die Frucht des vom Könige an den Papst gerichteten Schreibens.

„Die sächsischen Fürsten," fährt der Annalist fort, „ergriffen zuerst das Wort. Sie baten die Boten des Königs, sie möchten aufmerksam die Sache prüfen, unparteilich sein in ihren Urteilen und nicht so sehr darauf sehen, ob ein Präcedenzfall in der Geschichte vorhanden sei, sondern ob die Wahrheit den Anschuldigungen entspreche. Jeder von den Fürsten Sachsens setzte dann die Ungerechtigkeiten aller Art auseinander, die sich Heinrich sowohl gegen einzelne als gegen die ganze Nation hatte zu schulden kommen lassen. Sie klärten die unerhörten Missethaten auf, mit denen er die königliche Würde befleckt hatte. Die Bischöfe und Herzöge waren ganz erstaunt beim Anhören so vieler schrecklicher Thaten (man bedenke, daß die Versammlung und zumal die Vor=

sitzenden eher für den König gestimmt waren wie gegen ihn; was der Annalist oben insbesondere hervorgehoben hat); die Ohren tönten ihnen, wie der Prophet sagt. Niemand dachte mehr daran, jene Krieger schuldig zu finden, welche die Waffen ergriffen hatten für die Verteidigung ihrer Freiheit, für die Ehre ihrer Frauen, für das Leben ihrer Kinder; eher waren sie geneigt, die Sachsen der Feigheit zu beschuldigen, weil sie solch unerträgliche Schändlichkeiten so lange hätten über sich ergehen lassen. Drei Tage dauerten die Verhandlungen. Nachdem alles genau geprüft war, erklärten alle einstimmig, der König sei der Krone unwürdig und man müßte zur Wahl eines Nachfolgers schreiten. In diesem Augenblicke wäre ganz unzweifelhaft und ohne Bedenken der Herzog Rudolf von Schwaben zum Könige ausgerufen worden; aber derselbe weigerte sich mit aller Entschiedenheit, die Krone anzunehmen. Niemals, sagte er, werde ich die Ehre annehmen, die man mir erweisen will, wenn ich nicht zuerst von meinem Eide der Treue gegen Heinrich entbunden und in einer dazu eigens berufenen Versammlung aller deutschen Fürsten gewählt werde."

Daraus kann bereits geschlossen werden, wo der Schwerpunkt aller Schwierigkeiten lag: im Eide der Treue nämlich. Von dem aber konnte nur der Papst entbinden und somit konnte mittelbar nur er einen König absetzen. „Da also die Zustimmung Rudolfs nicht erlangt werden konnte," so immer der Annalist, „schworen die Fürsten, über das Vorgefallene und über ihren eigenen Beschluß ein absolutes Schweigen zu beobachten und die endgültige Entscheidung auf eine andere Versammlung zu verschieben. Einstweilen veröffentlichten sie nachstehenden Spruch: Die Sachsen bitten den König wegen ihrer Empörung um Verzeihung; der König leistet einen Eid, daß er alles und jedes den Sachsen angethane Unrecht gut machen und alle jene nun in Frieden

lassen wird, welche er durch seine Ungerechtigkeiten zur Empörung getrieben."

Die eigentliche Schlußentscheidung also stand beim Papste.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Waffenstillstand und der Tag von Goslar.

Heinrich erhielt zu Würzburg die offizielle Nachricht von den Beschlüssen der Gerstunger Versammlung. Spione hatten ihm schon hinterbracht, was auf derselben vorgegangen war. „Zu glücklich darüber," schreibt Lambert von Hersfeld, „daß er einen Aufschub erhalten, unterschrieb er alles und leistete den geforderten Eid."

Indessen hatte Heinrich schlau den Gegensatz benützt, der zwischen den größeren Städten einerseits und den Fürsten und Baronen andererseits bestand, zu deren Besitztum sie gehörten. Er suchte, da er auf die Fürsten sich nicht mehr verlassen konnte, einen Stützpunkt in den Städten und in deren Bevölkerung. Es gelang ihm dies teilweise. Als er von Regensburg nach Worms kam, zog ihm die Bürgerschaft in großem militärischen Pompe entgegen und erklärte: Die Stadt sei bereit, von ganzem Herzen die Sache des Königs zu verteidigen; sie wolle mit ihrem Gelde für alle Kosten des Krieges einstehen und das Leben ihrer Bewohner seinem Dienste weihen. Der König zog Vorteil von dieser günstigen Wendung, vermehrte die Befestigungen der Stadt und machte ihre Citadelle uneinnehmbar. Andere Städte bereiteten sich vor, dem Beispiele Worms' zu folgen.

Die Fürsten erschraken über dieses entschiedene Eintreten der Städte zu Gunsten des Königs. Auf die Versammlung, welche sie für Weihnachten nach Mainz berufen hatten und wo sie den geheimgehaltenen Beschluß von Gerstungen aus=

führen wollten, kamen nur wenige; der größte Teil hielt es für klug, wegzubleiben.

Heinrich benützte die Gelegenheit und lud die in Mainz versammelten Fürsten zu einer Besprechung nach Oppenheim ein; wo er vor ihnen auf die Kniee sank und nochmals mit den heiligsten Ausdrücken Besserung gelobte. Die Fürsten erwiderten, seine Eide hätten wenig Bedeutung, da erst neulich, nachdem er in Würzburg alles Gewollte unterschrieben und beschworen, er ihnen selber nach dem Leben getrachtet und einen Hinterhalt vorbereitet habe; nur die noch zuletzt ausgesprochene Weigerung eines Verschworenen, mitzuwirken, habe die Absicht vereitelt. Heinrich leugnete alles und versprach, in Zukunft ein gerechter und guter König zu sein.

Inzwischen kam ein Brief von Gregor an, datiert vom 20. Dezember und gerichtet an den Erzbischof Wozelo von Magdeburg und die vornehmsten sächsischen Fürsten: „Unter allen Ängsten," heißt es darin, „die meine Seele umringen; in dem ungeheuren Schiffbruch, welcher der Kirche und der Welt droht, bereitet mir doch ohne Zweifel am meisten Schmerz der Streit, welcher zwischen euch und dem Könige Heinrich, euerem Herrn, entbrannt ist. Der mit so großer Wut geführte Kampf hat schon viele Opfer verlangt und zahlreiche Verbrechen veranlaßt: Massenmorde, Verheerung der Provinzen, Verbrennung der Kirchen, das allgemeine Verderben eueres unglücklichen Vaterlandes. Wir haben aus diesem Grunde kraft der Autorität der Apostelfürsten Petrus und Paulus zum Könige Legaten gesandt mit dem Befehle, daß er alle Feindseligkeiten einstellen solle, bis unsere Legaten die Beweggründe für ein so trauriges und verderbliches Beginnen ernstlich geprüft haben und wollen mit Gottes Hilfe jedes Mittel ergreifen, um den Frieden wieder herzustellen. Wir bitten euch deshalb unsererseits in demselben Sinne und beschwören euch, daß ihr den Waffenstillstand beobachten wollet und daß ihr nichts thuet, was unsere friedlichen Bestrebungen hindern

könnte. Ihr wißt es, eine Lüge in unserem Munde würde ein Sakrilegium sein; ein Verrat an der Gerechtigkeit wäre der Schiffbruch unserer Seele. Zweifelt deshalb nicht im mindesten an unserer völligen Unparteilichkeit. Wir werden nach reiflichster ernster Prüfung unser Urteil nach den Regeln der Gerechtigkeit fällen. Jene, welche wir als Opfer der Unterdrückung und ungerechter Gewaltthätigkeiten anerkennen werden, sollen versichert sein, daß die Apostolische Autorität nicht schlafen wird."

Wir sehen, wie, weit davon entfernt, daß in Gregor irgend ein Haß gegen Heinrich sich bemerklich gemacht hätte, vielmehr er sich gegen den Vorwurf wehren mußte, er ergreife von vornherein Partei für den König.

Was aber that der König? Trotz aller geleisteten Eide brach er mit einer gutgeschulten wenn auch kleinen Armee, die ihm die Stadt Worms geliefert hatte, auf, um unversehens die Sachsen zu überfallen, welche im Vertrauen auf den von Gregor stipulierten Waffenstillstand sich zerstreut hatten.

„Er zog übrigens den Tod in ungleichem Kampfe," fügt der Annalist hinzu, „dem Verluste des Thrones vor, der ihm drohte." So sicher war es für Heinrich, daß, wenn das Recht nur gehört würde, er vor jedem, auch vor dem wohlwollendsten Tribunale verurteilt werden mußte. Am 27. Januar 1074 kam der königliche Heerhaufen unter den Mauern der Abtei Hersfeld an. „Die Kälte war groß," sagt Lambert, „alle Bäche, selbst die großen Flüsse waren gefroren und bildeten nur eine einzige Eismasse. Da die Mehlvorräte erschöpft waren und man sich der Mühlen nicht bedienen konnte, um Getreide zu mahlen, so herrschte auf dem Lande Hungersnot. Die Soldaten Heinrichs verwüsteten unter dem Vorwande, nach Nahrung zu suchen, die ganze Umgegend, sengten, brannten und plünderten, daß den unglücklichen Bewohnern nichts übrig blieb als ihr nacktes Leben; sie weinten auf den Brandstätten ihrer Häuser. Der König wagte nichts zu thun, um seine Truppen zu zügeln.

Die Besitzungen der Abteien Hersfeld und Fulda waren derart zugerichtet, daß infolge der entstandenen Hungersnot die Mönche ihre Klöster verlassen wollten, um nicht zu verhungern."

Indessen hatten sich die Sachsen gesammelt. Ein Heer von vierzigtausend Mann kam bis an die Grenzen von Hessen und Thüringen. Leicht hätten sie die zuchtlos gewordenen Scharen des Königs überwältigen können, zumal die Flüsse dem Marsche keine Schwierigkeiten boten; aber sie wollten wegen des Waffenstillstandes nicht den Namen haben, die Angreifer gewesen zu sein.

Der König fing an, sein thörichtes Unternehmen zu beklagen. Er sandte den Abt von Hersfeld zu den Sachsen und bat um Unterhandlungen. Die Sachsen erwiderten: Wir ziehen den Frieden dem Kriege vor; wir sind unter Waffen, gezwungen durch einen ebenso ungerechten als verderbendrohenden Angriff; daß man uns nicht weiter belästige und wir stecken das Schwert gern in die Scheide. Die Freude im Lager des Königs war groß bei dieser Nachricht. Vier Bischöfe sandte der letztere, um die Bedingungen eines definitiven Friedens von den Sachsen zu hören. „Wir verlangen nichts weiter, als was wir immer verlangt haben," sprachen die Sachsen. „Der König soll die Zwingburgen, die er in Thüringen und Sachsen gebaut, sogleich zerstören; er soll die mit Unrecht eingezogenen Güter zurückgeben und den Herzog Otto wieder in sein Herzogtum Bayern einsetzen; er darf die einzelnen deutschen Fürsten wegen der letzten Ereignisse nicht verfolgen; er soll aufhören, ein weichliches Leben zu führen und seine Provinzen der Reihe nach besuchen, damit von neuem Recht und Gerechtigkeit da blühe, die Kirchen und Klöster wieder aufgebaut werden, die Unterdrückung der Witwen und Waisen aufhöre."

Als der König diese Bedingungen hörte, geriet er in großen Zorn. „Wer von euch," rief er aus, „wagt es, mir die Annahme solcher Bedingungen zu raten?" (die er selbst

nämlich schon zwei= oder dreimal feierlich beschworen hatte). Er gab Befehl, den nächsten Morgen solle die Schlacht sein. Aber den nächsten Morgen erschien kein Soldat unter Waffen; und zudem kam die Nachricht, von seiten der Sachsen sei, da sie nun verzweifelten, vom Könige ihr Recht zu erhalten, die Krone dem Herzog Otto, ihrem Feldherrn, angeboten worden. Heinrich raste, wollte neue Verhandlungen beginnen; aber seine vertrautesten Ratgeber rieten ihm, nur ruhig die gestellten Bedingungen zu unterschreiben. Er mußte nachgeben. Der König leistete den Eid auf die Evangelien und die heiligen Reliquien; fünfzehn Bischöfe und alle Führer seiner Armee verbürgten sich und schwuren, zu den Sachsen überzugehen, wenn der König eines seiner Versprechen nicht halte.

Die Sachsen glaubten am Ziele zu sein. Jubel erfüllte das ganze Land. Von allen Seiten gelangten an Heinrich unzweideutige Beweise der Ergebenheit und der Treue; nur weil er versprochen hatte, von nun an wie ein christlicher Fürst zu regieren. Heinrich ließ sich trotzdem nicht rühren. Noch gab er den Friedenskuß den sächsischen Fürsten; noch unterzeichnete er die Diplome der alten Privilegien; — als er bereits den Vertrag von Hersfeld bereute und nach Mitteln suchte, um seine Ausführung zu vereiteln.

Kaum sah er sich wieder inmitten seiner Offiziere, frei von den Sachsen, so erklärte er, die berührten Angelegenheiten könnten nur auf einer Versammlung beraten und entschieden werden, an welcher alle deutschen Fürsten teilnähmen. Er schrieb eine solche nach Goslar aus für den 10. März. Aber niemand kam: selbst seine treuen Heerführer nicht, denn sie hatten zu Hersfeld geschworen, zu den Sachsen überzugehen, wenn der König nicht alle seine Versprechen halte. Die Sachsen allein kamen; aber diese dafür in unendlich großer Zahl (infinita multitudine).

Die Versammlung wurde eröffnet. Der König ließ vorschlagen, jenen Artikel fallen zu lassen, welcher die Zerstörung

der Zwingburgen anordne. Die Wirkung dieses Vorschlages war furchtbar. Die ganze Armee der Thüringer und Sachsen stürzte in den Palast und schrie, Heinrich sei nicht mehr König; es müßte nun ein anderer gewählt werden. Der König mußte nicht nur nachgeben, sondern sogleich die Zerstörung der Zwingburgen offiziell anbefehlen. Man ging überall ans Werk; freudenberauscht legte das Volk an alle diese Herde der Tyrannei Feuer an. Heinrich soll beim Verlassen des Palastes zu Goslar gesagt haben: „Dies Volk soll mich nur an der Spitze einer Armee wiedersehen; es wird so viele Beleidigungen teuer bezahlen."

Nichts als die inneren Mauern blieben von der Harzburg bestehen; es heißt auf Grund eines Verrates. Sie wurden der Anlaß zum neuen furchtbaren Ausbruche eines wahren Vernichtungskrieges.

Wir sehen aber jetzt, wie der Papst ganz wohl am 13. März 1074 im Konzil vom Lateran daran denken konnte, persönlich nach dem Orient zu reisen und dem Könige Heinrich den Schutz der römischen Kirche zu übergeben. Denn es war eben nach Rom die Nachricht gekommen von dem Vertrage zu Hersfeld, der ja selbst in Sachsen, wo man so oft schon die Eidbrüchigkeit des Königs erprobt hatte, Anlaß zu großer Hoffnung auf endgültige Sinnesänderung Heinrich' IV. gab und gewaltigen Jubel im ganzen Sachsenlande hervorbrachte.

Gregor sollte bald ebensogut wie die Sachsen von seinen Hoffnungen auf Heinrich zurückkommen. Vorderhand nahm er auf den König viele Rücksicht. Er veröffentlichte auf diesem Konzil noch nicht das Dekret über die Investitur.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die Reformdekrete des Laterankonzils.

Die Akten aller von Gregor VII. gehaltenen römischen Konzilien sind verloren. Die Gegner des Papstes, als sie später unter Guibert und Heinrich IV. Meister der Stadt Rom wurden, vernichteten diese lebendigen Zeugen ihrer Ungerechtigkeiten. Zum Glücke aber können wir uns mit Hilfe der ausgebreiteten Korrespondenz Gregors ein Bild von den konziliarischen Dekreten entwerfen.

Der Papst schreibt betreffs dieses ersten Konzils an den Bischof von Konstanz: „Deine Vertreter waren gezwungen Rom eher zu verlassen, als wir ihnen eine Abschrift der Konzilsakten mitgeben konnten. Wir übersenden Dir hiermit die vier Hauptdekrete, welche alle Teilnehmer am Konzil einstimmig gutgeheißen und die der Lehre der Väter durchaus entsprechend sind.

I. Wer eine kirchliche Rangstufe, Weihe oder Pfründe durch Simonie, d. h. auf Grund irgend eines bezahlten und versprochenen Preises erlangt hat, darf am Altare nicht dienen und überhaupt keinen Kirchendienst ausüben.

II. Wer eine Pfründe um Geld erwirkt, darf nicht in deren Nutznießung eintreten; es ist allen Personen untersagt, ein Bistum, eine Abtei oder ein ähnliches Kirchenamt zu kaufen oder zu verkaufen.

III. Allen verheirateten Klerikern ist der Dienst am Altare verboten: derartige Priester dürfen keine heilige Messe feiern, Diakonen und Subdiakonen ihre Funktionen dabei nicht ausüben.

IV. Wir haben sodann, falls die Kleriker sich dieser Bestimmung nicht unterwerfen, ganz entsprechend den canones der Väter, untersagt, daß die Laien irgend einen Kirchendienst von denselben verlangen und den von ihnen

gefeierten Offizien beiwohnen. Dadurch sollen diese unglücklichen Männer, wenn die Achtung vor ihrer eigenen heiligen Würde sie nicht zurückhält, durch die Furcht vor den Menschen veranlaßt werden, ihre Irrwege zu verlassen."

Der Leser wird sich überzeugen, wenn er diese Bestimmungen mit denen der Konzilien unter Leo IX., Viktor II., Nikolaus II. und Alexander II. vergleicht, daß sie durchaus und beinahe wörtlich, die letzte (IV.) mit eingeschlossen, miteinander übereinstimmen. Gregor hat nichts Neues geschaffen. Neu war höchstens nur der von niemand bezweifelte feste Wille Gregors, dieselben in der ganzen Christenheit zur Anerkennung zu bringen, wie der Chronist Berthold von Konstanz eigens hervorhebt.

Dies geht übrigens auch hervor aus einem Briefe des Papstes an die „gesamten Kleriker und Laien Deutschlands":

„Wir haben gehört, daß mehrere unter eueren Bischöfen ausdrücklich die Verheiratung der Geistlichen erlauben oder wenigstens gegen diese Unordnung nichts thun. Da sich diese Bischöfe also offenbar in Gegensatz stellen gegen den Apostolischen Stuhl und gegen die Regeln der Väter, so verbieten wir euch, ihre Autorität anzuerkennen und ihnen zu gehorchen. Die heilige Schrift erachtet in der That jene, die das Übel begünstigen, denjenigen gleich, die es thun. Alle euere Erzbischöfe und Bischöfe wissen es und keiner der Gläubigen darf darüber in Unkenntnis bleiben, daß die heiligen canones den Dienst am Altare ebenso den verheirateten Klerikern untersagen wie den simonistischen. Wir wenden uns deshalb an alle treuen Kinder der Kirche und bitten sie; wir befehlen es ihnen vielmehr kraft der Apostolischen Autorität, daß sie, mögen die schuldigen oder nachlässigen Bischöfe sagen, was sie wollen, den Dienst aller jener Geistlichen zurückweisen, von denen sie wissen, daß sie durch Simonie ihr Amt oder ihre Weihe erlangt haben oder daß sie im Schmutze der Unenthaltsamkeit sich wälzen."

Der Papst schuf mit diesem seinem Schreiben Heinrich, dem deutschen Könige, einen nun ganz entschiedenen, offen ausgesprochenen Bundesgenossen: den Geiz und die Unzucht. Es konnte nach solchen Worten nicht mehr zweifelhaft sein, wessen sich die Bischöfe und Priester, die mit dem Laster nicht brechen wollten, seitens Gregor VII. zu versehen hatten. Der König benützte zu seiner ewigen Schande mit Eifer diesen Bundesgenossen und gelangte kraft desselben einige Zeit zum Siege.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die Lage des Papstes.

Die Lage Gregors VII. zur Zeit des Konzils von Rom war eine trübe. In Frankreich existierte eine Anzahl Bischöfe und Äbte, welche dem heiligen Stuhle offenen Ungehorsam entgegenbrachten und darin insgeheim von König Philipp unterstützt wurden. An den Erzbischof von Rheims, Manasses, schrieb Gregor: „Die römische Kirche hat immer Dir gegenüber Barmherzigkeit geübt. Wir selbst haben zur Zeit, da Du zum Erzbischof von Rheims gewählt worden warst, für Dich gearbeitet, daß der Apostolische Stuhl Deine Wahl bestätige. Um so peinlicher ist es deshalb für uns und um so tiefer fühlen wir die Last unserer Verantwortlichkeit, wenn wir immer wieder von den Ausschreitungen hören, mit denen Du die Achtung vor Deiner eigenen Würde hintenansetzest."

Den Suffraganbischöfen der Erzdiöcese Auch mußte er ebenfalls die Versäumnis ihrer Pflichten zum Vorwurfe machen: „Der Legat der heiligen römischen Kirche, unser Bruder und Mitbischof Girald von Ostia hatte bei seiner Reise durch Frankreich euch angehalten, eueren Pflichten gegen den rechtmäßigen Erzbischof nachzukommen. Ihr habt den

Vorhalt des Legaten nicht im mindesten beachtet und Erzbischof Wilhelm ist selbst gekommen, um sich über euere Unbotmäßigkeit zu beklagen. Wir wollen für jetzt noch Nachsicht üben; aber wir befehlen euch kraft unserer Apostolischen Autorität, nun den Weg der Pflicht und des Gehorsams zu betreten. Habt ihr gegen eueren Erzbischof Klage zu erheben, so kommt hierher, setzt sie in unserer Gegenwart auseinander und wir werden mit der größten Unparteilichkeit entscheiden."

Ähnlich mußte der Papst gegen den Abt Arnald im Erzbistum Auch vorgehen. Daß hinter allen diesen Schwierigkeiten Philipp steckte, geht aus einem Briefe an den simonistischen Bischof von Chalons-sur-Marne hervor: „Philipp, der König von Frankreich, verwendet sich lebhaft für Dich. Er bittet uns, sei es schriftlich sei es durch Gesandte, Dich von den kirchlichen Censuren loszusprechen, denen Du verfallen bist. Aber wir müßten in diesem Falle die Regeln der Gerechtigkeit verletzen, da Du, anstatt unsere Nachsicht zu verdienen, Dich neuer Ausschreitungen schuldig gemacht hast. Wir wollen jedoch thun, was in unserer Macht steht. Wir geben Dir Zeit bis zu Allerheiligen, nach Rom vor unseren Richterstuhl zu kommen. Erscheinst Du in dieser Zeit nicht, so wird über Dich Absetzung und Bann ausgesprochen."

In Unteritalien hatte Robert Guiscard sich offen gegen die Rechte des Apostolischen Stuhles erhoben; jedenfalls im Einverständnisse mit Heinrich IV. Er wurde vom Konzil mit der Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft bestraft.

Jaromir, der simonistische Bischof von Prag, welcher, wie früher bereits erwähnt wurde, mit Gewalt der Diöcese Olmütz sich bemächtigt und den dasigen Bischof gefangen genommen hatte, war nach Rom geladen worden; hatte aber der Ladung keine Folge geleistet. Anstatt dessen hatte er Berufung vom heiligen Stuhle an seinen Metropoliten Siegfried von Mainz eingelegt. Der letztere schrieb dem Papste,

das definitive Urteil gehöre ihm als dem Metropoliten und nicht dem Papste. Darauf erwiderte Gregor:

„Wir würden an eine solche Verwegenheit von Deiner Seite nicht geglaubt haben, wenn nicht Dein Brief davon Zeugnis ablegte. Es scheint, daß die Ratgeber, deren Meinungen Du folgest, sehr schlecht über die Rechte des Apostolischen Stuhles unterrichtet sind oder dieselben in höchst befremdender Weise verachten. Wir ermahnen Deine Brüderlichkeit, die heiligen Kanones und die Bestimmungen der heiligen Väter einmal gründlich zu studieren, damit sie die Schwere des gemachten Fehlers begreife. Wir wollen jedoch gegen Dich keine Strenge gebrauchen; wir machen Dich nur darauf aufmerksam, solche Schritte gegen die Autorität der römischen Kirche ja nicht mehr zu wiederholen, ohne welche Du selber Deinen Rechtstitel als Metropolit nicht mehr festhalten kannst."

Von Oberitalien her kamen die traurigsten Nachrichten aus Mailand und Pavia. Hier hatten die Mönche die Bischöfe verjagt und beraubt; dort war das Umgekehrte geschehen. Es schien alles aus Rand und Band zu gehen.

Man kann sich von den inneren Stürmen des Papstes eine schwache Idee machen, wenn man das folgende Schreiben an Hugo von Clugny liest. Jener Papst, dessen Briefe gegen die Feinde der Kirche und ihre untreuen Kinder eine ungebrochene Festigkeit und Kraft darthun, zeigt sich in diesen seinen vertrauten Mitteilungen ganz anders. Da sieht man erst, mit welchem inneren Schmerze er seine Apostolische Autorität gegen die Verächter der Kirchendisciplin gebrauchte und welcher Kampf, welch' innere Beängstigung solchen Dekreten vorherging; wie ihn nur die Liebe Christi und der Eifer für das Heil der Seelen bestimmen konnte, behufs Trennung fauler Glieder vom Schwerte Petri Gebrauch zu machen, damit die Fäulnis nicht eine allgemeine werde:

„Warum beschränkst Du Dich doch darauf," so schreibt

er an seinen innigsten Freund unter dem 19. März 1074, „mir Worte des Trostes bloß zu schreiben; da Du wohl weißt, wie mein einziger Trost darin besteht, Dich in diesem Augenblicke an meiner Seite zu haben. Ich habe Dich schon damals erwartet, als ich den Legaten Girald nach Deutschland schickte. Aus dem Grunde meines Herzens, im Namen unserer innigen gegenseitigen Zuneigung bitte ich Dich, komme mich bald besuchen inmitten des Oceans von Beängstigungen, in die meine Seele versenkt ist. Allein, ganz allein und zwar noch dazu krank, und trotz der absoluten Unzulänglichkeit meiner körperlichen und geistigen Kräfte, allein trage ich in dieser Zeit der Stürme und der Wirrnisse die Last der geistigen und zeitlichen Bedürfnisse der ganzen Welt. Ich zittere und unterliege fast unter einem Gewichte von Trübsal und Leid, das niemand mir tragen hilft. Bei unserem allmächtigen Gott und Herrn beschwöre ich Dich, bete für mich und lasse Deine ganze Klostergemeinde für mich beten. Außer dem Gebete der treuen Diener der Kirche, das auf uns die göttliche Barmherzigkeit herabziehen soll, sehe ich kein Mittel, die Gefahren zu beschwören, welche der Kirche drohen."

Gute Nachrichten kamen nur aus England, von wo der „Eroberer" Gesandte an das römische Konzil geschickt hatte, um den Papst seiner Ergebenheit zu versichern; und aus Spanien, wo die Könige Sancho-Ramirez von Aragon, Alfons II. von Kastilien und Sancho IV. von Navarra eben die römische Liturgie wiederhergestellt hatten. Desto schlimmer gestalteten sich die Dinge in Deutschland. Heinrich konnte ruhig den treuen Sohn der Kirche spielen und sich den Legaten des Papstes, die Ende April 1074 nach Nürnberg kamen, unterwerfen; seine Geschäfte wurden vom deutschen Klerus, den größten Teil der Bischöfe mit eingeschlossen, bestens besorgt.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Der deutsche Klerus und die Reformdekrete.

Lambert von Hersfeld ist ein unverdächtiger Zeuge der diesbezüglichen Vorgänge in Deutschland. Er schreibt: „Man wußte in ganz Deutschland, daß das römische Konzil, entsprechend den kanonischen Regeln und der Lehre der Väter, entschieden hatte, die Priester dürften nicht verheiratet sein; jene, welche Frauen hätten, müßten diese entlassen oder abgesetzt werden; ein jeder, der zur priesterlichen Würde zugelassen werden wollte, sei verpflichtet, Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit zu geloben. Diese Entscheidungen wurden in Italien und Frankreich öffentlich verkündigt und auch in Deutschland durch besondere Reskripte eingeschärft. Sie erregten in dem Teile der Geistlichkeit, der davon betroffen wurde, eine unbeschreibliche und unerhörte Wut. Gregor VII., sagten sie, ist ein Ketzer, ein ganz ungeheuerer Narr, ein verkehrter Neuerer. Was hat er aus dem Worte Christi gemacht: Alle fassen dies nicht (den Rat, jungfräulich zu leben), sondern denen es gegeben ist. Was soll die Stelle beim Apostel: Besser ist es zu heiraten, als zu brennen? Er möchte, die Menschen sollen wie die Engel leben; der Natur möchte er Gewalt anthun und wird nichts anderes zustande bringen, als daß er die Zügellosigkeit vergrößert und Heuchler heranzieht. Wir werden den Beschlüssen keine Folge leisten und wenn es dahin kommen sollte, lieber dem Priestertume entsagen als unsere Frauen entfernen. Daß er sich, der keine Menschen haben will als Diener des Heiligtums, dann Engel anschaffe!“ Andere Gründe, wie diese Kleriker damals aussprachen, hat man noch heute nicht gegen den Cölibat gefunden.

Siegbert von Gemblours, der offenbar selbst zur simonistischen Partei hinneigt, fügt noch einen anderen Punkt

hinzu: „Das römische Konzil verbot zudem den Laien, einer Messe beizuwohnen, welche ein verheirateter Priester feierte. Das war eine Neuheit sondergleichen, welche der Lehre der Väter und der theologischen Wahrheit schnurstraks zuwiderlief. Es besteht in der That kein Zweifel darüber, daß in der Kirche Christi die Sakramente, wie die Taufe, die Firmung, das Altarssakrament, eine vom Verdienste des Spenders ganz unabhängige Wirksamkeit haben, so daß es nach dieser Seite hin ganz gleichgültig ist, wer sie spendet. Der heilige Geist ist es, der tauft und in mystischer Weise die Seele begnadet, ohne daß die Tugenden oder die Fehler dessen, der tauft, von der belebenden Wirkung etwas hinwegnehmen oder etwas hinzuthun können."

So klar diese Worte die beständige Lehre der Kirche von der unabhängigen Wirkung der Sakramente (ex opere operato) bezeugen, so wenig hat der Chronist die Unterscheidung verstanden, die zwischen einem gültig gespendeten Sakramente und einem erlaubterweise gespendeten besteht. Gregor und das Konzil hatten nicht behauptet, die Messe, welche ein verheirateter Priester lese, sei keine wahre Messe, die von ihm getauften Kinder seien nicht getauft; sondern er hatte solchen Priestern **verboten**, Messe zu lesen und Sakramente zu spenden und ebenso den Gläubigen, den so gefeierten Messen beizuwohnen und die Spendung der Kirche von diesen Priestern zu begehren.

Durch dieses Verbot hat das Konzil vielmehr offenbar vorausgesetzt, daß die Sakramente, welche verheiratete Priester spenden, an sich gültig sind; denn nur so war ein wirklicher Mißbrauch möglich. Mit dem, was an und für sich nichts ist, kann kein Mißbrauch getrieben werden.

Als neu konnte die Bestimmung auch nicht betrachtet werden; denn Leo IX. hatte bereits eine ähnliche erlassen.

„Niemals," fährt der Chronist fort, „gab es in der ganzen Kirchengeschichte ein größeres Ärgernis oder eine beklagenswertere Spaltung. Die Welt teilte sich in zwei Feldlager.

Die einen stellten sich unter die Fahne der Gerechtigkeit, die anderen unter die der Bosheit. Die einen wollten die Simonie offen aufrecht halten, die anderen verbargen sie unter eitlen Vorwänden und meinten, sie hätten ihre Pfründen nicht gekauft, sondern nur ein Geschenk gegeben; ähnlich wie nach dem Ausdrucke des Eusebius die Montanisten unter der Form freiwilliger Gaben ihre sakrilegischen Taxen verhüllten. Eine sehr kleine Zahl unterwarf sich dem Gebote der Enthaltsamkeit, um ihre Ämter beizubehalten oder aus Stolz; der größte Teil fügte zum Ärgernisse Eidbrüchigkeit und Heuchelei hinzu. Die Laien benützten diesen inneren Streit, um sich gegen die Priester aufzulehnen. Sie wollten nicht die Taufe von einem verheirateten Priester und tauften lieber selber ihre Kinder. Sie entweihten die heiligen Geheimnisse. Man sah, wie sie anstatt des Chrisma Ohrwachs anwandten. Auf dem Sterbebette weigerten sie sich, die heilige Wegzehrung aus den Händen eines verheirateten Priesters zu empfangen; auch begraben wollten sie nicht von ihnen sein; sie zogen es vor, den Zehnten zu verbrennen, als ihn zu einem solchen Priester zu tragen; es trafen sich Leute, die den Leib und das Blut des Herrn, das ein verheirateter Geistlicher konsekriert hatte, mit Füßen traten."

Die Bischöfe traten in die Fußstapfen des niederen Klerus. Sie empörten sich gegen den Apostolischen Stuhl. Die Legaten des Papstes hatten ein Konzil berufen, um nach den kanonischen Regeln gegen die simonistischen Bischöfe vorzugehen, resp. ihre Absetzung auszusprechen. Die Bischöfe weigerten sich, dem Rufe Folge zu leisten unter dem Vorwande, das Recht, ein Konzil zu berufen und in ihm den Vorsitz zu führen, habe nur der Papst persönlich; in der Abwesenheit des Papstes gebühre dieses Recht dem Erzbischofe von Mainz. Sie dachten nicht daran, wie Bonifacius selber als päpstlicher Legat in Deutschland Provinzialkonzilien gehalten habe; wie der heilige Basilius bereits im Jahre 370 an den heiligen Athanasius schrieb, er möge den Papst

Damasus bitten, Legaten in den Orient zu senden, damit diese daselbst vermittelst der Provinzialkonzilien die kirchliche Ordnung wiederherstellten.

Die Legaten mußten sich überzeugen, daß die Abhaltung eines Konzils zur Zeit in Deutschland nicht möglich sei. Sie berichteten darüber an den Papst. Dieser schrieb an Liemar von Bremen, der sich am meisten dem Zustandekommen des Konzils widersetzt hatte: „Wie! hast Du denn schon vergessen, was Du der römischen Kirche schuldig bist: die Ehren und die Wohlthaten, mit denen sie Dich überhäuft hat! Du, den wir lieben, wie ein Vater sein Kind liebt; den wir als eine Vormauer und einen Schutzwall des Hauses Israel ansahen; Du also gerade erhebst die schandvolle Fahne der Simonie und der Empörung. Unsere Legaten, die Kardinäle Humbert von Präneste und Girald von Ostia, sollten kraft unserer Apostolischen Autorität ein Konzil zusammenberufen und dessen Präsidium führen, an welchem alle Erzbischöfe und Bischöfe, Äbte und Geistliche Deutschlands teilzunehmen die Pflicht hatten. Du hast das Konzil gehindert. Die Legaten haben Dich deshalb vor unser Tribunal nach Rom geladen; Du aber bist an dem bestimmten Tage, dem Feste des heiligen Andreas, nicht gekommen. Wir laden nun selber Dich, diesesmal aber unwiderruflich, vor unseren Richterstuhl für die künftige Synode, welche in der ersten Woche der Fastenzeit 1075 stattfinden wird. Von diesem Augenblicke an bis dahin erklären wir Dich im Namen Gottes und kraft der Autorität der Apostelfürsten für suspendiert von allen bischöflichen Verrichtungen."

Die Ärgernisse wurden noch größer.

Der Papst hatte ein Nationalkonzil nicht zustande bringen können; er beschloß seinen Zweck durch Anberaumung von Provinzialkonzilien zu erreichen. Er beauftragte den Erzbischof von Mainz unter Androhung kirchlicher Strafen, ein erstes Konzil für seine Provinz zu versammeln.

Erst nach sechs Monaten that es Siegfried von Mainz; er schrieb ein Konzil nach Erfurt aus. Er forderte die Mitglieder des Konzils auf, entweder ihre Frauen zu entlassen oder dem Dienste des Altars zu entsagen. Ein wahrer Strom von Beleidigungen war die Folge. Der Erzbischof hatte Furcht und war so feige, bei seinen Untergebenen um Entschuldigung zu bitten, da er von Rom aus gezwungen worden, in dieser Weise vorzugehen. Der Tumult legte sich nicht. Die Konkubinarier verließen den Saal und berieten für sich. Einige Schreier schlugen vor, den Erzbischof vom Sitze zu reißen und zu ermorden. Das wäre ein Exempel, sagten sie, für alle nachfolgenden Zeiten; kein Nachfolger Siegfrieds würde ihre Ruhe mehr stören.

Erschrocken sandte der Erzbischof hinaus und versprach, es solle von einer endgültigen Sentenz abgesehen werden. Den nächsten Tag kamen alle wieder zur Sitzung. „Siegfried brachte nun anstatt der Dekrete gegen Simonie und Priesterehe von neuem die unglückselige Frage nach dem Zehnten in Sachsen und Thüringen, der ihm gebühre, auf die Tagesordnung, als ob die Verträge von Gerstungen und Goslar nicht existierten. Beim ersten Worte aber stürzten sich Kleriker und Laien auf den Erzbischof und hätten ihn massakriert, wenn nicht eine Abteilung Soldaten ihn gerettet haben würde.“ (Lamb. v. Hersf.)

Eine Synode von Passau zu derselben Zeit endete mit einem noch traurigeren Ergebnisse. Die Beratungen hatten zu nichts geführt. Da entschloß sich der Bischof, der heilige Altmann, am Feste des heiligen Stephan die Dekrete des römischen Konzils vom Predigtstuhle aus vor allem Volke vorzulesen und belegte die ungehorsamen Priester mit dem Kirchenbanne. „Bei diesen Worten brachen von allen Seiten Wutschreie hervor; die blutgierige Menge stürzte sich auf den Bischof und hätte ihn ohne die Dazwischenkunft einiger adeliger Herren, die mit Gefahr ihres Lebens den Bischof schützten, in Stücke zerrissen.“

Das war zum großen Teile der deutsche Klerus, wie ihn ein deutscher Chronist beschreibt. Hier liegt der Grund, wenn von einem „wilden finsteren Mittelalter" gesprochen werden kann. Rom eben brachte Licht; Rom brachte Ordnung in das wilde Chaos; die Gegner Roms stellen die Barbarei dar. So war es damals; so ist es immer gewesen. Gregor hat Deutschland gerettet, indem er die unzüchtigen Gegner einer reinen freien Kirche demütigte. Das ergiebt sich widerspruchslos aus den angeführten Thatsachen.

Heinrich hielt sich indessen vor den Augen der Welt still und ruhig. Er wußte, daß dies alles ihn zur schließlichen Erreichung seiner Absichten führen mußte. Gregor glaubte, ihn zu der guten Aufnahme seiner Legaten beglückwünschen zu müssen. Er meinte, es habe eine wirkliche Sinnesänderung stattgefunden oder es vollziehe sich eine solche nach und nach. Er schrieb an den König:[1] „Obgleich Du für die Mailänder Kirche noch nicht gethan, was Du versprochen hattest und was der dasigen Spaltung ein Ende machen könnte; so sind wir doch nach den Nachrichten, welche unsere Legaten und die Kaiserin Agnes uns überbracht haben, über einen Punkt mit freudiger Genugthuung erfüllt. Es wird uns versichert, daß Du fest entschlossen bist, die Simonie in Deinem Reiche auszurotten und all Deine Macht zu gebrauchen, damit das Verderben der Priesterehe aufhöre. So verfehle ich nie, ein so großer Sünder ich auch bin, jedesmal in der heiligen Messe Deiner zu gedenken und die göttliche Allmacht zu bitten, sie möge Dich bestärken in Deinen guten Entschließungen und noch immer bessere eingeben zum Besten der Kirche. Ich beschwöre Dich, teuerster Sohn in Christo, nimm zu Ratgebern nur solche, die nicht ihr eigenes Beste suchen, sondern das des ganzen Königreiches und das Deinige . . . Wir teilen Dir zugleich mit, daß wir den Erzbischof Siegfried ebenso wie die Bi-

[1]) Epist. 48. lib. II.

schöfe von Bamberg, Straßburg und Speier vor unseren Richterstuhl geladen haben für die nächste Fastensynode (1075). Entweder sollen sie selber kommen oder legitimierte Vertreter senden. Sollten sie jedoch unseren Ruf verachten und nicht kommen wollen, so bitten wir Dich, sie mit Deiner königlichen Macht zu zwingen und von Deiner Seite Boten mitzuschicken, die uns über die Art und Weise aufklären, wie diese Prälaten ihre Bischofssitze erlangt haben."

Gregor sollte binnen kurzem seinen Irrtum rücksichtlich der inneren Verfassung Heinrichs einsehen. Der König fand bald die Zeit für passend, die Maske abzuwerfen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Das Dekret gegen die Investitur von seiten eines Laien.

Am 24. Februar 1075 hatte Gregor sein zweites Konzil eröffnet im Beisein von Gesandten Deutschlands und Frankreichs und umgeben von einer Menge Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte 2c. Gregor sah die absolute Notwendigkeit ein, daß, sollten die schweren Unordnungen, welche Staat und Kirche durchwühlten, mit Entschiedenheit beseitigt werden, dann der weltlichen Gewalt der endgültige Einfluß auf die Ernennung für geistliche Stellen genommen werden mußte. Es mußte dem Mißbrauche ein Ende gemacht werden, den weltliche Herrscher mit dem zuerst Karl dem Großen und später anderen Fürsten zum Besten der Kirche und des Staates verliehenen Privileg der Benennung zu kirchlichen Pfründen trieben. Das mußte allen Gutdenkenden klar sein: Mit einem solchen Mißbrauche konnte die Kirche Christi nicht mehr bestehen. Die Kirche kann nicht selber an ihrer Vernichtung arbeiten. Das können wohl Völker und Nationen; aber nicht jene Gesellschaft, welcher die Verheißung immerwährender Dauer geworden. Ein

Recht anerkennen, nach welchem ein Herrscher wie z. B. Nero die Bischöfe ernennt, nur weil er weltlicher Fürst ist, empört jedes christliche Herz. Hier liegt der entscheidende Punkt für die wahre Kirche Christi. Ernennt der weltliche Fürst als solcher wen er will endgültig zu kirchlichen Stellen, ist dies sein Recht als Fürst, als Obrigkeit; — so ist nicht Christus der Herr der Kirche, sondern jene sichtbare Gewalt, welcher unmittelbar der Fürst entstammt: die Geburt nämlich, die Volksabstimmung, das Eroberungsrecht; nicht das lebendige Wort begründet dann die Macht der Kirche, sondern Blut und Eisen; nicht der Himmel ist in diesem Falle der Zweck der Kirche, sondern die Aufrechthaltung der zeitlichen Ordnung, Fleisch und Blut.

Gregor entschloß sich, die Axt an die Wurzel zu legen und nach so eklatanten Mißbräuchen den Fürsten das Privileg zu Gunsten der kirchlichen Freiheit zu entziehen, welches ihnen zu Gunsten und zum Schutze dieser selben kirchlichen Freiheit von den Päpsten verliehen worden war. Er hielt den Zeitpunkt für günstig, weil, wie wir eben gesehen, ein äußerlich freundliches Einvernehmen mit Heinrich hergestellt war; und es darf nach einem sofort anzuführenden Briefe Gregors und aus der Bestätigung, welche den Beschlüssen des Konzils auch die Gesandten Deutschlands gaben, sowie aus der gewöhnlichen Art und Weise Gregors VII. zu handeln, der stets alle Formen zu beobachten pflegte, ganz wohl geschlossen werden, daß auch Heinrich zuvor darüber gefragt seine Zustimmung erklärt hatte.

Das Dekret, dem alle Anwesenden zustimmten, war folgendermaßen gefaßt: „Wer auch immer von jetzt an aus den Händen eines Laien, welchen Ranges derselbe auch immer sei, ein Bistum oder eine Abtei annimmt, wird nicht zu den Bischöfen oder Äbten gerechnet und niemand darf ihm gehorchen. Ganz dasselbe findet Anwendung auf die niedrigen Pfründen. Noch mehr! Wenn in Zukunft ein Kaiser, Herzog, Markgraf oder was auch immer für ein Inhaber

weltlicher Gewalt die Investitur mit einem Bistume oder mit einer anderen kirchlichen Würde verleihen sollte, so würde er sich des Bannes schuldig machen."

Gregor selber schreibt über das Dekret an den König Heinrich:

„In Gegenwart und mit Zustimmung Deiner im Konzil anwesenden Gesandten hat das diesjährige unter meinem Vorsitze versammelte römische Konzil dieses Dekret erlassen; erstens damit unserer heiligen Religion, deren Zustand heutzutage ein so trauriger ist, wieder der alte Glanz zurückgegeben werde; und sodann, um jene Seelen in ihrem Wege zum Verderben aufzuhalten, welche der böse Feind verführt hat. Im Angesichte der größten Gefahren, da die Herde des Herrn, wie jeder sehen kann, unterzugehen droht, haben wir uns entschlossen, auf die Bestimmungen der Väter zurückzugreifen und die frühere Disciplin der Kirche zu erneuern, ohne etwas hinzuzufügen, ohne eine Neuheit einzuführen. Wir stellen nur jene Regel wieder her, welche vor alters in der Kirche gehandhabt wurde. Wenn einige Geister des Widerspruches meinen, unser Vorgehen sei ein ganz unerhörtes, so beweist dies nur, daß diese Menschen die Ehre vor den Menschen der Ehre Gottes vorziehen. Wir bezeichnen das Dekret nur mit seinem wahren Namen, wenn wir sagen, es sei ein Dekret des Heiles nicht nur für Dich und Deine Völker, sondern für alle Könige und alle Völker."

Bereits im Jahre 787 hatte das zweite allgemeine Konzil von Nicäa die hier von Gregor erwähnte beständige Tradition von alters her in den Worten ausgedrückt: „Jede (endgültig entscheidende) Wahl eines Bischofs, eines Priesters oder Diakons, die von einem Fürsten ausginge, soll nichtig bleiben kraft der kanonischen Regel: Wenn jemand die weltliche Macht angeht, damit er ein Bistum oder irgend welche Kirche erhalte, der soll mit allen denjenigen, die ein solches Beginnen begünstigen, von der Kirche ausgeschlossen sein."

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Sieg Heinrichs über die Sachsen.

Die Zeit sollte leider nur zu bald kommen, wo der König, mit welchem Gregor noch im tiefsten Frieden zu sein schien, seine gottlosen Wege wieder offenbar vor den Augen aller gehen würde.

Am Ostertage, den 5. April 1075, als Heinrich dem feierlichen Hochamte in der Kathedrale zu Mainz beiwohnte, trat ein Bote aus Sachsen vor den Erzbischof und bat ihn, er möge einen Bittbrief der Sachsen, dessen Träger er sei, dem Volke öffentlich vorlesen. Der König verbot die Vorlesung und als der Bote selbst nun zum Volke sprechen wollte, wurde er von den Soldaten des Königs ergriffen, halb tot geschlagen und aus der Kirche geschleppt.

Was war in Sachsen inzwischen geschehen? Was mochte der Inhalt dieses Bittschreibens sein? Die Sachsen hatten auf Geheiß des Königs die Zwingburgen zerstört gemäß dem Vertrage von Goslar. Nun war die hauptsächlichste unter den letzteren die Harzburg. Sie schloß in ihrem Inneren ein den Palast, eine Kirche und ein Kloster.

Die königlichen Offiziere hatten Befehl, nur die festen Umwallungsmauern zu schleifen und darüber zu wachen, daß die im Innern befindlichen Gebäude stehen blieben. Da aber die Offiziere Leute aus der Umgegend herbeiriefen, um bei der Schleifung der Mauern zu arbeiten, liefen Massen von Bauern herbei, die in voller Wut gegen das Zeugnis ihrer Knechtschaft alles, auch die Kirche und das Kloster, niederrissen. Selbst die sterblichen Überreste eines Bruders und eines Sohnes des Königs Heinrich verschwanden im Brande.

Die sächsischen Barone erklärten unmittelbar nach der traurigen Thatsache dem Könige, daß sie unschuldig seien;

das Ganze sei der Wut des Volkes gegen diese Burgen zuzuschreiben; die Sache würden sie genau untersuchen und streng die Schuldigen bestrafen; sie boten jede Genugthuung an. Vergeblich!

Heinrich erkannte auf den ersten Blick nur allzugut seinen Vorteil. Er ließ gewissermaßen einen „heiligen Krieg" predigen gegen die Zerstörer der Hartzburg, gegen die Schänder der Kirchen und selbst der Leichname in der Königsgruft, gegen die Sachsen.

Er schrieb an Gregor V.I. und bat ihn, er möge für ihn den Schutz des „gekreuzigten Gottes" anrufen, an dessen Beschimpfung er selber Anteil habe. „Der Papst," wie Domnizo erzählt, „beeilte sich dem Könige zu antworten, er werde von den Sachsen jede rechtmäßige Genugthuung fordern; der König möge sich aber eines Heereszuges gegen ihr Land enthalten, bis von ihm ein Gesandter angekommen sei. Der König jedoch wollte sogleich Rache nehmen." Damit stand jedenfalls das Bittschreiben jenes Boten in Verbindung; es mag wohl die wahre Darstellung des Vorganges enthalten haben. Der König hielt die Sachsen mit Verhandlungen hin, bis er vollständig vorbereitet war. Dann überfiel er sie, den 13. Juli 1075, unversehens; und in der Ebene von Hohenburg wurden zwanzigtausend Sachsen getötet. Er durchzog nachher das widerstandslose Land und brannte, sengte, plünderte nach Herzenslust. Die Soldaten selber wurden am Ende des Verwüstens müde und weigerten sich, es weiter zu thun.

Der Erzbischof von Mainz, der noch immer nach seinem Zehnten verlangte, ließ sich zu einer schmählichen Handlungsweise herab, damit das Heer zusammenbliebe und das Plündern fortgesetzt würde.

„Soldaten!" sagte er nach Lambert, „Der Krieg, den ihr führt. ist heilig, die Sachsen haben die Kirchen niedergerissen und die Gräber entweiht; sie sind dem Banne verfallen. Ihr habt recht, wenn ihr gegen sie von euerem

Schwerte Gebrauch macht. Wir haben eben den Bann geschleudert auch gegen die Fürsten und Bewohner Thüringens; denn sie verweigern den Zehnten und haben mit Gewalt das Konzil von Erfurt gesprengt. Wir erklären Thüringen im Interdikt und verpflichten euch, dort dasselbe zu thun, was ihr eben in Sachsen vollendet habt. Und wäre man etwa erstaunt, daß wir ohne vorgängige Vorladung oder ähnliches einen solchen Spruch verkünden, so möge jeder wissen, daß wir dazu von seiten des Papstes Gregor' VII. die Vollmacht und den Auftrag haben."

Der Bischof log; wie vielleicht noch keiner gelogen hat. Siegfried hat später zum Teil seine Fehler gutgemacht. Aber für die Verhältnisse, wie sie hier vorlagen, war sein Spruch und sein Berufen auf den Papst ein Todesurteil für Thüringen. Es ist von seiten Heinrichs klar —; denn dies wird jeder zugeben, daß ohne ihn der Mainzer Erzbischof nicht in dieser Weise gehandelt hätte —; es ist klar, daß er den Papst kompromittieren wollte. Er wollte ihn vor den Augen der Bevölkerung zu seinem Mitschuldigen machen, damit der päpstliche Widerspruch gegen andere Maßregeln dem Volke als verdächtig erscheine.

„Der Raub und die Verwüstung wurden," sagt Lambert, „nach dieser Aufreizung so groß, daß man die Beute nicht mehr nachschleppen wollte. Es war dies zu beschwerlich; man verbrannte sie. Die Frauen flohen in die Kirchen als zum heiligsten Zufluchtsorte. Sie wurden da entehrt und dann die Kirchen angezündet. Ihre Männer, ihre Brüder hatten sich in den Wäldern versteckt und liefen Gefahr, Hungers zu sterben. Als sie zurückkehrten, fanden sie anstatt der Häuser Schutthaufen, anstatt ihrer Frauen Leichname."

So furchtbar war die Verwüstung, daß die Soldaten Heinrichs selber Hunger zu leiden anfingen. Er mußte sie im August 1075 fortschicken; sie sollten für den 22. Oktober zu Gerstungen sich wieder versammeln.

Heinrich verbot allen Verkehr mit Rom; alle Pässe, die von Deutschland nach Italien führten, wurden besetzt. Ein eiserner Kreis sollte die Wehe- und Hilferufe der Opfer verhindern, zum Vater der Christenheit zu gelangen. Er selber sandte zwei Boten an Gregor, die ihm sagen sollten: „Euere Heiligkeit möge wissen, daß die Mehrzahl der deutschen Fürsten es gerne hätte, wenn zwischen uns ein Bruch entstände. Ich sende Euch deshalb diese zwei Boten insgeheim, da ich wohl weiß, wie sehr Ihr wünschet, daß zwischen uns Einigkeit besteht. Ich möchte, daß das Geheimnis meiner Botschaft bewahrt bleibe zwischen Euch, meiner Mutter und Herrin, der Kaiserin, meiner Tante Beatrix und deren Tochter Mathilde. Wenn ich von meinem Zuge nach Sachsen zurück sein werde, will ich öffentlich andere Boten senden und Euch meinen ganzen Willen bekannt geben."

Er täuschte Gregor nicht. Der Papst schreibt unter dem 11. September an Beatrix und Mathilde, nachdem er das Vorstehende berichtet:

„Warum ist diese zweite Botschaft noch nicht gekommen? Ich würde darüber erstaunt sein können, wenn ich nicht recht wohl erkännte, daß eben deshalb der König die anderen anklagt, Streit zu säen, weil er selber einen Bruch vorbereitet und daß er sagt, er allein wünsche den Frieden, während doch er allein ihn nicht wünscht."

Der Papst mußte sich leider von einem Tage zum anderen mehr überzeugen, daß Heinrich wohl in Worten der Ergebenheit und Treue stark war, durch seine Thaten aber geradezu die Autorität des heiligen Stuhles herausforderte. In Mailand war der Volkskampf von neuem entbrannt. Die simonistischen Bischöfe hatten sich vereinigt, den Dekreten des neuen Konzils von Rom, zumal denen gegen die Investitur, keine Folge zu leisten und fielen über Herlembald und die Seinigen her wie Heinrich über die Sachsen, ganz plötzlich, unversehens. Herlembald wurde getötet; die Pataria

geschlagen. Die Güter der treuen Katholiken wurden eingezogen; sie selbst erschlagen oder verbannt.

Heinrich setzte seine eigene Kreatur, den bisherigen Eindringling Gothfred, als Erzbischof von Mailand ab und forderte die Mailänder auf, einen anderen zu wählen; er werde ihm schon Ring und Stab schicken. Ein Subdiakon Thedald wurde gewählt, reiste nach Deutschland, erhielt aus der blutigen Hand des Henkers der Provinzen Thüringen und Sachsen Ring und Stab; und wurde von denselben Bischöfen geweiht, die drei Jahre vorher den nun fortgejagten Gothfred geweiht hatten.

Heinrich war bis dahin gekommen, daß er seine Verachtung gegen die Kirchengesetze nicht mehr verbarg und die Kirchenstrafen offen verspottete; mit einem Cynismus ohnegleichen gab er die Investitur, wem er wollte. Stolz auf seinen Sieg gegen die Sachsen sandte er die zweite Botschaft, von welcher er gesprochen, dem Papste gar nicht, sondern ließ ihn in übermütiger Weise durch die Gräfin Mathilde dahin unterrichten, daß er eine öffentliche Diskussion vor Bischöfen und Fürsten seines Reiches Privatverhandlungen vorziehe. Den Sitz von Lüttich gab er einem Soldaten, der sich im letzten Kriegszuge gegen die Sachsen ausgezeichnet hatte. Die Abtei Fulda ward öffentlich ausgeschrieben. Am bestimmten Tage fanden sich die Bewerber die Taschen voll Gulden ein und der eine überbot den anderen. Der König blieb lange Zeit schweigend und hörte die Anerbieten. Endlich brach er in ein höhnisches Lachen aus und rief: Ich will heute einmal einen Glücklichen machen. Er nahm einen armen Mönch, der nichts zu geben hatte; und gab ihm das Abtkreuz. Dafür hielt er sich bei anderen Gelegenheiten schadlos. Das Bistum Bamberg verkaufte er teuer einem niedrigen Menschen, Namens Robert; ebenso die Kirchen von Fermo und Spoleto.

Um diese Zeit spann sich auch die Verschwörung behufs der Absetzung Gregors. Ein abgefallener Kardinal fand sich

bei Heinrich ein und brachte ihm Eröffnungen von seiten des Erzbischofs von Ravenna, Guibert, der lombardischen Bischöfe, des Herzogs Robert Guiscard, des späteren Freundes Gregors, der aber jetzt, noch gebannt, mit Heinrich unter einer Decke spielte; und endlich des Römers Cencius, des Vertreters der alten Adelspartei.

Wir werden bald uns damit zu befassen haben. Vorderhand bleibt noch übrig, das schließliche Ende des Zuges gegen Sachsen zu berichten; es war ein Triumph Heinrichs, aber ein Triumph der Eidbrüchigkeit und des Verrats.

Die Truppen hatten sich von neuem versammelt und zwar, wie angekündigt worden, in Gerstungen. Nur Rudolf von Schwaben, Welf von Bayern und Berthold von Kärnthen waren nicht erschienen. Sie boten sich an, zwischen beiden Teilen den Frieden zu vermitteln. Derselbe kam zustande unter der Bedingung, daß die sächsischen Fürsten ein jeder auf den Knieen den König um Verzeihung bitten und ihm von neuem huldigen; dann aber frei sein und im Besitze ihrer Güter bleiben sollten. Die sächsischen Fürsten kamen, demütigten sich vor Heinrich; wurden aber dann von Heinrich gegen seinen geschworenen Eid festgehalten, in weit entfernten Burgen gefangen gesetzt und ihre Güter, selbst darunter die Güter solcher, die für Heinrich gekämpft hatten, eingezogen.

Der Triumph Heinrichs schien ein vollständiger zu sein. Die Beziehungen zu Gregor fingen an, sich zuzuspitzen. Es bereitete sich für den Papst von allen Seiten der Sturm vor. Einer der Hauptbischofsitze in Deutschland verlor zu dieser Zeit, am 5. Dezember 1075, seinen würdigen Vertreter. „Die Blume Deutschlands,“ Hanno von Köln, „sank ins Grab.“ Der König insultierte noch den Toten. Mitten in der allgemeinen Trauer, den Tag nach dem Tode, gab er die Investitur für Köln, Ring und Stab, einem seiner unwürdigsten Kammerdiener, Hidulph. Auf keinen von den drei Erzbischöfen in Mainz, Trier, Köln konnte der Papst mehr

mit Sicherheit rechnen. Von den anderen Bischöfen war nur Altmann von Passau dem heiligen Stuhle unwiderruflich und in allem treu. Die Sachsen lagen zu Boden. In Mailand war die Pataria besiegt. In Rom erhob die Adelspartei ihr Haupt. Das Werk des abgefallenen Kardinals Hugo, Guiberts von Ravenna und des Königs Heinrich, wie es in Worms abgekartet worden, konnte ans Tageslicht treten. Die Adelspartei in Rom führte den ersten Schlag gegen den Papst.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Der Anschlag des Cencius auf die Person Gregors VII.

„Als das Fest der Weihnachten (1075) nahte," erzählt Paul Bernried, „versammelte Cencius alle Verschworenen, gab ihnen Geld und verhieß ihnen noch mehr; sprach von der Freiheit der alten Römer, bekämpfte alle Zweifel und hob ihren Mut. Am Weihnachtsabende begab sich der Papst nach seiner Gewohnheit in die Basilika Unserer Lieben Frau (Maria major) und brachte da die Nacht im Gebete zu. Gewöhnlich kam eine große Menge in diese Kirche, um dem Hochamte, welches Gregor um Mitternacht feierte, beizuwohnen. An diesem Tage aber fiel ein so gewaltiger, alles überschwemmender Regen, daß es kaum möglich war, aus dem Hause zu gehen und seinen Nachbar zu besuchen. Es befanden sich deshalb wenige Gläubige in der Kirche. Die Vorsehung wachte über das Leben des Papstes. Denn wäre eine Menge wie gewöhnlich dagewesen, so würde ein unermeßliches Blutvergießen stattgefunden haben und in dem Tumulte wäre es leicht gewesen, den Papst zu töten.

Cencius hatte die Verschworenen in einem der Basilika nahegelegenen Hause vereinigt. Mit Helm und Rüstung

bedeckt, mit Lanzen und Schwertern bewaffnet, stiegen sie zu Pferde und näherten sich der Basilika. Bei der letzteren angekommen, ließen sie ihre Pferde draußen, formierten sich in Reih und Glied und brachen in die Kirche ein. Der Papst teilte gerade die heilige Kommunion aus. Plötzlich tönt die Kirche wieder von Schreien und Rufen. Die Verschworenen erdolchten alle Gläubigen, die sie auf ihrem Wege fanden und drangen bis zur Konfession vor. Die schwachen Ballustraden waren bald niedergerissen und bereits erhob ein Verschworener sein Schwert gegen den Stellvertreter Christi; Gott aber ließ diesen Vatermord nicht zu. Das Eisen brachte dem Papste nur eine blutige Wunde an der Stirne bei. Nun stürzten sich die Mörder auf ihn, rissen ihr Opfer fort vom Altare und von der unvollendeten Feier der heiligen Messe, und mißhandelten es mit Fäusten und Fußstößen. Er aber, die Augen zum Himmel gerichtet, schwieg wie ein Lamm, sanftmütig und unschuldig. Weder klagte er, noch rief er um Hilfe; er ließ sich ohne den mindesten Widerstand fortschleppen. Die Henker zogen ihm das Pallium ab, das Meßkleid und die Tunika; und ließen ihm nur den Amikt auf dem Kopfe, die Stola um den Hals. Sie hoben ihn auf ein Pferd hinter einem der Soldaten und eilten auf ihren Pferden auf das schnellste von dannen in unbekannter Richtung.

Der den heiligen Vater mit dem Schwerte verwundet hatte, fiel am Thore der Kirche in Krämpfe; er wälzte sich lange Zeit, so daß viele ihn auf dem Boden gesehen haben, den Mund voll Schaum, die Glieder gequält durch die gräßlichsten Konvulsionen." [1])

„Cencius meinte, sogleich mit seinem erlauchten Gefangenen aus Rom entfliehen zu können und Gregor VII. wie abgemacht an den Hof Heinrichs abzuliefern. Aber die Kunde von dem Verbrechen war schneller wie die Pferde des Cen-

---

[1]) **Paul Bern. Vit. S. Gregorii.**

cius. Im Augenblicke war ganz Rom auf den Beinen. Die Priester liefen von Kirche zu Kirche, um die Altäre abzudecken und die heiligen Gefäße in Sicherheit zu bringen; sie meinten, man wolle alle Kirchen profanieren. Die Römer aber griffen zu den Waffen. Im Augenblicke waren alle Ausgänge Roms besetzt. Cencius brachte den Gefangenen in einen Turm an der Mauer in Sicherheit. Es war einem frommen Römer und einer edlen Römerin geglückt, sich mit in den Turm zu schleichen. Da wurde nun Gregor in einen niedrigen Saal geworfen und mußte die Lästerungen des Cencius und seiner noch schlimmeren Schwester anhören. Das Schwert schwingend vor den Augen des Opfers, forderte Cencius einen vom Papste unterschriebenen Befehl, daß ihm der päpstliche Schatz und die Schlösser des Papstes in der Umgebung von Rom ausgeliefert werden sollen. Er drohte, dem Papste den Kopf vor die Füße zu legen, wenn bis zum Abende die Unterschrift nicht in seinen Händen sei.

Indes hatte die Menge entdeckt, wohin man den Papst gebracht. Cencius mußte sich verteidigen. Gregor wurde in ein anderes Gemach geführt, wo er allein blieb. Nun konnte der fromme Römer und die edle Römerin sich ihm nähern. Mit seinem Mantel bedeckte der erstere die vor Kälte zitternden Glieder des Papstes und wärmte an seiner Brust die nackten und erstarrten Füße. Die Frau wischte ihm das Blut vom Gesichte, wusch und verband die Wunden unseres erhabenen Vaters, küßte mit Verehrung seine weißen Haare und benetzte sie wie eine zweite Maria Magdalena mit ihren Thränen. Währenddem hatte das bewaffnete Volk den Turm gestürmt. Cencius lief in voller Verzweiflung und ohne alle Fassung zum Papste, stürzte auf die Kniee vor ihm und rief: Gnade, Vater, Gnade und Barmherzigkeit! Ich bereue, ich verabscheue meine Verbrechen, ich bin ein Meuchelmörder, ein Vatermörder, ein Verräter, ein Verbrecher am Heiligtum. Barmherzigkeit, ehrwürdigster Vater, Verzeihung; ich überlasse mich ganz Eueren Händen. Und

er blieb mit diesen Worten auf dem Boden ausgestreckt liegen. Gregor aber, der mildeste aller Väter, sprach: Ich verzeihe von ganzem Herzen das Verbrechen, das Du gegen meine Person begangen hast. Aber die Entweihung der Kirche, das Verbrechen, dessen Du Dich gegen die Muttergottes, gegen die heiligen Apostel, gegen die ganze Kirche und die gesamte Welt schuldig gemacht, verlangt eine Sühne. Ich lege Dir deshalb als Buße eine Pilgerfahrt nach Jerusalem auf.

Cencius schwur es mit der Versicherung unverletzlichster Treue und Ergebenheit." (Paul Bern.)

Die Freunde Gregors drangen bereits ein; die Verbrecher wurden festgenommen; der Papst selber hielt die Menge ab, sie zu töten. Darauf kehrte er nach der Basilika zurück, vollendete die abgebrochene Messe und begab sich nach dem Palaste des Lateran, wo er endlich etwas Nahrung zu sich nehmen konnte. Cencius dachte nicht mehr an seinen Eid. Er war mit seiner Schwester, seiner Frau, seinen Söhnen und Brüdern nach einem seiner festen Schlösser bei Paläſtrina geflohen. Daselbst lebte er von Rauben und Plündern, verachtete den gegen ihn verhängten Bann und erwartete seinen Freund und Verbündeten Heinrich IV.

Gegen die gefangenen Verschwörer wurde vom römischen Magistrat der Prozeß eingeleitet. Sie wurden zur Verbannung verurteilt.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Absetzung des Papstes von seiten Heinrichs IV.

Gerade zur selben Zeit warf Heinrich endlich die Maske vor aller Welt ab und erklärte dem Papste einen unversöhnlichen Krieg. Der junge König feierte die Weihnachten von 1075 mit ungewöhnlichem Pompe zu Goslar. Einige Tage

vorher hatten ihm seine von Rom zurückgekehrten zwei Gesandten einen Brief des Papstes mitgebracht, in welchem es hieß: „Gregor, Knecht der Knechte Gottes, entbietet dem Könige Heinrich Gruß und den Apostolischen Segen, vorausgesetzt daß er, wie dies einem christlichen Könige geziemt, dem Apostolischen Stuhle gebührenden Gehorsam leistet. In Anbetracht der Verantwortlichkeit, die mit unserem Amte verbunden ist und der strengen Rechenschaft, welche der ewige Richter von uns fordern wird, haben wir Bedenken, Dir den Apostolischen Segen zu spenden. Man versichert uns, daß Du ohne irgend welche Rücksicht auf die Autorität des heiligen Stuhles ungescheut und offen Deine alten Beziehungen zu Personen wieder angeknüpft hast, die aus der Kirchengemeinschaft namentlich ausgeschlossen sind ... Wir bemerken mit schmerzlichem Erstaunen, daß ein unleugbarer Widerspruch besteht zwischen Deinen Worten und Deinen Thaten. Nach Deinen Briefen und nach den Aussprüchen Deiner Gesandten rechnest Du es Dir zur höchsten Ehre, der unterwürfigste Sohn der heiligen römischen Kirche zu sein, besitzest Du eine unerschütterliche Anhänglichkeit an diesen Apostolischen Stuhl, bist Du immer bereit unseren Ratschlägen zu folgen; — in der That aber trittst Du öffentlich mit Füßen die kanonischen Regeln und die Dekrete des Apostolischen Stuhles und giebst die größte Widersetzlichkeit kund. Trotz Deiner feierlichen Versprechen, die Du der Kaiserin Agnes und unseren Legaten gemacht, ist in Mailand alles beim alten; und, um Wunde zu Wunde hinzuzufügen, hast Du noch jetzt wieder die Bischofssitze von Fermo und Spoleto an Eindringlinge übergeben. Denkst Du denn, daß ein Laie über die Kirche Christi verfügen kann? Du bekennst den christlichen Glauben; — so höre also, wie der Herr zu Petrus sagt: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe; Dir habe ich die Schlüssel des Himmelreiches übergeben. Der Herr hat uns, so sehr wir sündhaft sein mögen, auf den Sitz Petri berufen; deshalb ist

die Macht, die wir handhaben, die Macht Petri; die Briefe, die Du uns sendest, schreibst Du an Petrus; und empfängst Du deren von uns, so empfängst Du sie von Petrus; der Apostelfürst dringt bis zu Deinem Herzen vor, wenn Du schreibst oder wenn wir Deine Briefe anhören und ihm sind die Absichten Deines Herzens nicht unbekannt . . . Wir wollen nicht schriftlich auf gewisse Forderungen, welche von Dir ausgehen, antworten; unsere Legaten werden Dir unseren Willen mitteilen."

Bruno von Magdeburg bezeichnet uns die „Forderungen" Heinrichs. „Er hatte alle Wege nach Rom versperrt und wollte das, was in Sachsen geschehen, nun nach seiner Weise dem Papste darstellen. Er sandte also Gesandte an den Papst, welche vorstellen sollten, wie die Bischöfe von Thüringen und Sachsen unwürdige Verräter seien, die man die Waffen in der Hand ergriffen habe; sie hätten sich empört gegen den König und die Kirche, den Bürgerkrieg in Deutschland entzündet, abgeschworen alle Pflichten eines geistlichen Hirten und wären Räuberhäuptlinge geworden, die sein Reich verwüsteten. Er verlangte vom Papste ihre Absetzung. Aber der Papst wußte bereits die Wahrheit. Die Antwort desselben an Heinrich war streng. Er warf ihm verschiedene Ungerechtigkeiten vor und forderte durch seine Legaten, der König solle sofort die gefangenen Bischöfe freigeben und in den Besitz ihrer Güter setzen. Wenn dies geschehen, sollte unter ihrem (der Legaten) Vorsitz ein Konzil abgehalten und in kanonischer Weise die Sache der Bischöfe geprüft werden. Würden sie für schuldig befunden, dann wäre der Papst bereit, sie abzusetzen. Bestände dagegen der König auf seinem Willen und entfernte er nicht von seiner Person die gebannten Ratgeber, so würde er selbst wie ein faules Glied vom Körper der Kirche getrennt werden." Diese Sprache führten nun die Legaten gerade zu der Zeit, als in Rom der Anschlag des Cencius zur Ausführung kam.

Heinrich glaubte deshalb sich nunmehr ganz und gar

befreit von den lästigen Vorwürfen Gregors. „Er legte sich keinen Zügel mehr an," sagt Lambert von Hersfeld. „In einem wahrhaftigen Wutanfalle überhäufte er die Legaten mit den gröbsten Beleidigungen und gebot ihnen, seine Staaten zu verlassen. Ehe sie sich zurückgezogen, übergaben die Legaten Gregors dem Könige eine Vorladung zum nächsten Konzil in Rom für den 14. Februar 1076, um sich wegen der ihm zur Last gelegten Verbrechen zu verantworten. Käme er nicht, so würde ihn der Ausschluß aus der katholischen Kirchengemeinschaft, der Bannstrahl, treffen."

Was die Legaten nicht wußten, das glaubte Heinrich zu wissen, daß nämlich Gregor in den Händen des Cencius sei und daß deshalb die künftige römische Synode und ihr Bannstrahl keinerlei Furcht erregen könne. „Es folgte," so berichtet Paul Bernried l. c. c. 7., „alsbald eine Zusammenkunft mit Siegfried von Mainz und einigen verräterischen Bischöfen (unter denen wahrscheinlich der Apostat Hugo den ersten Platz einnahm, vielleicht auch als der zukünftige Papst sich träumte). Der Erzbischof von Mainz mitsamt den anderen Bischöfen stachelten den Zorn des Königs noch auf; er habe seine Krone einzig und allein durch die Investitur seines Vaters und dieselbe hänge nur von seinem Willen, nicht von dem des Papstes ab; nichts könne ihm bei der Menge seiner Reichtümer und der Größe seiner Schätze Widerstand leisten; die Bischöfe, Herzöge, Grafen und Barone würden in seinem Kampfe gegen den Papst ihm nachfolgen. Sie gingen so weit, daß sie ihm die Masse Geld vorstellten, die er bis jetzt aus dem Verkaufe der geistlichen Pfründen herausgeschlagen. Die vorgestellten Gründe wurden vom Könige als überzeugende gebilligt. Ein Dekret ward in der Form einer kaiserlichen Verordnung verfaßt und veröffentlicht, dem gemäß alle Bischöfe des deutschen Reiches sich zu Worms (am Sonntage Septuagesimä 28. Januar 1076 nach Lambert von Hersfeld) versammeln sollten. Man kam überein, daß Siegfried einen Entwurf mache, welcher die Absetzung Gregors begründete

und daß dann alle Bischöfe, nötigenfalls unter Androhung der Todesstrafe, unterzeichnen sollten."

Das Afterkonzil trat in der That unter dem Vorsitze des abgefallenen Kardinal Hugo zusammen. Der Kardinal las falsche Urkunden vor, nach welchen er vom Kardinalskollegium, dem Senate und Volke zu Rom, sowie von der Mehrzahl der Erzbischöfe und Bischöfe Italiens beauftragt sei, den König zu bitten, er möge den Papst Gregor VII. absetzen und die Wahl eines anderen befehlen. „Er hatte," sagt Lambert, „einen Band Geschichtchen über die Geburt, das Leben, die Wahl Gregors zum Papste und über die vermeintlichen von ihm begangenen Verbrechen mitgebracht; es waren derartige Fabeln, wie man sie kaum in Romanen findet." Gregor war darin, wie noch aus Bennos zwei an den römischen Klerus gerichteten Briefen (**vita et gesta Hildebr.**) hervorgeht, als ein Zauberer und Schwarzkünstler dargestellt; seine Wahl als eine nur durch Bestechungen des Volkes ermöglichte und deshalb simonistische vorgeführt; sein Eifer gegen die Unordnungen des Klerus wäre nur ein Vorwand für seinen Ehrgeiz; die Selbständigkeit der Bischöfe wollte er unterdrücken und die königliche Würde vernichten. Hugo dankte dem Erzbischofe Siegfried für seinen in dieser Sache bewiesenen Eifer und rügte eine offenbare Anspielung auf das Verbrechen des Cencius hinzu: „Die Absetzung, welche ihr aussprechen werdet," sagte er, „ist von vornherein angenommen durch die Normannen von Apulien, die erklärten Feinde Gregors, und durch die Grafen, Barone und das Volk Roms, das eben jetzt sein Joch abgeschüttelt hat." (Paul Bernr.)

„Die Autorität des Kardinals," schreibt Lambert, „wurde betrachtet wie die Gottes selber. Gregor war niemals Papst, schrieen die Empörer; er ist ein Ungeheuer, das mit Verbrechen bedeckt ist. Er kann nicht Papst sein und kann nicht die Gewissen der Gläubigen binden oder lösen."

Nur Adalbero von Würzburg und Hermann von Metz

versuchten, wenigstens ein geordnetes Verfahren zu veranlassen. Sie wurden niedergeschrieen und gezwungen zu unterschreiben, wenn sie nicht als überwiesene Rebellen gegen des Königs Majestät behandelt sein wollten. Das Dekret, welches Gfrörer zuerst in seinem Werke „Gregor VII. und seine Zeit" wörtlich angeführt hat, lautete folgendermaßen:

Neunundvierzigstes Kapitel.

Das Absetzungsdekret.

Siegfried, Erzbischof von Mainz, Udo von Trier, Wilhelm von Utrecht, Herrman von Metz, Heinrich von Lüttich, Ricbert von Verden, Pibo von Toul, Hozeman von Speier, Burchard von Halberstadt, Werner von Straßburg, Burchard von Basel, Otto von Konstanz, Adalbero von Würzburg, Ruotbert von Bamberg, Otto von Regensburg, Elinardus von Freisingen, Ulrich von Eichstädt, Friedrich von Münster, Elbert von Minden, Hekel von Hildesheim, Benno von Osnabrück, Eppo von Naumburg-Zeitz, Imad von Paderborn, Tiedo von Brandenburg, Burchard von Lausanne Bruno von Verona dem Bruder Hildebrand. Wir wissen es wohl und wir wußten es von Anfang an, daß durch einen Akt von Arroganz Du das höchste Pontifikat Dir angemaßt hast; Deine Wahl war durchaus gegen die heiligen Kanones und demnach in sich ungültig. Indessen haben wir bis jetzt geschwiegen, weil wir meinten, eine weise Verwaltung werde den Fehler bei der Wahl vergessen lassen. Aber ach; das Gegenteil ist der Fall! Dem unglückseligen Anfange folgen noch schlimmere Handlungen. Fortschritte hast Du nur im Schlechten gemacht. Und jetzt stößt die katholische Kirche an dem Rande des Abgrundes, an den Du sie geführt, einen Schrei der Verzweiflung aus. Während der Herr an tausend Stellen im Evangelium den

Frieden und die Liebe anbefiehlt als die seinen Gläubigen eigene Charaktereigentümlichkeit, thust Du das gerade Gegenteil davon. Du träumst von eitler Berühmtheit und bist aufgebläht von Stolz und Ehrgeiz. Dein Eifer richtet sich nur auf „profane Neuheiten". Der Fahnenträger aller Spaltungen geworden, hast Du im grausamen Hochmute und in hochmütiger Grausamkeit die Glieder der Kirche zerfleischt, die vorher still und ruhig miteinander lebten. Das Feuer der Zwietracht hast Du zuerst in Rom angefacht und dann mit rasender Verwegenheit weitergetragen nach Italien, Deutschland, Spanien, Frankreich. (England ist bei allen diesen Gelegenheiten niemals genannt; der König sorgte für Ruhe und Zucht im Verein mit der Kirche.) Alle Deine Kräfte hast Du aufgewandt, um den Bischöfen jene Macht zu entziehen, die ihnen kraft der Weihe von Gott übertragen ist. Die ganze Regierung der Kirche hast Du von dem niedrigen Volke abhängig gemacht. (Das Volk sollte keiner Messe eines verheirateten Priesters beiwohnen!) Kein Bischof, kein Priester wird in seiner Würde anerkannt, wenn er sich nicht von Dir mittels niedriger Schmeichelei seine Stelle erbettelt hat. So hast Du zu nichte gemacht die Regeln der Apostel; Verwirrung gebracht in die verschiedenen, so schön verteilten Stände der Kirche; und dies alles durch Deine glorreichen Dekrete. Wie dies aussprechen, ohne einen Thränenstrom zu vergießen! Der Name selbst unseres Herrn Jesus Christus ist beinahe verschwunden von der Erde! Wer kann dies sehen, ohne zu knirschen vor Unwillen? Wie es dulden, daß Du in unerhörter Anmaßung allein alle Macht haben willst und Deinen Brüdern ihre Rechte raubst? Du hast in der That die Meinung, daß, wenn der Fehler eines uns Untergeordneten zu Deiner Kenntnis gelangt, sei es auch nur in ganz unbestimmter Weise, sei es auch nur durch Hörensagen, daß Du allein dann die Macht hast oder Deine Delegierten, zu richten; und daß keiner von uns die Macht besitzt, zu binden und zu lösen (vgl. oben die

Angelegenheit mit Jaromir und den Brief Gregors an Siegfried). Wer auch nur obenhin die heiligen Wissenschaften kennt, ist imstande, die Thorheit solcher Anmaßungen zu begreifen. Diese Ausschreitungen und viele anderen, deren Du Dich schuldig gemacht, sind die Ursache, daß die Kirche Gottes auf dem Punkte ist, in unheilbare Verwirrung zu geraten. Wir können nicht mehr länger mit Dir Geduld haben; wir würden uns selber für schuldig erklären müssen, den letzten Schritt in den Abgrund gethan zu haben. Folgendes haben wir deshalb mit Einstimmigkeit beschlossen und wir thun es hiermit Dir kund. Wir erklären, daß Du nie Papst warst und daß Du nie fähig sein wirst, es zu sein. Unter dem Kaiser Heinrich III. hast Du einen körperlichen Eid geschworen, Du werdest zu Lebzeiten dieses Fürsten und seines glorreichen Sohnes niemals die päpstliche Würde annehmen oder dazu mitwirken, daß ein anderer sie annehme, wenn nicht der Kaiser oder nach ihm sein Sohn zustimmte, resp. die Wahl billigte (cf. oben). Die Mehrzahl von uns hat gesehen und gehört, wie Du den Eid ablegtest. Erinnere Dich noch, wie zu einer gewissen Zeitepoche, als der Ehrgeiz einige Kardinäle bestimmte, sich um das römische Pontifikat zu bewerben, Du schwurest, Du würdest Dich niemals darum bewerben: und wie die anderen dadurch veranlaßt wurden, ihrerseits auch zurückzustehen. (Ist es mit diesen Eiden so, wie Hugo hier sagt, — und nur er als Kardinal konnte von diesem allem Mitteilung machen, — so hat Gregor, wie wir oben auseinandergesetzt, seine Schwüre nur allzu treu gehalten; und Hugo selbst ist davon Zeuge, denn er selber forderte das Volk, ohne daß davon Gregor eine Ahnung hatte, auf, Hildebrand zum Papste zu wählen und drückte die Zustimmung der Kardinäle aus.) Wie hast Du diese zwei Eide gehalten? Doch das ist Deine Sache. Dazu kommt, daß eine Synode unter Nikolaus II. beschlossen hat, der Papst solle nur von den Kardinälen gewählt werden unter Billigung des Volkes und unter Zustimmung des Königs. Diesen

Beschluß hast Du selber angeregt; Du hast ihn unterzeichnet. Zu diesen Ungeheuerlichkeiten hast Du noch ein Ärgernis gefügt, dessen Schande die ganze Kirche fühlt; Du hast eine verheiratete Frau mehr ins Vertrauen gezogen als es sich schickte. Wir wollen hier nicht weiteres Gewicht darauf legen; aber es ist das Gerücht allgemein im Volke verbreitet, daß alle Dekrete und Urteile des Apostolischen Stuhles von Weibern ausgearbeitet sind. (Anspielung auf die Kaiserin Agnes, die in Rom lebte, die Herzogin Beatrix und die Gräfin Mathilde; und damit verbunden eine gemeine Verleumdung, die selbst die größten Feinde Gregors später nicht mehr zu wiederholen wagten; der Zweck war klar: es sollte dem verheirateten Klerus vor dem Volke ein Trost gegeben werden; deshalb folgt auch gleich:) Wir gehen darüber hinweg, daß Du Bischöfen den Titel „Söhne von Kebsweibern" giebst. Da also Deine Ernennung das Werk so vieler Meineide ist; da Deine Ausschreitungen die Kirche Gottes in solche Gefahr gestürzt haben; da Dein Leben und Deine Sitten nicht rein sind; so weisen wir den Gehorsam gegen Dich zurück; wir haben Dir niemals Gehorsam geschworen und werden dies niemals thun. Du hast gesagt, keiner von uns sei wahrhaft Bischof; keiner von uns sagt von dieser Stunde an, Du seiest Papst.

Das ist das Schanddenkmal des deutschen Episkopats, als er unter dem Kommando eines Königs wie Heinrich stand. Wir haben vorgezogen, das Dokument ganz hierherzusetzen; denn die allgemeinen Beschuldigungen, die daselbst gegen Gregor erhoben werden, kehren in derselben Form später immer wieder. Wenn der Papst die Gläubigen nicht weiter schlafen lassen will den Schlaf der Sünde, des Unglaubens, der Lauheit; dann hat der Papst das Wasser getrübt. Er verletzt die Liebe, den Frieden. Er geht gegen Gewohnheit und Recht vor. Und immer ist es dann die weltliche Gewalt, der geschmeichelt wird. Der „König" soll absetzen; über seine Gewalt geht keine andere. Die Mensch-

heit hat nach dieser Seite hin wenig Fortschritte gemacht. Die weltliche Macht hat in allen diesen und ähnlichen Angelegenheiten nur zu oft die Rolle des Deckmantels für jegliche Bosheit und Unlauterkeit gespielt.

Was die positiven Verleumdungen im einzelnen betrifft, so werden sie am besten durch die Thatsache gekennzeichnet, daß wenige Monate nachher diese selben Bischöfe zu den Füßen Gregors lagen, seinen Schutz anriefen gegen die Tyrannei Heinrichs, und nicht nur „Gehorsam gelobten“, was sie ja nie mehr thun wollten, sondern auch um Verzeihung der schuldvollen Vergangenheit baten.

Wie groß steht da Gregor vor uns auf dem Konzil von Rom 1076! Welche majestätische Ruhe! Welche Achtung und genaue Prüfung selbst der Rechte der Gegner!

Fünfzigstes Kapitel.

Die ersten Sitzungen des Konzils von 1076.

Der König hatte zum Dekrete der Aftersynode einen Begleitungsbrief hinzugefügt, der mit diesen Worten endet: „Ich, Heinrich, König von Gottes Gnaden, und alle unsere versammelten Bischöfe rufen Dir zu: Steige herab, steige herab, — und sei verflucht in Ewigkeit.“ Es war der Ausdruck der Raserei eines schuldbeladenen Gewissens vor einem unbestechlichen Richter.

Der Graf Eberhard von Nellemburg mit den zwei Bischöfen von Speier und von Basel sollten diese Botschaft nach Rom bringen. Nachdem sie aber mit den simonistischen Bischöfen Italiens Beratungen gepflogen, wollte keiner der Gesandten den Auftrag persönlich ausführen, nämlich vor dem Konzil am 22. Februar erscheinen und daselbst die Briefe des Königs an das römische Volk und an den Papst vorlesen. Sie fanden einen Kanonikus, Namens Roland und einen niedrigen

Bediensteten, die sich bereit erklärten, die Briefe an ihren Bestimmungsort zu überbringen. Sie langten am 21. Februar in Rom an.

Den folgenden Tag wurde das Konzil eröffnet. Hundertzehn Bischöfe, eine große Zahl von Äbten, Baronen und Fürsten, unter denen die Kaiserin Agnes, die Herzogin Beatrix und deren Tochter Mathilde, nahmen Platz in der Basilika Konstantins vom Lateran. „Als der Papst eintrat — so malt sich Villemain die Scene, der, im übrigen ein entschiedener Feind Gregors, doch manchmal gezwungen ist, dieser großartigen historischen Gestalt gerecht zu werden —, erhob sich wie aus einem Munde der Ruf: Langes Leben dem Papste Gregorius. Es betrachtete jeder in der Stille mit Bewunderung, mit Eifersucht, mit Furcht, den früheren Archidiakon von Rom, der nun schon seit beinahe drei Jahren die Tiara trug, der seit dreiundzwanzig Jahren die Seele von so vielen Konzilien, der erste leitende Minister von fünf Päpsten gewesen; der aber in all dieser Zeit in allen verschiedenen Verhältnissen und in allen Stellungen gleichermaßen immer unentwegt seine Grundsätze verfolgt hatte. Stürme hatten ihn nicht gebeugt, Erfolge nicht sorglos gemacht. In den Brandungen des wilden Meeres, was man Welt nennt, stand er allein fest wie ein unerschütterlicher Felsen. Gregor war damals kaum sechzig Jahre alt. Er hatte nichts verloren von der Glut seiner Jugend. Seine tiefschwarzen Augen, die wie im Feuer heiliger Begeisterung glänzten, sein strenger fester Blick schienen sich einzubohren in jedes Gewissen, zu trösten die Guten, Schrecken und Bestürzung zu sein in den Herzen der Bösen."

Nun sollte er abgesetzt werden. Gregor ließ sich nieder. Ein Hymnus wurde gesungen. Eben wollte der Papst das Wort nehmen, als Roland aufsprang und zum Papste sprach: „Der König Heinrich, unser Herr, sendet Euch hiermit die Beschlüsse, welche er im Verein mit seinen Bischöfen

und Fürsten rücksichtlich der Regierung der Kirche gefaßt hat. Sie sind unwiderruflich. Wir haben Vollmacht, sie auszuführen. Wir sagen Dir deshalb, im Namen und kraft der königlichen Autorität: Gregor! steige alsbald herab vom Apostolischen Throne und wenn Dir Dein Leben lieb ist, so befasse Dich nicht mehr mit den päpstlichen Geschäften. Was Euch anbetrifft, Bischöfe und Kardinäle, so gebieten wir Euch im Namen des Königs, am nächsten Pfingstfeste Euch um unseren König und Herrn zu versammeln und von seiner Hand einen Papst anzunehmen; denn dieser hier ist kein Papst, sondern ein raubgieriger Wolf."

Kaum hatte Roland diese Worte gesprochen, berichtet Paul Bernried, als der Kardinal Johannes von Porto, ebenso verehrt wegen seiner Tugend wie wegen seiner Anhänglichkeit an die Kirche, sich erhob und mit einer Stimme, von der die ganze Basilika wiedertönte, ausrief: „Man ergreife den Lästerer!" Im Augenblicke stürzten sich der Präfekt von Rom, die Richter, die anwesenden Ritter, die römischen Edlen mit gezogenen Schwertern auf die zwei Fremden trotz der Heiligkeit des Ortes und der Anwesenheit des Papstes und führten sie hinaus. Draußen aber stand in dichten Massen das römische Volk, das, sobald es von dem der Apostolischen Würde angethanen Schimpf Kunde erhielt, auf die Boten eindrang und sie steinigen wollte. Aber der milde und barmherzige Papst trat selber unter die Menge; er setzte bei der erwachten blinden Volkswut sein Leben aus und es gelang, jene aus der sie umringenden Volksmenge zu befreien, die ihn eben beschimpft hatten. „Das Konzil," so sprach er, „muß über die schismatische Partei entscheiden, welcher diese beiden Leute angehören; überlaßt sie mir; das Konzil soll sie hören und nach Kenntnisnahme der Sachlage sich aussprechen." Die Stimme Gregors wurde gehört und die beiden Geretteten fielen ihm zu Füßen, um ihren Dank auszusprechen.

Das Konzil ward vertagt bis auf den nächsten Tag.[1])

Dies war das „römische Volk", von dem der Kardinal Hugo in Worms gesagt hatte, es sei des Papstes überdrüssig und habe sein Joch abgeschüttelt. Die schismatischen Bischöfe kannten es wohl; und deshalb hatten sie dem Grafen von Nellemburg und den beiden Bischöfen geraten, sie mögen es nicht wagen, mit einer solchen Botschaft sich dem römischen Volke vorzustellen.

Seit dem Morgengrauen begab sich die römische Bevölkerung am nächsten Tage nach der Lateranbasilika. Eine ungeheuere Aufregung herrschte. Der Papst allein behielt eine unerschütterliche Ruhe; nicht die mindeste Bewegung that sich bei ihm kund. Er eröffnete die Sitzung und fragte die Boten um ihr Begehren. Darauf las Roland einen Brief des Königs an das römische Volk vor, worin des römischen Volkes Treue gelobt und Gregor VII. der Tyrann der Gläubigen, der Gewalthaber der römischen Kirche, die Ursache aller Stürme in seinem Reiche genannt wurde. Daran schloß sich ein Brief an „Hildebrand", der die oben berichteten Beschuldigungen wiedergab und mit den Worten schloß: „Kraft des römischen Patriziats, das mir gehört durch das Geschenk Gottes, durch den Willen und den Eid der Römer, befehle ich Dir, herabzusteigen vom römischen Sitze."

Darauf wurde noch ein eigener Brief verlesen, der von Heinrich persönlich an Gregor VII. selbst gerichtet war: „An den falschen Mönch und nicht mehr an den Apostolischen Hirten." Er war voll der gemeinsten Beschimpfungen. Heinrich wollte sich darin im voraus gegen eine etwaige Absetzung schützen und behauptete deshalb, daß er als König nach der Lehre der Väter nur von Gott allein gerichtet werden könne; den Fall ausgenommen, daß er vom Glauben abfiele. Ein

[1]) Vgl. Bernold: De damnatione schismaticor.; Lambert Hersf.: annal.; Bonizo : ad amic. lib. 7.; Codex Vatic. ap. Watterich.

rechter Papst sei Petrus gewesen, der da gesagt habe: „Fürchtet Gott, ehret den König.“ Er schloß mit den am Beginne des Kapitels bereits angeführten Worten.

Nach geschehener Lesung erhoben sich die Väter des Konzils und wandten sich an Gregor mit den Worten: „An Euch ist es, heiligster Vater, Euch gehört es zu, den Bannstrahl zu werfen gegen einen gotteslästerischen und vom Glauben abgefallenen Tyrannen. Unsere Pflicht ist es, Euch zu folgen. Keiner von uns, wir versprechen es feierlich, wird wanken. Wir sind bereit zu sterben für das Gesetz unserer Väter. Ziehet das Schwert des Geistes, welches Gott in Euere Hand gegeben; sprechet aus das Urteil; alle treuen Kinder der Kirche werden mit Euch sein.“

Man stellt die Sache nicht selten so dar, als ob der Papst nun allsobald in einer Art von Tumult den Bannfluch und die Absetzung ausgesprochen hätte. Das gerade Gegenteil ist wahr. Das Konzil drängte einstimmig den Papst, Bann und Absetzung sogleich auszusprechen. Gregor aber schlug das Begehren ab. Er verlangte eine ruhige, eingehende Beratung. „Unsere Pflicht ist es,“ sprach er, „nach dem Beispiele des Herrn und der heiligen Väter die Sanftmut der Taube entgegenzuhalten der Raserei unserer Feinde. Nicht daß wir der Klugheit der Schlange vergessen dürften; aber wir müssen uns hüten, daß unsere Entscheidungen nicht aus einem Gefühle persönlicher Bitterkeit hervorgehen; mit Geduld müssen wir die gegen unsere Person gerichteten Anschläge ertragen und nur das entscheiden, wozu das Wohl der Kirche und das wahre Beste unserer Feinde selber uns bestimmt. Ein satanischer Kampf entbrennt offen; die Angreifer werfen fort ihre bisherige Verkleidung. Soldaten Christi! Erheben wir also die Hände, die wir des Kampfes kundig sind! Der christliche Glaube, der bis zu diesem Grade beschimpft und verlassen wird, hat nur uns und die mit uns sind, zu Verteidigern. Christus ist unser Leben. Sterben für Ihn ist Gewinn. Will Gott noch einmal das Arbeits-

feld seiner Kirche mit Martyrblut benetzen, so ist dies ein Beweis, daß sie noch einmal in der alten Kraft wiedererstehen wird."

Mehrmals wiederholten die Väter ihre Bitte, der Papst möge gegen Heinrich die Kirchenstrafen, die ihm bis jetzt nur angedroht worden, wirklich verhängen. Der Papst widerstand. Erst nachdem alle Umstände ruhig erwogen worden, erließ Gregor auf den einstimmigen Wunsch des Konzils sein Dekret in der letzten Sitzung.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Die Absetzung Heinrichs.

Berthold von Konstanz giebt uns annähernd ein Bild von der Sorgfalt, mit der man vorging. Er schreibt: „Auf Befehl des Papstes suchte man in den Archiven und brachte herbei die Statuten früherer Konzilien, welche gegen ungehorsame Kinder der Kirche; gegen solche, welche so verwegen waren, sich gegen die göttliche Autorität aufzulehnen, erlassen worden. Es war da immer der Gedanke des heiligen Paulus leitend: Wir sind bereit zu strafen allen Ungehorsam. Daß man doch jenes Dekret einer römischen Synode aufmerksamer gelesen hätte, in welchem Papst Sylvester sagt: Keiner darf sich als Richter des ersten Sitzes der Christenheit ansehen, weil alle anderen Kirchen von diesem Sitze ihr endgültig entscheidendes Urteil erwarten müssen; wer da Richter ist des gesamten Klerus und des christlichen Volkes, der darf nicht gerichtet werden durch jene, die von ihm abhängen.

Man hat ebenso das Dekret des seligen Papstes Gregor des Großen herbeigebracht: Wir erklären, daß die christlichen Könige ihre königliche Würde verlieren und von der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi getrennt werden müssen, wenn sie es wagen, gegen die Dekrete des Apostolischen Stuh-

les anzugehen. Eine große Anzahl weiterer Texte von derselben Gattung wurden vorgelegt. (Man erinnere sich, daß diese ganze Untersuchung über das Recht der Könige, den Papst abzusetzen und über das Recht der Päpste, christliche Könige abzusetzen, vor der Kaiserinmutter Agnes geführt wurde; übrigens berichtet der Kompatriot und Zeitgenosse Bertholds Bernald in seinen Büchern alle anderen Texte, von denen Berthold hier sagt, es seien noch viele citiert worden.)

Das Konzil erklärte auf Grund dessen — es ist immer der Zeitgenosse und wahrscheinlich Augenzeuge Berthold, der da spricht —, gemäß göttlichem und menschlichem Rechte müßte der König Heinrich nicht bloß aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen, sondern abgesetzt werden, ohne daß er jemals Hoffnung hätte, die königliche Würde wieder zu erhalten.“ Der „harte Priester“ ging nicht so weit.

Gregor VII. erhob sich am Ende der letzten Sitzung des Konzils, nachdem alles klargelegt worden; und in der Fülle seiner Apostolischen Majestät mit einer bis dahin noch nicht gesehenen Feierlichkeit sprach er: „Heiliger Apostelfürst Petrus, wir bitten Dich inständigst, höre gnädig unser Flehen. Neige Dein Ohr, um mich zu hören, mich, Deinen Knecht, der ich bei Dir seit meiner Kindheit mit der Milch der reinen Lehre genährt und bis jetzt aus allen Gefahren gerettet worden bin. Die Gottlosen hassen mich, weil ich Dir treu bin. Du bist mein Zeuge und Unsere liebe Frau, die Gottesmutter, sowie Dein Bruder im Geiste, der selige Paulus, daß die heilige römische Kirche mich gezwungen hat, die höchste Würde anzunehmen; ich habe jeden Widerstand gemacht, der mir erlaubt war. Weit entfernt davon, diese Ehre zu suchen oder durch Gottesraub Deinen Stuhl zu besteigen; hätte ich vielmehr ewige Verbannung vorgezogen. Einzig und allein, weil Du so gewollt, heiliger Fürst der Apostel, so glaube ich; und nicht im mindesten auf Grund meiner Verdienste hat es Dir

gefallen und gefällt es Dir noch jetzt, meiner Leitung das christliche Volk anzuvertrauen, dessen Oberhaupt Du bist. Als Ausfluß Deiner Gunst ist mir von Gott die Macht gegeben worden, zu lösen und zu binden auf Erden und im Himmel. Kraft dieser meiner Überzeugung, zur Ehre und Sicherheit Deiner heiligen Kirche, im Namen Gottes, des Allmächtigen, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, in Anwendung Deiner Macht und Deiner Autorität; — entziehe ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des gleichnamigen Kaisers, weil er mit einer alle Grenzen überschreitenden, ganz unerhörten Frechheit gegen Deine Kirche sich erhoben hat, die Regierung des ganzen Königreiches von Italien und Deutschland; ich entbinde alle vom Eide der Treue, den sie ihm geleistet und ich verbiete, daß ihm jemand als einem Könige Gehorsam leiste. Es ist nur recht, daß jener, der alle seine Arbeiten dahin richtet, Deiner Kirche die Ehre zu nehmen, auch selber die Ehre verliere, die er besaß. Er hat nicht gehorchen wollen wie ein Christ; er hat sich geweigert, zum Herrn zurückzukehren; er hat fortgefahren, in Verbindung zu stehen mit denen, die aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sind; ohne Zahl hat er seine Verbrechen vermehrt; verworfen hat er alle heilsamen Ratschläge, die ich ihm gegeben; er hat sich selber von der Kirche getrennt durch den Versuch, das Schisma einzuführen. In Deinem Namen also spreche ich gegen ihn den Bann aus und ich übergebe ihn Deiner Gewalt, auf daß die Völker wissen und erproben die Wahrheit der Worte: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen hat der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ [1])

Es war ein großartiger Augenblick! Am 28. Februar 1076 wurde für Jahrhunderte der christlichen Völkergeschichte ihre Richtung eingedrückt. Ein armer Greis ruft die Macht

---

[1]) Watterich l. c.

des Himmels an gegen Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit. Die Natur beugt sich vor der Gnade; das Fleisch vor dem Geiste; die Hölle vor Petrus.

Der überwältigende Eindruck dieser Stunde geht so recht aus einem herzzerreißenden Briefe der Mutter Heinrichs an den heiligen Altmann von Passau hervor. „Ein Schwert durchbohrte ihr Herz," hatte der Chronist bereits gesagt. Sie selbst aber schreibt: „Euer väterliches Herz erkundigt sich nach meiner Gesundheit. Gott hat mir die Gesundheit des Leibes bewahrt. Aber die Beängstigungen meiner Seele sind unaussprechlich, da ich sehe, welche Gefahren mein Sohn, der in den Händen der abscheulichsten Ratgeber ist, der Kirche Gottes bereitet. Ihr verlangt einen treuen Bericht dessen, was sich auf dem Konzile zugetragen hat. Da habt ihr ihn: Die Gesandten des Königs, meines Sohnes, erschienen vor dem Konzile und forderten vor der ganzen Versammlung von seiten ihres Herrn unseren Apostolischen Hirten auf, seinen Sitz zu verlassen, in den er nach ihren Worten nur durch ein Sakrilegium und ganz gegen die kanonischen Satzungen eingedrungen sei. Die Römer bemächtigten sich allsogleich der Personen dieser Gesandten. Der Erzbischof von Mainz zusammen mit den Bischöfen Deutschlands hatte auf demselben Wege einen Brief gesandt, in welchem ausgesprochen wird, daß sie dem Apostolischen Stuhle den Gehorsam aufsagen. Der Episkopat der Lombardei that dasselbe. Infolgedessen hat der Papst, unser Herr, exkommuniziert und abgesetzt jene Bischöfe, welche aus freien Stücken unterschrieben haben. Denen, die man gezwungen hat, zu unterzeichnen, hat er eine Frist bis zum Feste des heiligen Petrus bewilligt, um zu widerrufen. Der König, mein Sohn, wurde der königlichen Würde für verlustig erklärt, vom Bannstrahl getroffen und seine Unterthanen des Eides der Treue entbunden, weil er hartnäckig seine Verbindung mit Exkommunizierten aufrechthielt und nicht im mindesten Reue zeigte über seine Verbrechen. Lebe wohl."

Der lakonische Ausdruck malt die Pein der hohen Frau und vielleicht auch ihre Reue über die verkehrte Erziehung des jungen Knaben stärker als es viele Worte vermöchten.

Die Folgen des Konzils in Deutschland waren gewaltige. Mit Heinrich ging es reißend schnell bergab. Siegfried von Mainz und einige andere Bischöfe wurden namentlich suspendiert.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Der Niedergang Heinrichs.

Mit dem römischen Konzile vom Jahre 1076 war ein fester Kern geschaffen. Alle Welt war sich klar, daß Gregor die letzten Konsequenzen aus den kirchlichen Statuten ziehen würde. Schon zwei Tage nach dem Konzile kamen von seiten vieler italienischer und deutscher Bischöfe, die in Worms die „Absetzung" Gregors unterschrieben hatten, Boten über Boten und baten den Papst um Nachsicht, die derselbe auch mit den reuigen Prälaten reichlich übte. Die Boten hatten insgeheim in Rom gewartet, wie das Konzil zu Ende gehen würde; bei dem Anblicke der unerschütterlichen Festigkeit Gregors und der Anhänglichkeit an ihn hatten sie aber für gut gehalten, die Stellung ihrer Herren sobald als möglich zu sichern. Der Stoß, welchen das Kaiserpapsttum empfangen, war tödlich gewesen.

Heinrich hatte, wie oben bereits angedeutet, das Pfingstfest zu einer neuen Versammlung der Fürsten und Bischöfe bestimmt, um einen Papst aufzustellen. Er berief sie noch einmal in einem eigenen Schreiben, in welchem er immer wieder Beleidigungen auf Beleidigungen gegen „Hildebrand" häufte und sich selber als den von Gott berufenen Reformator der Kirche hinstellte. „Aber," sagt Lambert, „keiner der Fürsten, die von irgend

welchem Einflusse waren, erschien. Die Versammlung mußte nach Mainz verlegt werden auf den 29. Juni." In Mainz jedoch war es noch schlimmer. Es erschien fast kein Fürst. Es war ja der Tag, bis zu welchem Gregor die Gnadenfrist auf dem Konzile von Rom ausgedehnt hatte. Fast alle Bischöfe hatten Schritte zur Aussöhnung mit Gregor gethan und nahmen zugleich mit allen Fürsten die Konzildekrete an. „Der König," meint der eben erwähnte Annalist, „konnte bitten und flehen, drohen und schimpfen; man gab auf ihn nicht acht. Die überaus große Mehrzahl erschien nicht; und die da erschienen, gerieten alsbald in heftigen Streit. Der Geist der Zwietracht nahm sichtbarerweise Besitz von den Exkommunizierten."

Die Fürsten und Bischöfe versammelten sich anstatt dessen für sich allein ohne den König. „Sie untersuchten," sagt Bonizo, „ob der Papst überhaupt Könige exkommunizieren könne und ob im vorliegenden Falle die Sentenz gerecht war. Hier war der Knotenpunkt aller Schwierigkeiten. Denn es war ein Staatsgesetz, daß wer nicht binnen Jahr und Tag von der gesetzlichen Exkommunikation, die ihn betroffen, gelöst ist, aller Ehren und Würden verlustig gehe. Auf die erste Frage, welche die Fürsten stellten, erwiderten die erleuchtetsten Bischöfe, Äbte und Geistliche; daß das Recht der Päpste, die Exkommunikation über Könige zu verhängen, gar nicht bestritten werden könne." Man führte die berühmtesten Beispiele an. Der Kaiser Arkadius, Sohn Theodosius des Großen, ward exkommuniziert vom heiligen Innocenz I., weil er den Patriarch Johannes Chrysostomus abgesetzt. Der Kaiser Justinus, Sohn des berühmten Kaisers Justinian, wurde exkommuniziert vom Papste Konstantin, weil er die Legaten des Apostolischen Stuhles mißhandelt hatte. Der Kaiser Anastasius wurde ebenfalls von einem Papste Konstantin exkommuniziert; und der Blitz erschlug ihn in seinem Palaste in demselben Augenblicke, als er gegen die

Autorität des Papstes lästerte. Der Kaiser Leo, der Bilderstürmer, wurde exkommuniziert vom Papste Gregor II. und ihm alles Recht auf die Provinzen des Occidents entzogen. Nikolaus I., der Große, exkommunizierte die beiden Kaiser Michael III. von Konstantinopel und Lothar; den einen, weil er den heiligen Ignatius abgesetzt hatte, den anderen wegen seiner unzüchtigen Verbindung mit Waldrada.

Auf die zweite Frage war die Antwort ebenfalls eine bejahende: Die Sentenz gegen Heinrich war gesetzlich und gültig. Denn in Worms hatte der König durch die „Absetzung" Gregors das fundamentale Grundgesetz der Kirche verletzt, welches erklärt, daß der römische Bischof von niemandem gerichtet oder abgesetzt werden könnte. Demgemäß vereinigten sich Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, Theodorich von Lothringen und Berthold von Kärnthen, da sie kein anderes Heilmittel sahen, dahin, „die Autorität des Königs nicht mehr anzuerkennen, bis dieser persönlich dem Papste sich unterworfen habe und vom Banne gelöst sei." Zugleich beschlossen sie, die treulos vom Könige gefangen gehaltenen Sachsenfürsten aus eigener Autorität zu befreien. Otto von Nordheim, Hermann, der Onkel des Herzogs Magnus, und hundert andere Fürsten kehrten zurück und übernahmen die Leitung der kleinen übriggebliebenen Nationalarmee, die sich nach jenseits der Elbe hin zurückgezogen hatte.

In einigen Monaten war das Werk der Befreiung vollendet. Die königlichen Garnisonen der einzelnen Burgen, von denen jede für sich isoliert war, konnten sich gegen den an allen Punkten zugleich unternommenen Angriff nicht halten. Die Soldaten wurden in ihre Heimat zurückgesandt, nachdem man ihnen die Waffen genommen. Die eingezogenen Güter wurden den gesetzmäßigen Eigentümern wieder zugestellt.

Man bemerke, wie in den Verhandlungen der Fürsten rein nach dem staatlichen Rechte gefragt wird. Von

bloßen theologischen Gründen, politischen Erwägungen oder von persönlichem Grolle ist nirgends die Rede. Mit größter Ruhe wird debattiert und entschieden.

Um Heinrich bildete sich eine erschreckliche Leere. Er wollte einen Kriegszug unternehmen, um den mutigen Bischof von Metz zu strafen, der sich in den Verhandlungen der Fürsten am meisten hervorgethan. Kein Soldat folgte ihm. Dreimal wollte er Mörder dingen, um Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen unschädlich zu machen. Er konnte niemanden finden, der von ihm das Geld verdienen mochte.

Nun verwandelte er sich aus einem Wolfe in ein Lamm. Er entließ die sächsischen Fürsten, unter anderen die Witwe Ottos von Sachsen, welche er noch in der Festung von Mainz gefangen hielt; allerdings gegen Lösegeld. Er wollte mit den Sachsen verhandeln. Er versicherte, er sei ein anderer geworden, er bereue seine Verbrechen, seine Gesinnungen gegen sie seien durchaus geändert. Aber er fand keinen, der die Botschaft den Sachsen überbringen wollte. Endlich fanden sich zwei noch gefangene sächsische Bischöfe, der von Merseburg und der von Magdeburg, welche den Auftrag übernahmen, den Sachsen die glücklichen Entschließungen des Königs mitzuteilen.

Sie konnten jedoch nichts ausrichten. Überall erhielten sie im Sachsenlande die Antwort, man könne den Verheißungen eines Fürsten nicht mehr trauen, der mit Lügen und Eiden sein Spiel treibe. In dem Augenblicke selber, wo die Sachsen mit so klaren Worten ihr Mißtrauen in das Wort des Königs ausdrückten, gab dieser gerade wieder einen vollgültigen Beweis für die Berechtigung dieses Mißtrauens.

Während daß seine Gesandten mit den Sachsen Verhandlungen anknüpften und ihnen alles Mögliche verheißen sollten, hatte er sich, gefolgt von einigen Rittern, zum Herzoge von Böhmen begeben. Um den Preis der sächsischen

Provinz Meißen, die er an Böhmen abtrat, erhielt Heinrich von Wratislaus eine Armee oder vielmehr eine Räuberbande, wie die Chronisten sagen, und warf sich mit derselben urplötzlich auf die Ostgrenze des Sachsenlandes. Alles wurde verwüstet. Stolz auf seinen Erfolg, schickte nun der König Boten zu Otto von Nordheim mit dem Befehle, er solle mit seiner Heeresabteilung ihm Zuzug leisten. Der Herzog antwortete:

„Saget euerem Herrn: Noch vor kurzem gab ich ihm Ratschläge darüber, was die Ehre der Krone und das Wohl des Staates erheischt. Er hat vorgezogen, auf elende Schmeichler zu hören. Er rechnet mehr auf seine böhmischen Horden als auf die deutsche Armee. Das ist seine Sache.

Das Ergebnis werden wir bald sehen. Gelöst vom Eide gegen einen Fürsten, der alle göttlichen und menschlichen Gesetze ohne Scheu mit Füßen tritt, werde ich mit meinem Schwerte die Sache des Vaterlandes zu verteidigen wissen."

In einigen Tagen war der Heerbann der Sachsen versammelt. Mit unbeschreiblicher Begeisterung ging es gegen den Feind. Als die böhmischen Horden die Zahl der Feinde sahen, gingen sie auseinander und ließen Heinrich allein zurück. Dieser floh in aller Eile nach Worms, „um da seine Wut zu verbergen;" wie der Annalist Lambert sich ausdrückt.

Die Sache wurde jedoch noch ernster für den König.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Der Tag von Tribur.

Ein Schrei der Entrüstung ertönte auf allen Seiten in Deutschland bei der Kunde von diesem neuen schändlichen Verrate Heinrichs.

Man wandte sich an den Papst, um zu erfahren, wie

man gegen einen Tyrannen verfahren solle, den weder der Bannfluch der Kirche noch der beinahe allgemeine Abfall seiner Unterthanen zu einer Sinnesänderung führe. Man einigte sich, die Bewilligung Gregors zu erbitten, damit man einen neuen König wählen könne. „Die Sachsen zumal," sagt Bruno von Magdeburg, „baten inständigst, der Papst möge Mitleid haben mit ihrem unglücklichen Vaterlande, das durch so viele und schwere Schläge gleichsam vernichtet sei und möge entweder in Person oder durch Legaten der Königswahl präsidieren."

Gregor antwortete am 3. September 1076. Diese Antwort zeigt wieder so recht den „unversöhnlichen" Geist Gregors, nachdem er von Heinrich so schwer beleidigt worden war! „Unversöhnlich" allerdings war dieser Geist mit den Lastern Heinrichs, aber die Nachsicht selber mit der Person des Königs: „Ihr habt nur nötig," so schrieb er an die Bischöfe, Herzöge, Grafen und treuen Christen des teutonischen Reiches, „die Textworte unseres Dekretes sorgfältig zu studieren, um zu wissen, welches Verfahren gegen Heinrich zu beobachten ist. Wir haben die Beweggründe auseinandergesetzt, kraft deren wir ihn bannen mußten. Nicht aus Begierde nach weltlicher Herrschaft haben wir gehandelt, Gott ist unser Zeuge; sondern um die Rechte des Apostolischen Stuhles, die Ehre und die Disciplin unserer Mutter, der Kirche, zu wahren. Wir bitten euch deshalb, teuerste Brüder, tretet ein in jene Gesinnungen, welche die unsrigen sind. Wenn Heinrich sich aufrichtig bekehrt zu seinem Gotte, dann nehmet ihn mit Wohlwollen auf; und wendet ihm gegenüber nicht die Gerechtigkeit an, die den Thron nimmt, sondern die Barmherzigkeit, welche die vergangenen Verbrechen tilgt. Vergesset nicht das edle und fromme Andenken seiner Eltern, des verstorbenen Kaisers; und seiner Mutter, der Kaiserin, die beide der Krone so würdig waren und mit denen niemand, der heute lebt, einen Vergleich aushalten kann. Wenn ihr aber das Öl der Liebe auf die Wun-

den gießet, so vernachlässigt auch nicht die Anwendung ernster Heilmittel. Sonst würde aus der kaum geschlossenen Wunde der Brand entstehen und die Ehre sowohl der Kirche wie des heiligen römischen Reiches verzehren. Er soll also die schlechten Ratgeber von sich entfernen, die ihn zu so großen Verbrechen, selbst bis zur Kirchenspaltung beredet haben. Er soll fürderhin die Kirche nicht wie eine Sklavin behandeln, sondern wie die Braut Christi, die Mutter und Herrin der Gläubigen. Er soll den Geist des Hochmutes von sich weisen und nicht jene verderblichen Gewohnheiten verteidigen, welche erfunden sind, um die Kirche zu knechten und ihr die heilige Freiheit zu nehmen. Wenn der König dies alles verspricht, dann schicket uns eine Gesandtschaft, damit wir gemeinsam die notwendigen Maßregeln ergreifen können. Wir verbieten jedoch, mag kommen was da wolle, kraft der Autorität des Apostelfürsten jedem Bischofe, den König vom Banne loszusprechen, bis wir nicht vorher speciell die Erlaubnis erteilt haben. Wir müssen uns gegen Überraschungen vorsehen. — Bekehrt sich nun Heinrich nicht und verweigert er die bezeichneten Versprechungen, dann suchet mit dem Beistande Gottes einen Fürsten, der das Steuerruder des Königreiches übernehme. Dieser soll schwören, das zu beobachten, was wir eben als nötig für die Ehre der Kirche und das Wohl des Reiches bezeichnet haben. Thut uns danach das Ergebnis euerer Erwägungen kund, sowie den Namen und die Eigenschaften des Erwählten und, wenn die Neuwahl durchaus unabweisbar ist (das merke man für später), werden wir nach dem Beispiele unserer Vorgänger und unserer Väter die Wahl bestätigen. Es bleibt noch die Frage nach der Bedeutung des Eides, den ihr unserer geliebten Tochter, der Kaiserin, geleistet habt, falls ihr Sohn vor ihr sterben sollte. Dieser Eid kann euch in nichts aufhalten. Entweder nimmt die Kaiserin in übergroß zärtlicher Mutterliebe die Partei ihres Sohnes; — dann wäre ihr Widerstand nichtig, weil ungerecht. Oder sie nimmt mut-

voll Partei für die Gerechtigkeit; — dann wird sie der Absetzung ihres Sohnes ihre Zustimmung geben. Indessen ist es unser Wunsch, daß ihr euch ebenso an die Kaiserin wendet, um ihren Rat zu erbitten, wie ihr euch an mich gewendet habt." [1])

Offenbar strebte der Papst in diesem Aktenstücke danach, die ganze Angelegenheit im Bereiche des objektiven Rechts zu halten und so viel wie möglich für die Person Heinrichs IV. zu wirken. Persönlichkeiten und Leidenschaften sollten fernbleiben. Das erreichte Gregor vollständig. Die drei Hauptfürsten Rudolf, Welf und Berthold zusammen mit den Bischöfen Adalbero von Würzburg und Adalbert von Worms beschlossen, nicht für sich allein vorzugehen, sondern die Vorschläge des Papstes einer Versammlung aller Fürsten, Herren und Bischöfe Deutschlands vorzulegen. Sie beriefen diese Versammlung — das erste Mal ohne die Dazwischenkunft des Königs — auf den 16. November nach Tribur bei Mainz, „um für das Wohl des Vaterlandes zu sorgen." Der Erzbischof von Mainz hatte inzwischen das sinkende Schiff ebenfalls verlassen und sich dem Papste resp. den Fürsten angeschlossen. Er blieb von nun an seinem Entschlusse treu.

Gregor war eingeladen worden, zu dem Tage von Tribur seine Legaten zu senden. Er schreibt selbst darüber nach Mailand (ep. 7. lib. IV.): „Die Rückkehr zur Kirche in Deutschland ist allgemein. Die teutonischen Bischöfe und Fürsten sind entschlossen, einen anderen König zu wählen, wenn Heinrich keine Genugthuung giebt. Wir haben ihnen unseren Beistand versprochen; wenn nur in einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit alle Regeln der Gerechtigkeit beobachtet werden, sonst ziehen wir uns zurück."

Die Gesandten Gregors waren der Patriarch von Aquileja und Altmann von Passau, also zwei Männer, die mit allen diesbezüglichen Verhältnissen vertraut waren.

---

[1]) Ep. 3. lib. IV.

Sieben Tage beriet man in Tribur, wie Lambert berichtet. Die Sachsen, mit denen sich die Schwaben verbunden hatten, verlangten die Absetzung des Königs. Alle Fürsten weigerten sich, den König zu empfangen, weil er gebannt sei. Er war in Oppenheim. Nur der Rhein trennte die beiden Lager. Heinrich versprach alles, was man wollte; aber man hielt ihm seine zahlreichen Eidbrüche entgegen. Bald wäre es zu kriegerischem Zusammenstoß gekommen zwischen den Mietsoldaten des Königs und den verbündeten Sachsen und Schwaben. Endlich vereinigte man sich in allen den Bedingungen, die im Briefe Gregors bezeichnet waren. Der König sollte als einfacher Privatmann ni Speier leben; und wenn er bis zum Anfange des künftigen Februar nicht vom Banne befreit sei — so schworen die Bischöfe und Fürsten — so würde ein neuer König gewählt werden.

Heinrich nahm alles an. Er that seinen Unterthanen selbst öffentlich kund, sie sollten von nun an dem Apostolischen Stuhle und seinem Inhaber gehorsam sein; und jene, welche im Banne seien, sollten persönlich bei Gregor um Lösung nachsuchen.

So sprach der König. Insgeheim aber suchte er den Papst zu täuschen. Er schob dem in der Fürstenversammlung abgefaßten Berichte an den Papst einen anderen unter, den der Gesandte, nämlich der nun ebenfalls bekehrte Erzbischof von Trier, freilich ohne sein Wissen, auch wirklich in Rom vorlas. Der untergeschobene Brief lautete: „Versprechen, welches König Heinrich dem Papste Hildebrand giebt, der sich als Papst Gregor nennt. Gemäß dem Rate meiner Vasallen will ich nun dem Apostolischen Stuhle gehorchen. Man hat mir vieles zur Last gelegt, ich werde mich bei gelegener Zeit rechtfertigen, sei es daß ich das Gegenteil darthue sei es durch ein Gottesurteil (vgl. später in Canossa). Wir unterwerfen uns im voraus der Buße, welche der heilige Stuhl auflegen wird. Aber es gehört sich zu gleicher Zeit,

daß Eure Heiligkeit sich auch von den Anklagen reinigt, die ihr gemacht worden sind."

Die List Heinrichs, die Fürstenversammlung als ebenso feindlich dem Apostolischen Stuhle wie dem Throne darzustellen, wie wenn sie sich nämlich als höchstes Tribunal betrachtete, und sie auf diese Weise vor Gregor zu verdächtigen, scheiterte. Die Fürsten waren so klug gewesen, eigene Gesandten nach Rom zu senden, von denen Heinrich nichts wußte. Der Papst ließ die Gesandten beider Teile nur zusammen zur Audienz zu, so daß der Betrug sogleich entdeckt wurde.

Die Gesandten der Fürsten erläuterten das, was in Tribur beschlossen worden sei; und der Erzbischof von Trier stimmte dem durchaus zu. Er sagte, dieser Brief, den er überbracht, sei nicht in Tribur abgefaßt und vorgelesen worden, sondern müsse auf irgend eine Weise untergeschoben sein.

Nun schnitt, wie Berthold erzählt, der Papst allen Weiterungen die Spitze ab, indem er in Gegenwart der Gesandten der Fürsten denen Heinrichs erklärte, er verweigere in aller Form (vgl. den Beschluß in Tribur, Heinrich solle in Speier bleiben) dem Könige die Erlaubnis, nach Italien zu kommen. Er gebiete ihm kraft der Apostolischen Autorität, ihn, den Papst, in Deutschland zu erwarten. Er werde für den 2. Februar 1077 in Augsburg sein; dorthin solle der König dann sich begeben. Es kam anders!

Vierter Teil.

Canossa und die letzten Jahre des Pontifikats Gregors VII.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Die Reise Gregors nach Deutschland.

„Alsbald nach der Audienz der deutschen Gesandten traf Gregor die Vorbereitungen zur Reise nach Deutschland. Er wollte dem guten Hirten folgen, der da gesagt hat: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt giebt sein Leben für die Schafe," sagt Berthold.

Von allen Seiten machte man Anstrengungen, den Papst von dieser Reise abzubringen. Man stellte ihm sein Alter vor, seine durch Fasten und Nachtwachen geschwächte Gesundheit, die Gefahren einer Reise über die schneebedeckten Alpen, die Unsicherheit in Italien, wo die Schismatiker unter Guibert von Ravenna und Thebald von Mailand eben ein Konzil gehalten und die Absetzung Gregors erklärt hatten. Man machte ihn aufmerksam auf den Wechsel in der Stimmung der Deutschen, die noch vor kurzem ihn abgesetzt

hätten und jetzt zu ihm wie zu ihrem einzigen Rettungsanker ihre Zuflucht nähmen. Rom selber könne, von seinem Herrn verlassen, leicht einer Überrumpelung unterliegen; der Herzog Guiscard habe sich noch nicht unterworfen; die Gefahren, denen er sich und das Wohl der Kirche aussetze, seien größer als jene, die er beschwören wolle.

Es half nichts. Er schrieb selber später:[1] „Ausgenommen die Gräfin Mathilde, diese teure Tochter des heiligen Petrus, haben sich alle unsere Freunde der Abreise widersetzt; aber das Werk Gottes duldet keinen Aufschub.“

Am Tage seiner Abreise schrieb er an die deutschen Bischöfe und Fürsten: „Gregor, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, entbietet allen Bischöfen, Herzögen, Markgrafen und allen Verteidigern der christlichen Religion im teutonischen Königreiche seinen Segen. Trotz der Warnungen und des Widerstandes von seiten der Römer komme ich zu euch im Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit und die Aufrichtigkeit eueres katholischen Glaubens, bereit, selbst den Tod zu finden für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Durch Trübsale und Leid müssen wir den Himmel erobern. Was euch betrifft, meine geliebten Brüder, strenget alles an, daß ich mit Gottes Hilfe zu euch kommen und meiner Pflicht genügen kann. Jener segne euch, durch dessen Gnade mir am Tage meiner Weihe an dem Grabe des heiligen Apostelfürsten gesagt worden ist: Was Du segnen wirst, soll gesegnet und was Du lösen wirst auf Erden, wird gelöst sein im Himmel.“

„Der unerschrockene Hirte,“ berichtet Lambert von Hersfeld, „verließ Rom begleitet von einer kleinen Truppe Soldaten, an deren Spitze Mathilde selber sich befand. Sie blieb ihm immer zur Seite und leistete ihm in aller Ehrfurcht die wesentlichsten Dienste. Ihre Herrschaft erstreckte sich über den größten Teil Oberitaliens; ihre Reichtümer ent-

[1]) Ep. XI. lib. 3.

sprachen ihrer Macht; sie stellte alles, was sie hatte, dem Papste zur Verfügung. Die Günstlinge Heinrichs, die sittenlosen Geistlichen, deren ungültige Ehen Gregor VII. brandmarkte, verfehlten nicht, seine Beziehungen zu Mathilde zu verdächtigen; aber die Absurdität solcher Verleumdungen sprang in die Augen aller Vorurteilsfreien. Das ganze Apostolische Leben des Papstes und seine seltenen Tugenden entfernten jeden Schatten von Verdacht. Ganz Rom, wo so viele Fremde zusammenkommen und das schon sonst so viele Einwohner als Zeugen des Lebens Gregors zählt, protestierte gegen solche Lästerreden. Die täglichen Wunder, die Gregor wirkte, sein unvergleichlicher Eifer für die Ehre Gottes, sein Kampf für die Wiederherstellung der kirchlichen Zucht verteidigten ihn siegreich gegen alle Reden seiner Verleumder."

In Florenz feierte Gregor Weihnachten. Von Florenz ging es nach Mantua, der Hauptstadt der Staaten Mathildens. Dort begab sich zu ihm Gregor von Vercelli, Kanzler des Königreiches der Lombardei, der von den deutschen Fürsten den Auftrag erhalten, den Papst, sobald er die Apenninen überschritten hätte, bis nach Deutschland zu begleiten. Unter den größten Schwierigkeiten wurde die Reise weiter verfolgt bis in die Umgebung von Trient. Dort, bei Klausen, sollte den Papst nach der Vereinbarung mit den Fürsten eine Abteilung deutscher Soldaten in Empfang nehmen. Aber als Gregor bis zu der bezeichneten Stelle gekommen war, fand er nichts; und selbst, nachdem er einige Tage gewartet, war keine Spur einer Heeresabteilung zu sehen. Der Papst war, wie er später schrieb, „auf das peinlichste überrascht." Zu seinem Schmerze sollte er bald den Grund hören.

Es gelangten Depeschen an den Kanzler, die davon Mitteilung machten, daß Heinrich das Verbot, nach Italien zu kommen, verachtet, Speier verlassen, einsam und unter den größten Gefahren trotz des tiefen Schnees die Alpen überstiegen hätte, von den lombardischen Baronen in Verbindung

mit den schismatischen Bischöfen freudig empfangen worden wäre und nun mit einer großen Armee über Vercelli heranmarschiere, um den Papst zu überraschen und, beuge derselbe sich nicht, in Rom einen Gegenpapst aufzustellen. Natürlich hatte die kleine militärische Deckung der deutschen Fürsten in diesem Falle nicht kommen können. Die Fürsten mußten für die Verteidigung des Vaterlandes sorgen. Es mußte an alles gedacht werden, da in Deutschland selbst der König viele für sich hatte, besonders unter den Städten.

Der Papst war in der übelsten Lage; Mathilde fand für den Augenblick einen Ausweg. Sie bot dem Papste das uneinnehmbare Schloß Canossa als Zuflucht an. Es wurden vierzig Meilen zurück gemacht bis in die Gegend von Reggio. Hier nun in Canossa sehen sich König und Papst das erste Mal, — Heinrich und Gregor das zweite Mal; aber unter wie veränderten Verhältnissen.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Heinrich und die lombardischen Barone.

Wie hatte Heinrich Speier verlassen können?

Was die Freunde Gregors dem Papste vorhielten, die Deutschen seien unzuverlässig, war nicht ohne Grund. Es muß immer festgehalten werden, daß es in Deutschland eine Menge Bischöfe und Priester mit zahlreichem Anhange gab, die ganz ebenso wie die Lombarden großes Interesse daran hatten, daß Heinrich nicht die Krone verliere, sondern nur in etwa zeitweilig gedemütigt werde. Kam der Papst nach Augsburg, so war eine Verurteilung Heinrichs gar nicht abzuwenden; und es wurde dann ohne Zweifel ein König gewählt, der die Dekrete der römischen Konzilien über Simonie, Investitur und Cölibat durchführen würde. Schon der Bischof

von Verdun, Theoderich, der Heinrich zu bewachen hatte, war durchaus nicht ein Freund totaler Reform.

Das Poetische einer Flucht aus Speier, wie es Lambert von Hersfeld giebt, wonach der König in Begleitung nur eines Dieners mit seiner Gemahlin die Alpen überschritten hätte, entspricht deshalb wohl kaum den Thatsachen und noch weniger dem Charakter Heinrichs.

Berthold von Konstanz (annales) konnte besser die Einzelnheiten wissen; und was er erzählt, das paßt ganz und gar zu den damaligen Verhältnissen und zur ganzen Politik des Königs. „Während seiner Zurückgezogenheit in Speier," schreibt der Annalist, „dachte Heinrich nach, wie er Geld und Soldaten erhalten könne, um wieder eine Rolle auf der Weltbühne zu spielen und sich an seinen Feinden zu rächen. Ein Markgraf aus der Lombardei, Autpert, kam zu ihm und war ihm sehr von Nutzen sowohl durch seine Ergebenheit als auch durch seine Freigebigkeit. Deshalb überhäufte ihn auch Heinrich später mit Ehren und Schätzen. Es half dies aber dem Autpert wenig. Denn als er vom Heereszuge nach Italien zurückkam und Augsburg berührte, starb er plötzlich durch einen Sturz vom Pferde. Der Unglückliche konnte da erkennen, was es mit dem Apostolischen Bannspruche für eine Bewandtnis habe, den er bis dahin verachtet hatte."

Es läßt sich daraus mit Sicherheit schließen, daß durch Vermittlung des Markgrafen Autpert von der Lombardei her dem Könige Hilfe kam und daß ihm von da aus die Aufstellung einer Armee versprochen wurde, sobald er nach Italien käme. Er zog deshalb, unter Konnivenz des Bischofs Theoderich mit seiner Frau und seinem Sohne unter starker militärischer Begleitung zusammen mit Autpert, von Speier ab, ohne daß damit irgend welche Gefahr verbunden gewesen wäre. Die deutschen Fürsten verließen sich darauf, daß sie die Alpenpässe auf der deutschen Linie von Tirol und Kärnthen hatten militärisch besetzen lassen. Heinrich aber

zog durch ihm wohlgesinnte Provinzen, nämlich durch Burgund, den Jura, Savoyen und den Mont-Cenis. Um durch Savoyen zu kommen, mußte er dem Fürsten Amadeus fünf Bistümer, die an der Grenze lagen, abtreten. Erst jetzt begannen die Schwierigkeiten. Die Kälte war überaus groß; die Schlünde des Mont-Cenis füllte dermaßen Schnee, daß sie kaum unterschieden werden konnten; die Gipfel erschienen bedeckt mit enormen Eismassen, oft einer spiegelglatten Fläche gleich. Aber man mußte voran; vor dem 1. Februar mußte der König vom Banne gelöst sein. Unter unglaublichen Gefahren und Hindernissen gelang es endlich.

Der König kam nach Susa und hier war er wieder König. Umgeben von einer sehr großen Armee, welche die Lombarden stellten, legte er die Insignien der königlichen Würde von neuem an. Er berief eine Versammlung lombardischer Bischöfe nach Pavia und setzte den Beweggrund seiner Reise auseinander. „Für euch," sprach er zu den Schismatikern, „bin ich hierher gekommen, um euch mit dem Mantel königlicher Unverletzlichkeit zu bedecken. Ich will jetzt zum Papste gehen; weniger auf daß er mir die Gründe des Bannes angebe, den er ungerechterweise gegen mich geschleudert, als jenes Bannes, der euch getroffen." „Hildebrand ist nicht mehr Papst," schrieen die durch diese Worte in Furcht gejagten Bischöfe; „gemäß Deinem Befehle und gemäß der Gerechtigkeit haben wir ihn eben abgesetzt!"

Der König war nun genötigt, ihnen den wahren Hergang der Dinge in Tribur zu erzählen; wie er nach den Abmachungen in Tribur nicht mehr König von Deutschland sei, wenn er nicht bis zum Ende des Monat Januar vom Banne gelöst werde; er müsse deshalb mit Gregor eine Unterredung haben; denn besitze er nicht mehr Deutschland, so sei er mit dem kleinen lombardischen Königreiche allein ausgestattet nicht mehr imstande, sie, die lombardischen Bischöfe, zu verteidigen; sei er einmal vom Banne befreit, so würde er mit ihnen das weitere überlegen.

Die Lombarden mußten sich zufrieden geben; sie würden, sagten sie, mit ihrem Heere bis auf die Rückkehr des Königs warten. Das Gros der Armee war bei Reggio und bildete in der unmittelbaren Nähe Canossas gegenüber dem Papste eine beständige Drohung.

Heinrich rief die Vermittlung Mathildens an, um beim Papste eine Audienz zu erhalten. Es kam nahe bei der Burg eine Zusammenkunft zustande zwischen Adelaide (Adelheid) von Susa, Amadeus, ihrem Sohne, dem Markgrafen Azzo, mehreren italienischen Fürsten, dem Abte Hugo von Clugny und dem Könige Heinrich. Der König versprach dem Papste volle Genugthuung. Mathilde und Hugo übernahmen es, beim Papste zu vermitteln und begaben sich zu ihm. Als aber der Papst noch mit ihnen zusammen war und seinen Entschluß kund that, Heinrich nicht zu sehen, sondern in Deutschland persönlich die ganze Sache zu entscheiden; meldete man plötzlich, Heinrich sei am Thore des Schlosses und bitte um Einlaß.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Canossa. Präliminarien.

„Heinrich war insgeheim den anderen gefolgt, als sie zur Burg zurückgingen,“ sagt Berthold, „entschlossen, in allen Fällen zu einer Unterredung mit dem Apostolischen Herrn zu gelangen. Einige andere Exkommunizierte begleiteten ihn.“ Es war gegen Abend, als der König am Thore pochte, um Einlaß und Audienz beim Papste zu begehren. Der Papst ließ sagen, wie Lambert berichtet: „Das geistliche und weltliche Recht verbieten, über einen Angeklagten zu Gericht zu sitzen in Abwesenheit der Ankläger. Wenn sich Heinrich unschuldig fühlt, daß er sich ohne Furcht in Augsburg stelle; ich werde da sein; er kann sicher sein, daß

dort ohne Ansehen der Person nur Gerechtigkeit geübt werden wird."

Heinrich antwortete: „Ich bin weit entfernt, mich einem Rechtsspruche entziehen zu wollen, der von einem Papst ausgeht, wie Gregor ist. Gregor ist der Freund des Rechts, die Stütze und der Rächer der Unschuld. Aber wir nahen uns dem Jahrestage meiner Ausschließung aus der Kirche Gottes; und wenn ich da vom Banne nicht gelöst bin, so verliere ich durch diese Thatsache allein gemäß den Staatsgesetzen, **juxta leges palatinas**, abgesehen von allem Richterspruche, alles Recht auf die Krone; und ich würde gar nicht mehr zugelassen werden, um nach Recht und Gesetz meine Unschuld zu beweisen. Die einzige Sache, die ich vom Papste erbitte, ist, mich vom Banne zu lösen und mich wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen. Er kann mir Buße und Genugthuung auflegen, wie er will. Die Versammlung in Augsburg soll davon ganz unberührt bleiben. Ich werde mich dort stellen, wie der Papst Tag und Stunde festsetzen will. Ich werde auf alle Beschuldigungen antworten. Was auch immer Gregor nach Anhörung der beiden Teile entscheiden wird, dem unterwerfe ich mich im voraus; selbst wenn mir dann das Recht auf die Krone abgesprochen werden sollte."

„Der Papst," so immer der Annalist, „blieb bei seiner Weigerung. Er fürchtete die Schliche des Königs. Alle seine Freunde aber, die um ihn waren, bestürmten ihn mit Bitten, er solle es nicht zu weit treiben; seine Handlungsweise würde als ungerechtfertigte Härte ausgelegt werden. Endlich sprach er: Bereut Heinrich wirklich, so soll er davon einen Beweis geben; daß er alle Insignien der Königswürde ablege und sie uns zur Verfügung stelle; daß er dann sich als unwürdig erkläre des Titels und der Würde eines Königs."

Man bemerke hier, wie Gregor den Rechtsstandpunkt aufrechthält. Heinrich hatte in Italien die Insignien der

königlichen Würde wieder angenommen; denn von seinem Königreiche Italien aus war keine Anklage gegen ihn erhoben worden. Er meinte, daß die Frage wegen des Rechtes an den Thron nur Deutschland betreffen könne, resp. ihn als König der Deutschen. Der Papst ist nicht gegen diese Auffassung. Er legt es Heinrich nicht zur Last, daß er die königlichen Insignien, die ihm verboten worden, d. h. den Purpurmantel, das Diadem und das königliche Wappen am Schwerte, wieder angenommen habe und damit angethan es wage, ihn, den Papst, der es ihm verboten, um Einlaß und Audienz zu bitten. Aber er betrachtet dies als Zeichen der reuigen Gesinnung, daß Heinrich sich nicht als König präsentiere, sondern als Bittender.

Aus demselben Grunde giebt er auch nach, als ihm seine Freunde von neuem vorstellen, „er solle das geknickte Rohr nicht vollends brechen" und von dieser Bedingung abstehen. Er sagt am Ende: „Daß man ihn in die Burg eintreten lasse; aber daß er Bußgesinnung zeige und sich den Dekreten des Apostolischen Stuhles unterwerfe."

Was Deutschland anbetrifft, konnte Gregor gar nicht nachgeben. Er konnte das für Augsburg Vorbehaltene nicht allein in Canossa abmachen. Die Rechte eines Dritten, der deutschen Fürsten, waren da im Spiele. Deshalb weigerte sich Gregor von vornherein, nach dieser Seite hin irgendwie nachgiebig zu sein. Aber was Italien anbelangt, kam nur sein eigenes Absetzungsdekret, also seine eigene Autorität oder die der Kirche, welche er selbst natürlich an erster Stelle vertrat, in Frage; da zeigte er sich nach giebig.

Heinrich wurde nun in die Burg eingeführt und zwar in den ersten von den drei Mauerringen, welche die eigentliche Burg umgaben. Mit ihm traten ein mehrere exkommunizierte Bischöfe und Laien; es blieben draußen in den daselbst befindlichen Herbergen die den König begleitenden Ritter.

Was nun die Buße betrifft, so regelte sie, wie Hefele bemerkt, der König allein; er machte sie geradeso wie er

wollte. Dem Kaiser Theodosius nachahmend, legte er am Morgen des ersten Tages alles Kostbare mitsamt den königlichen Insignien von freien Stücken ab. Mit nackten Füßen und in ein wollenes Hemd gehüllt, dem Kleide der Büßer, stand er da bis zum Abende in Erwartung dessen, was der Papst entscheiden würde. So fuhr er fort den zweiten und den dritten Tag. Am vierten empfing ihn der Papst; so berichtet Lambert von Hersfeld.

Berthold ist genauer: „Der König hatte sich ganz in Wolle gekleidet; trotz der Kälte hatte er seine Fußbekleidung abgethan und während der drei Tage der Buße wurde er beherbergt mit den Seinigen im zweiten Umkreise. Er wurde zu allen Übungen der Buße zugelassen und nach einer eingehenden Prüfung fand man ihn in den besten Bußgesinnungen. Mit Thränen flehte er inständigst um die Gnade, in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen zu werden. Aber der Papst zögerte; er war in seinem guten Glauben schon so oft von Heinrich getäuscht worden; es fiel ihm schwer, an die Aufrichtigkeit des Königs zu glauben. Es wurden Verhandlungen gepflogen." Nach drei Tagen hatten dieselben noch zu keinem Resultate geführt. Der Papst verlangte ernstliche Bürgschaft für die Erfüllung des Versprochenen. Da begab sich der König endlich in die Kapelle zum heiligen Nikolaus und bat seinen Paten, den Abt Hugo, er möge für ihn Bürgschaft leisten; wie Domnizo erzählt (vita Mathil. lib. 2. c. I.). Hugo entschuldigte sich mit der Benediktinerregel, die dies verbiete (fideijussorum fieri). Da wandte sich der König an Mathilde, die ebenfalls gegenwärtig war, sie möge für ihn bürgen. Die Gräfin versprach, noch einen letzten Schritt zu thun.

Es wurden im Beisein aller gegenwärtigen Kardinäle, Bischöfe, Äbte und Fürsten, die dem Papste insgesamt dazu rieten und gemeinsam sich als Bürgen Heinrichs erklärten, die Bedingungen für Heinrich festgestellt: er solle sich in Augsburg stellen und je nach dem das Ergebnis der dor-

tigen Untersuchung sein wird, solle er zufrieden sein, also entweder die Krone behalten oder verlieren; bis dahin dürfe er keinen Regierungsakt für Deutschland vollziehen und nicht die Insignien der deutschen Königswürde tragen; alle Akte, die er sich in Staatsgeschäften erlauben möchte, seien von vornherein ungültig; alle seine Unterthanen bleiben vom Treueide gegen ihn entbunden; die verderblichen Ratgeber, wie der Bischof Ruotbert von Bamberg, müßten von ihm ferngehalten werden; sollte er nach den Verhandlungen in Augsburg wieder auf den deutschen Königsthron steigen, so würde er dem Papste helfen, die Dekrete der römischen Konzilien in Deutschland auszuführen; hält er diese Bedingungen nicht ein, so ist die Absolution, die er jetzt mit so viel Eifer nachsucht, null und nichtig; er hat sich dann gemäß eigenem Urteil als schuldig zu halten und die deutschen Fürsten hätten das Recht, einen neuen König zu wählen.

Heinrich nahm diese Bedingungen an: „mit großer Trauer," sagt Lambert; — „mit Dankbarkeit und gern," sagt Berthold. Beides mag wahr sein. Er war traurig nach außen hin und freute sich im Innern, daß er zum Ziele gekommen sei, entschlossen, keines seiner Versprechen zu halten. Der Papst wollte nicht, daß Heinrich selber schwöre. Er veranlaßte zwei Bischöfe, Eppa von Zeitz und Gregor von Vercelli, den Kanzler von Italien, es für ihn zu thun und alle anwesenden Prälaten und Fürsten mit der Kaiserin-Mutter, die in den nächsten Tagen persönlich eintreffen sollte, leisteten Bürgschaft für die Aufrichtigkeit des Königs. „Man brachte," sagt Lambert, „zwei Reliquienkästlein herbei, und, die Hand ausgestreckt auf diese heiligen Pfänder, schworen die beiden Bischöfe am Abende des 24. Januar 1077 und nach ihnen der Markgraf Azzo sowie alle anwesenden Fürsten, die an den Verhandlungen teilgenommen hatten, im Namen des Königs, daß dieser das Versprechen treu halten werde. Der Abt von Clugny, der gemäß seiner

Regel nicht schwören durfte, begnügte sich zu sagen, er hätte vor Gott, der alles sieht, die Überzeugung, daß der König es ernst und aufrichtig meine."

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Canossa. Lösung vom Banne.

„Den nächsten Tag," schreibt Berthold, „erschien Heinrich an der Thüre der Hauptkirche Canossas; Thränen rollten unablässig über das Gesicht. Die anderen Exkommunizierten weinten ebenfalls. Was an diesem Tage für Thränen geflossen sind, ist unmöglich zu beschreiben. Auch der Apostolische Vater und Herr weinte beim Anblicke dieser Schäfchen, die vor ihm auf den Knieen lagen, um deren Bekehrung er so lange gefleht hatte." Domnizo erzählt als Augenzeuge: „Es war der siebente Tag vor Ende Januar (25. Januar). Heinrich mit nackten und vor Kälte erstarrten Füßen fiel auf die Kniee und, seinen Körper in Form eines Kreuzes ausgestreckt, flehte er: Verzeihung heiliger Vater, Verzeihung; o barmherziger Vater, verzeiht mir vollständig. Der Papst war gerührt und sagte: Es ist genug, es ist genug! Und dann, nachdem die Büßenden ihre Schuld bekannt," fährt Berthold fort, „sprach er zu ihnen Worte voll Trostes und voll väterlicher Zärtlichkeit. Darauf begann er die kanonischen Ceremonien der Lösung vom Banne und nachdem dies vorüber, gab er ihnen den Apostolischen Segen, nahm sie so wieder in die Kirchengemeinschaft auf und führte sie in die Kirche. Dort betete er die vorgeschriebenen Gebete, gab dem Könige und den fünf Bischöfen von Straßburg, Bremen, Lausanne, Basel und Zeitz den Friedenskuß und begann das feierliche Hochamt."

„Als er," fährt Lambert fort, „bis zur Kommunion gekommen war, rief er den König und alle Anwesenden, die

sehr zahlreich waren, an den Altar, nahm den Leib des Herrn in die Hand und wandte sich an Heinrich: Ich hatte vor einiger Zeit von Dir und Deinen Genossen einen Brief bekommen, in welchem ihr mich beschuldigtet, ich hätte durch Simonie den Apostolischen Stuhl bestiegen und seit meiner Amtsführung mein Leben mit solchen Verbrechen befleckt, daß ich nach den kanonischen Satzungen zu keiner kirchlichen Stellung hätte zugelassen werden können. Es würde mir leicht sein, eine ganze Menge Zeugen vorzuführen, gegen deren Gewicht und Wahrhaftigkeit niemand etwas einwenden könnte, um darzuthun, daß alle diese Beschuldigungen nichts als reine Verleumdungen seien: Zeugen sowohl meiner Lebensweise seit meiner Kindheit, als auch solche, die meine Wahl zum Papste veranlaßten. Ich will aber nicht das Zeugnis der Menschen anrufen, sondern das Gottes. Siehe hier den Leib des Herrn. Daß er für mich heute ein Beweis meiner Unschuld werde, so zwar daß, wenn ich unschuldig bin, der Allmächtige mich befreie von allem Verdachte; wenn ich aber schuldig bin, daß ein plötzlicher Tod mich hinwegraffe! Danach nahm der Papst die eine Hälfte der heiligen Hostie. Aller Augen hefteten sich auf ihn. Und als er ohne Anstand diese furchtbare Kommunion genommen (qua liberrime sumpta), drückte die ganze Versammlung ihre Freude durch lauten Jubel aus und dankte Gott, der so die Unschuld seines Dieners bezeugte. Gregor jedoch gebot Stille und sprach zum Könige: Mein Sohn, nun thue dasselbe, was ich gethan habe. Die deutschen Fürsten werden nicht müde, mir alle Tage Anklagen gegen Dich vorzubringen. Die Verbrechen, deren sie Dich beschuldigen, sind derartig, daß sie meinen, Du dürftest nicht nur niemals mehr die Regierung führen, sondern Du müßtest für immer von jeglichem Verkehr mit Menschen ferngehalten werden und ausgeschlossen sein bis zum letzten Atemzuge von der Kirchengemeinschaft. Sie fordern laut, Du sollest zu bestimmter Zeit Dich stellen, damit diese ihre Anklagen nach Recht und

Gesetz untersucht werden. Nun kennst Du hinlänglich die Ungewißheit der menschlichen Urteile. Du weißt, daß bei öffentlichen Debatten nicht selten eben auf Grund der Aufregung selber das Falsche für wahr erklärt wird. Eine beredte, blumenreiche Rede kann den nüchternsten Verstand zu Gunsten nichtiger Vorwände einnehmen. Ich nehme deshalb Deine Interessen wahr; und da Du in Deinem Unglücke zum Apostolischen Stuhle gekommen bist, um Beistand zu suchen, so thue, was ich sage. Wenn Du Deiner Unschuld gewiß bist; wenn Deine Überzeugung eine innerlich aufrichtige ist, daß nur Haß die Anklagen gegen Dich eingegeben und nichts als elende Lüge und Verleumdung zu Grunde liegt, gieb den Beweis Deiner Unschuld; befreie mit einem Male die Kirche Gottes von Angst und Pein und Ärgernis und Dich selber von den Bedenken und Zweifeln einer langsamen Untersuchung. Nimm diese andere Hälfte des Leibes des Herrn und schließe so mit dem Zeugnisse Gottes den Mund Deiner Verleumder. Ich werde dann selber der Verteidiger Deiner Unschuld sein; ich werde Deine Sache bei den Fürsten führen und sie mit Dir versöhnen; das Königreich wird Dir wiedergegeben werden und der Sturm des Bürgerkrieges, der die Christenheit verwüstet, wird beschworen sein. Der König war stumm vor Staunen. In größter Unruhe beriet er sich leise mit seinen Ratgebern. Endlich erklärte er, bei der Abwesenheit derer, die im Unglücke ihm treu geblieben sind, zumal bei der Abwesenheit seiner Ankläger; noch dazu in Anbetracht der verhältnismäßig kleinen Zahl der Anwesenden erscheine ihm die vorgeschlagene Probe ohne Zweck; seine Feinde würden es doch nicht glauben. Er bat darum den Papst, er möge ohne irgend ein Präjudiz die ganze Sache der Fürstenversammlung in Augsburg unterbreiten; dort würde er sich jeder ihm auferlegten Probe unterziehen. Der Papst bewilligte ohne Schwierigkeit die Bitte."

Dieser Bericht Lamberts wurde und wird vielfach als

unrichtig bestritten. Wir glauben, mit Unrecht. Eine solche Thatsache erfindet sich vor allem nicht so leicht. Allerdings sagt Bonizo von Sutri, der ein Vertrauter Gregors war, Heinrich hätte thatsächlich kommuniziert. Aber das ist ganz gut möglich und ist durch den Bericht Lamberts gar nicht ausgeschlossen. Unter den Bußübungen war eine der hauptsächlichsten die sakramentale Beichte. Hatte also Heinrich, wie der Chronist ausdrücklich sagt, „alle diese Übungen durchgemacht," so hatte er auch jedenfalls gebeichtet und konnte somit kommunizieren. Der König erwidert ja auch nichts, was sich darauf bezöge, daß er etwa nicht zu kommunizieren vermöchte; sondern er bestreitet nur die Opportunität eines „Gottesurteils"; er will nicht die Kommunion unter den bestehenden Verhältnissen als formelles Gottesurteil empfangen. Es sind dies zwei verschiedene Dinge, zu kommunizieren und die Kommunion vor der versammelten Menge als Gottesurteil empfangen. Der König weist auch nicht das Gottesurteil an und für sich zurück. Nein, er will sich „allen Proben" unterwerfen, welche der Papst mit den Fürsten für gut findet. Er konnte also trotzdem kommunizieren, wie man in gewöhnlichen Verhältnissen kommuniziert, nachdem er erklärt hatte, die Kommunion nicht als Gottesurteil betrachten zu wollen. So faßt dies auch offenbar der Papst auf, welcher durchaus nicht auf seinem Vorschlage besteht, sondern sogleich zufrieden war (**haud gravate adquievit**).

Wenn aber Berthold sagt, der König hätte nicht kommuniziert, so giebt eben Lambert die Möglichkeit, ihn mit Bonizo in Übereinstimmung zu bringen. Berthold will sagen, er hätte die Kommunion nicht als „Gottesurteil" empfangen.

Auch daß der Papst durch dieses Vorgehen den Entscheidungen in Augsburg vorgegriffen hätte, ist nicht stichhaltig. Der Papst schließt diese Auffassung selber aus. Er persönlich nur würde, sagt er ausdrücklich, der Verteidiger Heinrichs sein. Er setzt also die Debatten in Augsburg

voraus und betont nur, daß es für ihn, den Papst, dann nach einem solchen Zeugnisse Gottes selber bei weitem leichter sein werde, gegenüber den „Blumen der Rede", also gegenüber den Anklagen von seiten der Fürsten die kalte Nüchternheit des Verstandes zu behalten und die Beweise der Gegner als das, was sie sind, zu enthüllen. Für ihn persönlich werde nach diesem Zeugnisse Gottes die Unschuld Heinrichs feststehen; und er ist überzeugt, daß ihm Gott auch vor den Fürsten Kraft und Erleuchtung verleihen werde, um sie gegen alle Anklagen zu schützen.

Man vergißt den Umstand immer zu schnell, daß Gregor ein Heiliger ist. Für ihn gilt, wie er sagt, „das Zeugnis Gottes mehr als das der Menschen." Dazu kommt, daß Heinrich offen, wie wir früher bemerkt haben, den Papst aufgefordert hatte, einem solchen Gottesurteile ihn zu unterwerfen; und daß er nicht undeutlich zu verstehen gegeben, der Papst werde sich wohl ebenfalls von den gegen ihn selber gerichteten Anklagen reinigen. Für den Papst gab es aber keinen Richterstuhl. Er konnte nicht zulassen, daß irgend eine Versammlung über ihn zu Gericht sitze oder auch nur die „Anklagen" untersuche. Wollte er den boshaften Insinuationen Heinrichs die Spitze abbrechen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als den vom Könige hingeworfenen Handschuh aufzunehmen; d. h. auf das Zeugnis Gottes selber sich zu berufen.

Warum wollte nun Heinrich nicht? Offenbar sind die von ihm vorgebrachten Gründe hinfällig. Es mag ihm wohl das Beispiel Kaiser Lothars eingefallen sein, der im Jahre 869 eines plötzlichen Todes starb, kurz darauf, nachdem er dieses „Gottesurteil" angenommen. Von allen Seiten kamen zu dieser Zeit der Bekämpfung der realen Gegenwart von seiten Berengars Nachrichten von eklatanten Wundern, welche die Wahrheit der realen Gegenwart bezeugten. Jedenfalls hatte Heinrich Angst; und Gregor bestand nicht darauf.

Der Papst verlangte endlich vom Könige für seine

Reise nach Deutschland noch zur Vorsicht einen von ihm unterzeichneten Geleitschein, gemäß welchem der König erklärte, der Reise des Papstes kein Hindernis in den Weg legen zu wollen.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Sechs Tage nach Canossa.

Allsobald nach der Zusammenkunft in Kanossa sandte der Papst die Kardinäle Gerald von Ostia und Humbert von Pränestе mit dem Bischof von Lucca, Anselm, nach der Lombardei, um dort nach Kräften das Schisma zu beseitigen. Sie hatten Vollmacht, jene simonistischen und verheirateten Bischöfe und Priester loszusprechen, welche eine Sinnesänderung zeigten. „Die Sendung der drei seeleneifrigen Männer war bereits von den schönsten Erfolgen begleitet, als sie plötzlich von bewaffneten Leuten des Bischofs von Piacenza, bei dem Heinrich weilte, gefangen genommen wurden. Die Kardinäle wurden in eine feste Burg eingesperrt, der Bischof in seine Diöcese zurückgeschickt. Der letztere fand diese seine Diöcese ganz und gar von den Ketzern überschwemmt und kehrte nach Canossa zurück." So Berthold in der vita S. Anselmi.

Vorher schon hatte Heinrich die Erlaubnis von Gregor zu erhalten gesucht, die königlichen Insignien wieder annehmen und sich in Monza als König der Lombardei krönen lassen zu können. Gregor schlug die Bitte rund ab und wies auf die in Canossa vom Könige eingegangenen Verpflichtungen hin. Da kam Heinrich persönlich bis nahe an Canossa, bis zum Schlosse Bibianello; und schrieb dem Papste, er möchte ihm eine Unterredung gewähren. Der Papst, der nichts Arges vermutete, stieg von Canossa herab in die Ebene; aber Mathilde folgte ihm mit einer militärischen

Begleitung. Eine kurze Unterredung hatte statt. Heinrich bat den Papst, er möge ihn zum anderen Ufer des Po begleiten, wo eine Menge lombardischer Barone und Bischöfe ihre Unterwerfung machen wollten. Der Papst und Mathilde folgten ihm ohne Mißtrauen. Ganz zufrieden mit seinem Erfolge ritt der König voraus über den Fluß, der fest mit Eis überzogen war. Jenseits des Flusses stand im Hinterhalte eine Truppe Soldaten oder Räuber unter Führung des von Rom her bekannten Cencius, die den Papst und Mathilde gefangen nehmen sollten. Aber der Herr, der da alles sieht, erlaubte ein solches Verbrechen nicht. Bereits waren Gregor und Mathilde in der Mitte des Flusses, als ein Bote zu Mathilde kam und ihr, „der Frau mit vielen Augen", den verräterischen Plan mitteilte. Sie kehrten sogleich um und gewannen die Höhen von Canossa. „Dies geschah," fügt Domnizo in seinem Leben der Gräfin Mathilde hinzu, „sechs Tage nach der Scene in Canossa."

Wie war Heinrich wieder so weit gesunken? Es giebt immer noch Geschichtschreiber, selbst unter denen, die für Gregor einstehen, welche in einer gewissen poetischen Anwandlung in Heinrich etwas Romantisches, „einen von widrigem Schicksal verfolgten, sonst aber nicht so bösen Menschen, ein Opfer von zu großer Härte einerseits und niedrigster Schmeichelei andererseits" erblicken. Da ist er „der schöne hochgewachsene Jüngling mit dem Antlitz voll wunderbarem Feuer, der talentvolle Herrscher", und was dergleichen mehr ist. Die Geschichte widerspricht diesen Anläufen zur Romantik, soweit es auf Heinrich ankommt. Heinrich hat keine einzige tiefere politische Idee verfolgt. Er war schlau; aber seine Schlauheit war eine solche, welche nur immer für den Augenblick sorgt. Wenn es die Befriedigung seiner niedrigen Leidenschaften galt, so war ihm alles recht, was dazu führen konnte. Sein Haß war auf Gregor gerichtet, wie die Leidenschaft instinktmäßig die Tugend haßt. Er fand Gregor auf allen seinen Schritten, wenn er seinem Hange zur Grausamkeit,

zur Unzucht folgen wollte; und er fand da immer einen maßvollen, nie einseitigen, stets mit aller Ruhe und Sanftmut vorgehenden Tadler. Gerade deshalb haßte er Gregor und in Gregor die Kirche.

Heinrich war nicht fähig, wie z. B. Adalbert von Bremen, einen Plan zur Durchführung des strammsten Absolutismus zu entwerfen und aus diesem Grunde etwa die Kirche als Wächterin der Freiheit zu bekämpfen. Nein; bei ihm stand die persönliche Leidenschaft an der Spitze. Paßte es zur Befriedigung derselben, so kostete es ihm nichts, auch die Rechte der Kirche zu ehren. Und paßte ein anderes Mal das Gegenteil zur Befriedigung seiner Leidenschaften, so kostete es ihm von neuem nichts, das vorher Gesagte oder Gethane ohne weiteres umzuwerfen. Die Leidenschaft ist die Quelle des Wechsels im Gebrauche der einzelnen Dinge; was ihr heute gefällt, wirft sie morgen fort; beständig ist sie nur in der Unbeständigkeit. So finden wir bei Heinrich die widerspruchvollste Handlungsweise im einzelnen; aber immer ein und dieselbe Leidenschaft. Die Interessen des Augenblicks sind für ihn maßgebend, nicht die Principien der Vernunft. Die einzelnen Vorkommnisse und die einzelnen Begierden finden bei ihm nicht ihre Regel in der Vernunft oder gar im Glauben, sondern die Vernunft muß den augenblicklichen Begierden dienen. Die Zwecke seiner Leidenschaft aber verfolgte er mit kältester Nüchternheit.

Heinrich hat niemals einen einzigen größeren Gedanken als Leitstern gehabt. Er verlor im vorliegenden Falle das Anrecht an die Krone, wenn er nicht binnen Jahr und Tag vom Banne gelöst ward; das war der leitende Gedanke, der ihn nach Canossa führte. Um seine Absicht zu erreichen, war es ihm gleichgültig, welche Eide er ablegte, welche Versprechen er leistete, wessen Hilfe er anrief. War er einmal vom Banne gelöst, so war für den Augenblick gesorgt; Verwirrung wurde in den Gewissen verbreitet; es brauchte nicht jeder zu wissen, was er versprochen. Die Regel ist ja die,

daß die Menge überhaupt nur die Thatsachen versteht; und über die Klauseln, Bedingungen und dergleichen als über zu schwer verständliche Dinge hinwegsieht. Daß er vom Banne gelöst war, das wird jeder hören und verstehen. Daß aber damit seine Absetzung als deutscher König, soweit sie die Fürsten anging, nicht berührt wurde, das hörte und verstand nicht jeder; verbot doch das Staatsgesetz nur einem Gebannten die Führung der Staatsgeschäfte.

Das war der Gedankengang Heinrichs, der für Recht und Gewissen gar kein Gefühl mehr hatte. Glaubte er trotzdem in den allerersten Tagen äußerlich eine gewisse Achtung vor den Vereinbarungen in Canossa zeigen zu müssen? Hatte das Gottesurteil mit der heiligen Kommunion — denn gerade solche Menschen, die den Leidenschaften und nicht gesunden Vernunftprincipien gehorchen, sind dergleichen Eindrücken am meisten, wenn auch nicht für lange, zugänglich; — hatte ihn dieses von Gregor mit so heiligem Ernste vorgeschlagene Gottesurteil doch in etwas berührt? War in ihm noch etwas Scham, jene Versprechungen, die er vor so geachteten, bekannten, heiligen Personen abgelegt und für deren Erfüllung diese selben Personen gutgesprochen hatten, unmittelbar darauf offen mit Füßen zu treten?

Mag dem sein, wie es wolle; Heinrich hielt sich in den ersten Tagen ruhig. Gregor hatte ihm die Erfüllung des Versprechens, mit den Exkommunizierten nicht zu verkehren, erleichtern wollen. Er hatte zum lombardischen Heere den Bischof von Zeitz geschickt, während Heinrich noch in Canossa war; und dort verkünden lassen, er werde alle, die unter der Bedingung, die römischen Dekrete zu befolgen, danach verlangten, vom Banne lossprechen. Ein Schrei der Entrüstung war dem Vorschlage gefolgt. „Gregor ist abgesetzt; er ist exkommuniziert, nicht wir,“ hatten sie gerufen.

Als Heinrich zu den Lombarden zurückkehrte, wurden ihm deshalb wegen seiner „Feigheit“ die bittersten Vorwürfe gemacht. Sie sagten untereinander: „Setzen wir den König

ab. Nehmen wir Konrad, seinen zweijährigen Sohn. Der wird uns in der Führung der Staatsgeschäfte nicht hindern. Führen wir ihn nach Rom. Dort werden wir einen neuen Papst wählen, der Konrad zum Kaiser krönen soll." [1]) Es war das Programm, welches Heinrich später befolgte.

Der letztere war inzwischen des Spiels bald überdrüssig geworden. Bereits in Piacenza, wohin er sich von Canossa aus zurückgezogen hatte und wohin die Kaiserin-Mutter Agnes zu ihm kam, wies er wohl der äußeren Form halber die exkommunizierten Bischöfe von sich während des Tages; aber in der Nacht hatten sie Zusammenkünfte. „Darunter war auch," fügt Bonizo von Sutri hinzu, „der schreckliche Cencius, der am vorhergehenden Weihnachtsfeste den Papst persönlich gemißhandelt hatte. Cencius war auch der Urheber des Planes, den Papst von Canossa fortzulocken und gefangen zu nehmen."

Nach der Missethat von Bibianello war der offene Bruch mit Gregor unvermeidlich geworden. Heinrich begab sich nach Pavia, wo Guibert von Ravenna und die anderen exkommunizierten Bischöfe ihn erwarteten. „Hier nahm er seine alten schlechten Ratgeber wieder in seinen Verkehr auf," wie Lambert erzählt, „klagte öffentlich über den Papst, daß er die Ursache all dieser Unruhen sei, legte die königlichen Insignien von neuem an, entsagte aller Furcht Gottes und überlieferte sich den gräßlichsten Ausschreitungen der Tyrannei."

In Masse strömten ihm nun die lombardischen Bischöfe und Barone zu. Die in Canossa vom Banne gelösten Bischöfe folgten dem Beispiele des Königs. Es war eine wahre Begeisterung für die Herrschaft der Simonie und der Zuchtlosigkeit.

---

[1]) Lamb. v. Hersf. l. c.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Die religiöse Lage von Frankreich, England, Rußland, Dänemark, Spanien.

Hatte Gregor die Folgen seiner Nachgiebigkeit zu Canossa vorausgesehen? Jedenfalls! Sein langer Widerstand und die Gründe, die er selbst dafür angegeben, warum er den König nicht empfangen könne, sowie die ausdrückliche Klausel rücksichtlich der deutschen Fürsten erlauben keinen Zweifel daran, daß auch nach Gregor der Akt von Canossa vielmehr ein Sieg für Heinrich war, als für die Kirche und den Papst. Warum blieb aber dann Gregor nicht fest? Zeigte er wirklich eine Schwäche? Man läßt, wir müssen das immer wiederholen, bei der Beurteilung Gregors zu sehr seine persönliche Heiligkeit beiseite und das darf ein objektiver Geschichtsforscher nicht thun.

Die Heiligen sind nie von Erz oder von Stein. Sie fühlen mehr als andere das Unglück ihrer Mitmenschen. War es eine Schwäche, wenn sich Gregor durch dieses von der heiligsten Liebe diktierte Mitleid bestimmen ließ? Ein kalter Staatsmann, wie man so häufig Gregor VII. sich vorstellt, mußte es für eine Schwäche halten. Für den Menschen, der kraft des lebendigen Glaubens im Nächsten seinen Bruder und den Miterben ewiger Seligkeit sieht, ist eine solche Schwäche heroische Tugend. Gregor gab in Canossa die gewichtigsten politischen Vorteile preis. Das wußte er mehr als alle anderen. Die Situation war vor Canossa ganz gegen Heinrich und ganz für Gregor. Hätte er persönlichen Ehrgeiz besessen, so mußte er sie ausbeuten.

Aber er gesteht selber in einem bald darauf an die deutschen Fürsten geschriebenen Briefe ein: „Der Schmerz des Königs hat mich gerührt." Als Staatsmann hat Gregor gefehlt; als Mensch, Christ, Papst ist sein Verhalten zu

Canossa ein Akt heroischer Tugend und vollendeter Selbstverleugnung.

Er mußte für seine Person als Hauptzweck das Seelenheil Heinrichs betrachten. Der Moment, um auf Heinrich günstig einzuwirken, kehrte in dieser Weise niemals mehr wieder. Sollte die wahre Bekehrung des Königs die Folge dieser Demütigung sein; dann war Gregors erster Wunsch erfüllt, mochten im übrigen die Dinge gehen wie sie wollten. Konnte er den verlorenen Sohn zum Vater zurückführen, so war dies die hauptsächlichste seiner Freuden.

Wenn er nun aber das Gegenteil that; wenn er hartnäckig alle Nachsicht verweigerte und nur das sogenannte Gemeinwohl, die raison d'état, berücksichtigte; wenn infolge dessen Heinrich in Verzweiflung wegging und nun, härter als je im Herzen, im Übel und in der Bosheit ohne Besserung tiefer fiel als je; — mußte nicht da Gregor selber sich am Ende anklagen, daß dieser Sünder im Bewußtsein seiner Sünde zu ihm gekommen sei, daß er ihn aber kalt fortgestoßen und kein Öl in die Wunde gegossen habe, wie das sein Charakter als Priester verlangte; daß er also mit die Ursache seines tiefen Falles sei.

Die Heiligkeit leitete Gregor in Canossa, nicht die kalte Staatsräson; und das ist der größte Triumph für ihn.

Seine Heiligkeit sandte ihre Strahlen bis hin in die fernsten Länder und führte die Herzen zu ihm. Der französische König hätte es gerne gemacht wie sein Kollege in Deutschland. Der Wille fehlte ihm nicht zur blutigen Verfolgung der Kirche; aber die Macht dazu besaß er nicht. Gerade im französischen Volke hatte die Liebe zu Gregor und die Achtung vor seiner hohen Einsicht die tiefsten Wurzeln geschlagen. Es war da ebenfalls alles vorhanden, um gegen die Kirche den verderblichsten Sturm heraufzubeschwören, wenn allein die offiziell leitenden Kreise in Betracht kommen.

Der Erzbischof Manasses von Rheims, ein Verwandter des Königs, war als Simonist und Eindringling in Klostergüter vom Apostolischen Legaten exkommuniziert worden.

Er antwortete damit, daß er die Häuser der Kanoniker, die ihn denunziert hatten, zerstörte und ihre Pfründen öffentlich feilbot. Der Erzbischof von Lyon, Humbert, war wegen Simonie abgesetzt; die Erzbischöfe von Bourges und von Senlis waren im Konzil von Autun abgesetzt worden, aber sie trotzten dem Urteilsspruche und blieben. Das Bistum Orleans hatte von Philipp I. ein junger Mensch gekauft, der weder das kanonische Alter noch geistliche Sitten hatte; er betrachtete das Bistum als eine Quelle von Annehmlichkeit und Einkommen. Die Kleriker, die ihm nicht genug boten, warf er ins Gefängnis; und die Abteien, Archidiakonate und Benefizien gab er dem Meistbietenden. Philipp hielt ihn bis zum Jahre 1082. In Cambray verursachten die Dekrete des römischen Konzils einen wahren Tumult; der Mönch, der sie überbrachte, wurde öffentlich verbrannt. Die Bischöfe von Bordeaux, Chalons, Chartres, Auxerre, Lyon waren unter Kirchenstrafen.

Wenn schließlich Gregor trotzdem hier durchdrang, dann lag dies am Eifer des Volkes, welcher genährt wurde durch die Beispiele der Heiligkeit des Papstes selber und die zahlreichen Wunder, die er wirkte; sowie durch die Beispiele und Worte anderer großer Heiligen, die Frankreich damals hervorbrachte und die mit ungeahnter Wirksamkeit für die Reform eintraten.

In England allein wurden die Reformdekrete Gregors ohne Störung durchgeführt. Eine Synode, welche Lanfranc im Jahre 1076 zu Wincester hielt, brachte den Cölibat zu Ehren. In Schottland half die heilige Königin Margareta zusammen mit ihrem Gemahl Malcolm der Kirche zum Siege.

Der Herzog von Dalmatien, Demetrius, erhielt von Gregor VII. den Königstitel und schwur zu Salona dem Apostolischen Stuhle Treue. Er verpflichtete sich zugleich, den Cölibat und alle Reformdekrete Gregors durchzuführen.

Dem Fürsten Michael von Serbien erteilte Gregor ebenfalls den Königstitel und gab einer von Michael ge-

schickten Gesandtschaft persönlich die königliche Fahne, das Schwert und das Diadem für den neuen „König der Slaven".

Mit Swen von Dänemark stand Gregor gleichfalls in Verhandlungen derselben Art. Der Tod dieses Fürsten unterbrach sie; sein Sohn und Nachfolger Kanut sollte sie wieder aufnehmen.

Demetrius von Rußland verlangte desgleichen, sich unter den Schutz des Apostolischen Stuhles zu stellen; er kam dieserhalb im Jahre 1075 selbst nach Rom. Ebenso begehrte Boleslaus II. von Polen, der allerdings in seinen guten Gesinnungen nicht beharrte, den Schutz des heiligen Petrus.

Spanien gab die glänzendsten Beweise seiner Ergebenheit und seines Gehorsams gegen den Apostolischen Stuhl. Die Inseln Sardinien und Korsika stellten sich von neuem unter den Schutz der römischen Kirche.

Gregor war inmitten des Riesenkampfes zwischen Tugend und Laster, zwischen Recht und Ungerechtigkeit der Leuchtturm geworden, auf den alles schaute und von wo alles Stärke und Sicherheit für den eigenen Besitz sich versprach. Die Strahlen seiner Heiligkeit waren es, welche die Völker anzogen; nicht die Strahlen seiner Macht. Denn ach! kaum hatte Heinrich sich wieder gegen den Papst und zwar heftiger als je erklärt, so bildete die lombardische Armee einen Ring von Eisen um Canossa. Der Papst wurde ein Gefangener. Die Pässe nach Deutschland waren durch die Truppen des Königs besetzt. Von den deutschen Fürsten kam lange Zeit keine Nachricht zu Gregor; und nur mit Mühe konnte nach längerem Aufenthalte von Canossa aus der Pfalzgraf Radbod durchdringen, um Nachrichten zu bringen von dem, was in Canossa abgemacht worden. Gregor selbst schreibt in dieser Zeit an die deutschen Fürsten: „Was den König betrifft, so können wir uns durchaus nicht wegen seiner Aufrichtigkeit beglückwünschen; seine Gegenwart in Italien verdoppelt die Verwegenheit der Gottlosen gegen uns und den Apostolischen Stuhl."

Sechzigstes Kapitel.

Die Wahl Rudolfs von Schwaben.

Inmitten aller Beängstigungen und Wirrnisse aber blieb der Geist des großen Gregor immer auf das allgemeine Beste, auf das Wohl des Staates ebensogut wie auf das der Kirche, gerichtet.

Wenn je, so war jetzt Gelegenheit geboten, persönlichen Gefühlen nachzugeben. Heinrich hatte sich wieder in unerhörtem Maße als treulos erwiesen; er hatte mit feierlichen Versprechungen und selbst den Bürgschaften der angesehensten Personen Spott und Hohn getrieben; den tierischen Instinkten seiner Natur ließ er in Lombardien an Klöstern und Kirchen, die dem Papste ergeben waren, ohne allen sonstigen Nutzen, bloß um seiner Grausamkeit zu fröhnen, freien Lauf.

Was lag für Gregor näher, als nun mit den Feinden des Königs in Deutschland gemeinsame Sache zu machen und all' seine Autorität einzusetzen, damit sobald als möglich ein neuer König gewählt würde? Hätte Gregor nur einen Augenblick einseitigen Gesichtspunkten nachgegeben, so mußte er diesen Entschluß fassen. Aber nein! Gregor ist zu edelmütig dafür. Sobald er konnte, sandte er zu den deutschen Fürsten mit dem genannten Pfalzgrafen Radbod zwei Legaten, die der beabsichtigten Fürstenversammlung zu Forchheim präsidieren sollten. Lambert faßt ihre Instruktionen in folgenden Worten zusammen: „Sie waren beauftragt, den deutschen Fürsten offizielle Kunde zu geben von allem, was während der drei letzten Monate in Italien sich zugetragen hatte, und zu erklären, der Papst habe noch immer die feste Absicht, persönlich nach Deutschland zu kommen. Für den Augenblick könne er allerdings nicht; denn alle Straßen seien durch die Besatzungen Heinrichs ihm in einer Weise gesperrt, daß er nicht nur nicht nach Deutschland kommen,

sondern nicht einmal nach Rom zurückkehren könne. Er bäte deshalb die deutschen Fürsten, daß sie in ihrer Weisheit die geeigneten Maßregeln träfen für die Aufrechthaltung ihrer Freiheit und der Integrität des deutschen Reiches; das kanonische Endurteil aber würde er fällen, wenn er selber in Deutschland wäre und bei einer Nationalversammlung den Vorsitz führte."

So Lambert. Das Gleiche schreibt Gregor an die deutschen Fürsten: „Wisset, daß es unser Wille und unser eifrigster Wunsch ist, zu euch zu kommen sobald als möglich, sei es mit sei es ohne die Zustimmung Heinrichs, damit das unternommene Werk zum Wohle des Ganzen vollendet werde. Wenn für jetzt die gottlosen Unternehmungen der Bösen mir alle Straßen abschließen, so höre ich doch nicht auf, Gott zu bitten, er möge euch erleuchten und stärken, daß ihr beschließet, was zur Freiheit der christlichen Religion, zur Befestigung und Kräftigung eueres so achtbaren Königreiches, zum Wohle aller dient."

Paul Bernried präcisiert, was hier der Papst nur andeutet. „Die Legaten sollten die Fürsten bitten, sie möchten nicht über die Krone verfügen, sondern warten, bis er selber nach Deutschland käme."

Der Papst hebt bei jeder Gelegenheit das Beste des Ganzen hervor. Seine vom Geiste Christi getragene Politik zielte dahin, das deutsche Reich als solches zusammenzuhalten. Er hatte bereits die Willkür Heinrichs aufgehalten, als dieser die Provinz Sachsen seiner Grausamkeit und seiner Wollust opferte. Er hatte das Reich davor behütet, daß es das Opfer der Leidenschaften eines einzelnen, eines Tyrannen werde; denn das Los, welches die eine Provinz traf, hätte sicher auch nach und nach sich auf die anderen erstreckt.

Nun stellte er sich der selbstsüchtigen Politik der Fürsten, besonders der sächsischen, entgegen, die nur auf ihren Widerwillen gegen Heinrich und auf ihre einzelnen Provinzen

sahen und deshalb vor allem und trotz allem einen neuen König wollten.

Bereits in Tribur hatten die Sachsen sich auf ihr specielles Recht „als freie Leute“ berufen, um daraus die Berechtigung zur Neuwahl herzuleiten; Heinrich, sagten sie, hätte seinen Eid gebrochen. Sie waren aber nicht durchgedrungen. Es war festgestellt worden: 1) daß dem Papste die Entscheidung anheimgestellt werden sollte; 2) daß Heinrich unwürdig der Herrschaft sei; nicht wegen der gebrochenen Eide, sondern auf Grund des allgemeinen Staatsgesetzes, nach welchem, falls der König binnen Jahr und Tag nicht vom Banne gelöst sei, er nicht mehr regieren könne.

In der That handelte es sich hier nicht bloß um einen König Sachsens oder des engeren Deutschlands. Zum „deutschen Reiche“ (regnum teutonicum) gehörte jenseits des Rheines Elsaß und Lothringen; von Burgundien besaß es die Oberlehensherrlichkeit; Oberitalien oder das Königreich der Lombardei gehörte ebenfalls dazu; und endlich sollte der Papst dem Herrscher dieses Reiches einmal das Scepter Karls des Großen geben: die Kaiserwürde. Nun waren aber Italien, Burgundien, Elsaß, Lothringen und andere Provinzen, zumal solche, welche die Tyrannei des Königs noch nicht aus nächster Nähe erfahren hatten, der Regierung Heinrichs sympatisch und hätten keinen König aus den Händen der Sachsen entgegengenommen. Nur zwei Dinge konnten also das Ganze des Reiches retten: Erstens, daß nach und nach Heinrich in der Bevölkerung auch der anderen Provinzen mißliebig und verächtlich würde; was nicht fehlen konnte, wenn er sich längere Zeit in Person da aufhielt; — zweitens, daß der neue König von einer überall anerkannten Autorität seine Autorisation herleite und zwar erst nachdem die Rechtsfrage öffentlich entschieden und die Entscheidung dem ganzen Volke in ihrer strengen Gesetzmäßigkeit klargelegt worden war.

Dies war der Gedankengang Gregors, wie er ihn selber

in einem Briefe an die sächsischen Fürsten darlegt, die nach der Wahl Rudolfs sich beklagten, daß er so lange mit der Bestätigung warte. Die Entwicklung in der Wirklichkeit hat den Gedankengang Gregors bestätigt. Rudolf blieb König der Sachsen, wie Gregor gefürchtet; er ward nicht als deutscher König betrachtet. Nachdem Gregor endlich, — und zwar zu jener Zeit mit Aussicht auf Erfolg, d. h. mit begründeter Hoffnung auf Erhaltung des ganzen deutschen Reiches unter Rudolf, — die Wahl Rudolfs bestätigt, war letzterem zu wenig Zeit beschieden, um seine Autorität überall geltend zu machen.

Der Papst kannte genau den Einfluß der Volksstimmung. Erst mußte das Volk in allen Provinzen über den wahren Sachverhalt aufgeklärt und die Lügen, welche Heinrich über Canossa und Gregor verbreiten ließ, mußten öffentlich vermittelst durchaus authentischer Dokumente widerlegt sein, ehe zu einer Neuwahl geschritten würde, welche Hoffnung zur Lösung aller Schwierigkeiten bieten sollte.

Gregor war nie schwach, er war nie unthätig, nie mutlos. Aber sein Auge wachte über das allgemeine Beste und nicht über das einseitige Wohl einzelner oder über die Befriedigung von mehr oder minder leidenschaftlichen Wünschen. Die Wahl selber konnte er nicht verbieten; deshalb giebt er den Legaten keine ausdrückliche Instruktion in diesem Sinne. Er hatte keine direkte Gewalt in das Zeitliche; er war zu allererst der oberste Wächter des Kirchengesetzes und, nur weil das Kirchengesetz hier die Norm des Staatsgesetzes bildete, war er mittelbarerweise Wächter über das Staatsgesetz.

Die Fürsten brauchten aber nicht gerade wegen dieses Staatsgesetzes den König abzusetzen. Sie konnten auch aus rein staatlichen Gründen, wie die Sachsen sie anführten, den König ab- und einen neuen einsetzen. Dann stand es bei ihnen, die kirchliche Sanktion, d. h. die Genehmigung des Papstes, einzuholen oder nicht. Ihr Gewählter reichte in diesem Falle soweit wie ihre Macht.

Gregor hat die Fürsten nicht gehindert, einen neuen König zu wählen; dazu fehlte ihm das Recht. Er hat sie abgemahnt, allein vorzugehen und stets ganz bestimmt zugesagt, sobald sie ihm nur die Reise frei machten, in Deutschland persönlich die Entscheidung herbeizuführen. Das that er, damit das ganze deutsche Reich bestehen bliebe und nicht ein sächsisches entstehe.

Wir Deutschen sind dem großen Papste tief zu Dank verpflichtet. Er hat damals das Blutvergießen und die grausame Verwüstung Schwabens und Bayerns von seiten des Königs Heinrich nicht hindern können. Aber er hat durch seine Briefe den Gedanken an das Ganze des deutschen Reiches aufrechtgehalten, in den Herzen aller gepflegt und ist so die Ursache geworden, daß Deutschland aus dieser furchtbaren dreißigjährigen Krisis nicht zerrissen und zerstückelt, sondern trotz aller Schwierigkeiten als Ganzes und innerlich geeint hervorgegangen ist.

Die deutschen Fürsten hatten nicht einmal die genügende Macht, dem Papste den Weg nach Deutschland zu öffnen; sie mußten ihm schreiben, er solle sich an Heinrich um einen Geleitschein wenden, den dieser schroff abschlug; — und trotzdem meinten sie, der von ihnen allein gewählte König würde die Macht haben, ganz Deutschland mit allen Dependenzen zu beherrschen.

Am 13. März 1077 fand die Königswahl zu Forchheim statt. Nach langen Debatten und nachdem alle Verbrechen Heinrichs aufgezählt worden, erklärten die Legaten Gregors schließlich: „Unsere Instruktionen gehen dahin, daß es besser sei zu warten, bis der Papst komme; und somit die Wahl nicht so zu beschleunigen; das ist unsere Meinung. Im übrigen seid ihr es an erster Stelle, die ihr die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten führt; euch allein gehört die Verantwortlichkeit; ihr seid die besten Richter; wäget die Vorteile und Nachteile gegeneinander ab und thut dann, was euch gut dünkt.“ Damit entfernten sich

die Gesandten des Papstes; alles übrige geschah ohne ihre Anwesenheit.

Am 15. März wurde Rudolf von Schwaben gewählt und vom Erzbischof von Mainz zum Könige gekrönt.

Einundsechzigstes Kapitel.

Das Konzil von 1080. Entscheidung zwischen Rudolf und Heinrich.

Wir können den Kämpfen in Deutschland zwischen Rudolf und Heinrich nicht folgen. Ein Brief Gregors zeichnet uns die schwierige Lage des Papstes und giebt gewissermaßen das Programm, das er gegenüber den beiden Rivalen befolgte. Er schreibt an den Erzbischof von Trier am 31. September 1077: „Was für Kümmernisse und Ängste die Wirren des deutschen Reiches und die Verwüstungen, die es leidet, unserem Herzen verursachen, das weiß der Herr, unser Gott, allein, welcher Gedanken und Herzen prüft. Wie haben wir selber zu unserem großen Gott gebetet und gefleht und fromme Vereine beten und flehen lassen, er möge doch endlich dieser unglücklichen Nation Barmherzigkeit erweisen; er möge es hindern, daß sie sich selbst zerfleische mit eigenen Händen; er möge die Ursache so vielen Zwistes verschwinden lassen und diesen Brudermord beenden!

Schon vor mehr als drei Monaten haben wir, um dahin zu wirken, Instruktionen gesandt an unsere Legaten, den Kardinaldiakon Bernard und den frommen Abt von Marseille. Wir hören jetzt, daß der letztere gefangen gesetzt worden ist. Wir haben zu gleicher Zeit an alle Prälaten und Fürsten Deutschlands geschrieben und Maßregeln angeordnet, um dem Morden, dem Sengen und Brennen, der allgemeinen Verwüstung zuvorzukommen. Sind unsere Briefe in die Hand der bestimmten Personen gelangt? Wir

sind im Ungewissen darüber. Hat man sie vielleicht als Fälschungen zu bezeichnen gesucht? Für jeden Fall und um alle Zweifel niederzuschlagen, lassen wir Dir Kopieen davon zukommen und wir gebieten Dir kraft des Gehorsams, den Du uns schuldest, daß Du alle in Deiner Macht liegenden Mittel anwendest, damit unser Wille zur Ausführung komme. Wir fügen hinzu eine Abschrift des Eides, den Heinrich in Canossa gebilligt, den seine Vasallen (als Bürgen) unterzeichnet haben und den er selbst urkundlich den Händen des Abtes von Clugny übergeben. Die Lesung dieses Aktenstückes wird Dir die Unverschämtheit seines Gebahrens uns gegenüber deutlich machen. Auf seinen Befehl hat man unsere Gesandten eingekerkert, den Kardinal Gerald von Ostia bei den Lombarden und den Abt von Marseille bei den Deutschen. Das sind würdige Früchte der Buße! Gott sei jedoch dafür, daß wir Gleiches mit Gleichem vergelten. So viel Gewaltthätigkeiten man auch aufhäuft; nichts wird uns bewegen, den Weg der Mäßigung und der strengen Gerechtigkeit zu verlassen. Weder Drohungen noch Bitten, weder Sympathien noch Antipathien können an unserer Entschließung etwas ändern: die Gerechtigkeit soll ihren Lauf haben. Wir haben den Willen, bei diesen Entschließungen bis zum Ende stehen zu bleiben, sollten wir auch das Opfer unseres Lebens bringen müssen. An euch ist es, meine Brüder, zu handeln. Zeiget durch euere Thatkraft, wie sehr euch das Heil der Christenheit und die Freiheit der Kirche teuer ist. Denn wenn diese Dinge da noch schlimmer werden sollten, dann handelt es sich in der That nicht mehr allein um Deutschland, sondern die ganze katholische Welt ist in Gefahr."

Das ist die Devise des Papstes: Gerechtigkeit nach beiden Seiten. Die deutschen Fürsten hatten mit ihrer Neuwahl dem Papste die schließliche Entscheidung entzogen. Der Beschluß von Tribur war hinfällig geworden. In Forchheim hatten sie Heinrich ohne die Anwesenheit der Legaten

für sich allein, also rein aus Staatsgründen als definitiv abgesetzt erklärt und einen neuen König gewählt. Und soviel nun auch Gregor „Sympathie“ haben mochte mit seinem alten Freunde Rudolf und persönliche „Antipathie“ gegen Heinrich; wie sehr auch die Sachsen „bitten“ mochten und Heinrich „drohen“; die Teile waren wieder gleich. Heinrich war mit Rücksicht auf reine Staatsgründe König; und Rudolf war ebenso mit Rücksicht auf reine Staatsgründe König. Die Wähler Rudolfs selber hatten das Kirchengesetz, welches allein dem Papste einen Titel zur Einmischung gab, beiseite gesetzt; dasselbe konnte, da die Wahl ohne Papst zustande gekommen war, nicht mehr angerufen werden.

Beide Teile mußten das Urteil des Papstes von neuem anrufen, ehe dieser einschreiten konnte. Der Fall war derselbe wie in Tribur; nur daß jetzt an die Stelle der deutschen Fürsten König Rudolf getreten war. Die von beiden Teilen angerufene Entscheidung geschah im Konzil von 1080. Welche Mittel Heinrich angewandt hatte, um den Appell an diesen Richterstuhl so lange hinauszuziehen; und weshalb die Klagen der Sachsen über die Unthätigkeit des Papstes, aber freilich ohne Schuld des letzteren, in sich begründet waren, das deutet Gregor im oben citierten Schreiben an und das bestätigen die Chronisten.

Niemals wohl hat ein Gegner der Kirche so gewissenlos gekämpft wie Heinrich. Briefe Gregors wurden fabriziert und in den Kirchen vorgelesen, worin sich Gregor für Heinrich aussprach und Rudolf einen Empörer nannte. Wahre, authentische Briefe des Papsteswurden als unechte, als Täuschungen ausgeschrieen. Gesandte des Papstes wurden eingekerkert; Gesandte an den Papst ihrer Briefschaften beraubt und andere an die Stelle geschoben. Es war eine Verwirrung, von der man keinen Begriff sich machen kann. Niemand wußte, für wen oder gegen wen Gregor sei. Der Papst hatte die größte Mühe, nur überhaupt ein Schreiben nach Deutschland gelangen zu lassen;

und war es einmal dort, so fehlten die Mittel nicht, um dessen Inhalt als gar nicht vom Papste kommend zu diskreditieren.

Endlich war es trotzdem dem Papste gelungen, Klarheit zu schaffen. Beide Parteien hatten versprochen, Gesandte nach Rom zu senden zum Konzil von 1080. Freilich hatte auch Heinrich jetzt alles bereit, um für jeden Fall gerüstet zu sein.

Der Papst eröffnete das Konzil am 7. März. In der Anrede, welche er bei dieser Gelegenheit hielt, betonte er seinen ernsten Willen, den Streit in Deutschland zu beenden. Er kennzeichnet angemessen in der Weise, wie wir oben dargestellt haben, die beiden Rivalen. „Wir müssen jedoch erklären vor Gott und unserem Gewissen, daß der erwählte König Rudolf König geworden ist ohne unseren Rat und ohne unseren Willen. Die Thatsache steht dermaßen fest, daß wir bekanntermaßen nach geschehener Wahl noch eine nationale Fürsten- und Bischofsversammlung verlangt haben, in welcher unter unserem Vorsitze über die Gesetzmäßigkeit oder Ungesetzmäßigkeit der Wahl entschieden werden sollte. Wer hat sich der Abhaltung dieser Versammlung hartnäckig widersetzt? Ihr wißt es und auch mir ist es nicht unbekannt. Wenn der sogenannte König Heinrich die Versprechungen gehalten hätte, die er uns gemacht oder vielmehr dem heiligen Petrus, dann ist es ganz unzweifelhaft, daß diese Überschwemmung mit allen Übeln, mit Morden und Brennen, mit falschen Eiden und Sakrilegien, nicht über uns gekommen wäre."

Bemerken wir nur hier, wie der Papst bei Rudolf betont, er sei ohne seinen „Befehl" oder „Rat" gewählt worden; es sei deshalb die Wahl nach ihrer staatlichen Gesetzmäßigkeit zu prüfen. Denn Rudolf ruft eben das Tribunal der Kirche wieder an; einer der beiden Könige soll exkommuniziert werden. Dann aber greift das Kirchengesetz ein und somit der Papst. Heinrich jedoch nennt der Papst den

„sogenannten König“. Denn da Heinrich ebenfalls das Kirchengesetz anruft, so darf nicht vergessen werden, daß er in Canossa erklärte: Wenn er nicht halte, was er verspreche; dann soll, soweit alle Wirkungen für das öffentliche Leben in Betracht kommen, das in Canossa Geschehene als nicht geschehen angesehen werden; Heinrich war also noch abgesetzt.

„Die Gesandten Heinrichs nahmen eine herausfordernde Haltung an,“ sagt Bonizo. „Sie forderten eine Sentenz der Exkommunikation gegen Rudolf als einen Empörer; sonst würde sich der König einen anderen Papst wählen. Solche Drohungen waren nicht geeignet, auf den Apostolischen Herrn und Vater Eindruck zu machen. Er würdigte eine solche Sprache keiner Antwort.“

Die Gesandten Rudolfs sprachen: „Wir, die Boten des Königs Rudolf, unseres Herrn, und der Fürsten seines Königreiches klagen bei Gott, dem heiligen Petrus, bei Euch, heiligster Vater, und bei dieser ganzen Versammlung gegen Heinrich, der schon einmal durch den Apostolischen Stuhl abgesetzt worden ist. Er hat sich von neuem die königliche Würde angemaßt; er hat gemordet, gebrandschatzt, geplündert in allen Provinzen Deutschlands. Erzbischöfe und Bischöfe hat er von ihren Sitzen gejagt, Höflinge und Soldaten dafür eingesetzt. Er hat meuchlerisch ermorden lassen den Erzbischof Werner von Magdeburg. Noch im jetzigen Augenblicke hält er willkürlich gefangen den Bischof Adalbert von Worms. Tausenden von Menschen hat seine Tyrannei das Leben gekostet; Hunderte von Kirchen hat er entweiht, beraubt, verbrannt. Wir müssen darauf verzichten, die Missethaten aufzuzählen, die er gegen unsere Fürsten begangen und mit denen er ihre Gebiete zu Grunde gerichtet hat. Seine Feindseligkeit allein hat die Nationalversammlung unmöglich gemacht, welche den Zweck hatte, die einschlägigen Fragen nach Recht und Gesetz zu prüfen und den Frieden wiederherzustellen. Wir flehen deshalb Euere Milde an, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, oder vielmehr

zu veranlassen, daß der heiligen Kirche Gottes Genugthuung werde, für so viele gegen die Tempel des Herrn begangenen Sakrilegien."

Darauf veranstaltete das Konzil in mehreren Sitzungen eine tief eingehende Prüfung aller Verhältnisse. Laurentius von Lüttich[1]) schreibt, es sei eine Untersuchung veranstaltet worden über die wirklich unerhörten Missethaten, mit denen Heinrich sich befleckt. Die Königin Bertha, Tochter der Fürstin Adelheid von Savoyen und erste Gemahlin Heinrichs, sei dem Gram und den gräßlichen Mißhandlungen unterlegen, die sie vom König unaufhörlich zu erdulden hatte. Er heiratete dann eine andere Prinzessin, Namens Praxedis. Die Behandlung, welche er ihr hat angedeihen lassen, sei gar nicht zu beschreiben. Sie habe vor ihm fliehen müssen und sich unter den Schutz Mathildens begeben, um da in der Übung der christlichen Tugenden zu vergessen, welches Ungeheuer ihr Mann gewesen.

Es erhob sich in der letzten Sitzung der Papst, erzählte, was Heinrich in Canossa heilig und unter Thränen gelobt und was er nachher gethan; wie Rudolf sich immer als ein gerechter, für das Wohl des Staates und der Kirche wirkender Herrscher erwiesen und erklärte Rudolf für den rechtmäßigen König Deutschlands, Heinrich aber für abgesetzt und der Exkommunikation verfallen. „Daß er beschämt werde;" so schloß der Papst, „aber daß diese Beschämung ihm diene zur Buße, auf daß seine Seele gerettet werde am Tage des Herrn!"

---

[1]) Laur. Leodic. Gesta episcop. Virdun.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Wahl des Gegenpapstes.

Die Zeit für die Bestätigung Rudolfs war günstig. Heinrich hatte sogar in der Lombardei sich mißliebig gemacht; in Rom wollte man nichts mehr von ihm wissen; in Deutschland vermehrte sich der Anhang Rudolfs von Tag zu Tag. Der Herr aber hatte nach seinen unerforschlichen Ratschlüssen die Ruhe Deutschlands noch nicht gewollt. Rudolf sollte bald sterben und dadurch die Schale zu Gunsten Heinrichs wieder gewaltig emporschnellen.

Wie wenig Heinrich noch Sympathien hatte, zeigte besonders die Wahl eines Gegenpapstes. Nach allen Anstrengungen und Bemühungen fanden sich in einem Winkelkonzil zu Brixen am 25. Juli 1080 aus Italien und Deutschland nur dreißig Bischöfe ein unter dem Vorsitze Heinrichs.

Die Berufungsurkunde bestand aus einer Masse thörichter Anschuldigungen gegen Gregor. Außer den schon bekannten wurde er noch beschuldigt, ein gefährlicher Giftmischer zu sein, der vier Päpste vergiftet hätte. Der das Gift bereitet habe, sei unter schrecklichen Krämpfen gestorben. Es ward ihm nur der Name Hildebrand und Titel wie falscher Mönch, Pestseuche u. s. w. gegeben.

Zuerst ward natürlich Gregor VII. „abgesetzt“; dann wurde der Erzbischof von Mailand, Thedald, gewählt. Dieser lehnte die Wahl ab. Der Mailänder Historiograph Landulf spricht von Streitigkeiten im Innern der kleinen Versammlung; selbst einige der sonst am meisten „Kaiserlichen“ seien gegen das Vorgehen gegenüber Gregor VII. gewesen. „Der Papst,“ so schreibt der Verfasser der Lebensgeschichte Heinrichs,[1] ein Verteidiger des Königs, „habe unrecht ge-

[1] Vita Henrici.

habt, auf das Geschrei der Sachsen hin Heinrich IV. abzusetzen; und dieser sei dann so thöricht gewesen, den Weg der Demut zu verlassen und im Hochmute dem Papste Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Steht ab, ruft er aus, steht ab von einem beweinenswerten Kampfe. Seid nicht dermaßen hartnäckig, daß ihr das Oberhaupt der Kirche entthronen wollt.

„Die meisten Bischöfe wollten gar nicht wählen," schreibt Guido von Ferrara in seiner Chronik; „sie hatten Angst vor der Weisheit Gregors. Sie sagten, es fehle ihm weder an Geld noch an Soldaten; sie wollten sich nicht großen Gefahren aussetzen."

Endlich wählte eine Minorität tumultuarisch Guibert von Ravenna.

„Heinrich," sagt Guido, „hatte die Wähler mit Geld dazu gebracht, ihre Stimmen dem von Ravenna zu geben." Dieser letztere nahm den Namen Klemens II. an. Heinrich trat zuerst hinzu, um seiner Kreatur den Fußkuß zu geben. Dann kamen die anderen Bischöfe. Das Afterkonzil von Brixen wurde für ein „allgemeines Konzil" erklärt.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Verlassenheit Gregors VII.

„Ist es Dein Wille," so hatte Gregor im Jahre 1077 bei Gelegenheit der Absetzung Heinrichs IV. zu Gott gefleht, „Deiner Kirche durch das Blut der Märtyrer wieder neue Kraft zu geben, so bin ich bereit, um den Preis meines Lebens die Ehre der Kirche zu verteidigen."

Daß dem heiligen Papste der Mut zum Martyrium nicht fehlte, das hatte er bei dem frevelhaften Beginnen des Cencius bewiesen. Aber der Herr wollte ihn auch wirklich den Kelch des Leidens bis auf die Hefe leeren lassen. Die

letzten Jahre seines Pontifikats waren Jahre ungemessener Trübsal, ohne daß kaum hie und da ein Trost von außen her durchdrang. Es ist dies das Gesetz Gottes für die ganze Kirche. Nur durch Trübsal und Verlassenheit schreitet sie zu Triumphen. Der Herr will beweisen, daß sie „in seinem Tode getauft ist und daß sie begraben ist mit Ihm bis in den Tod hinein". Hohnvoll schrieen die Pharisäer, als der Herr am Kreuze hing: „Gott hat er angerufen, zum Sohne Gottes hat er sich gemacht; nun wollen wir einmal sehen, ob Gott ihm hilft und seine Worte Wahrheit waren." Auch der Kirche gegenüber erschallt durch die Jahrhunderte hindurch der nämliche Ruf. „Sie schütteln das Haupt und spotten," wenn die Kirche beraubt, geschlagen, bis in den Tod verfolgt wird; sie meinen, sie hätten gesiegt, wenn niemand ihr zu Hilfe kommt. Christus war der Sohn Gottes; die „Hilfe Gottes" fehlte ihm wahrlich nicht. Aber sie war nicht so, wie die Welt gemeint hatte, daß sie sein mußte; sie war weit glänzender.

„Aus ihren Händen entriß ihn die göttliche Allgewalt" wohl nicht, da „sie ihn zum schimpflichsten Tode verurteilt hatten". Aber den Tod selber, die Quelle aller Ohnmacht, überwand sie. Ebenso geschieht es mit der Kirche. Der Herr hält die Hand der Verfolger nicht auf, daß sie nicht schlage. Er erlaubt in seiner Weisheit sogar zuweilen, daß gute und gerechte Menschen in ihrem Urteile über das Verfahren der Kirche irren. Er entzieht ihr nicht selten ihre Freunde selber, alle menschliche Hilfe; und verleiht Glück und Wohlergehen ihren Feinden. Aber dies alles läßt Er nur deshalb zu, damit seine Macht um so glänzender erscheine, damit es vor der ganzen Welt klar werde, wie Er „ruft, was nicht ist im ganz gleichen Maße wie das, was ist".

Auf Grund von Gottes Gnade und Macht allein sollen wir hoffen, „damit wir nicht beschämt werden;" — das zu lehren ist mit einem Worte die Aufgabe der Kirche Gottes

auf Erden. Sie lehrt es nicht nur mit Worten; ihre ganze Geschichte ist eine lebendige Erläuterung davon.

Was aber für die ganze Kirche gilt, das hat seine Richtigkeit ganz besonders und in hervorragendem Sinne für die Heiligen Gottes. Ihre Krone ist die Dornenkrone; ihr Scepter ist das Kreuz; ihr Königsmantel Spott und Hohn. Im Leid und in der Trübsal erkennt ihr erleuchtetes Auge die Hand des barmherzigen Vaters, „der da züchtigt, wen er liebt." Weit entfernt daß Leid und Trübsal, daß die bitterste Verlassenheit sie irre machte in ihrem Eifer für den Dienst Gottes, freuen sie sich vielmehr darüber wie der kampfbereite Held, der reiche Beute zu erringen hat. Kümmernis haben sie nur, wenn alles sozusagen nach Wunsch geht. Dann fangen sie an, sich zu ängstigen, ob ihr Weg der rechte sei, wenn der Friede, „den die Welt giebt," ihnen zu lächeln scheint.

Glänzender wie auf dem Apostolischen Throne, auf welchem Gregor über Könige richtete, strahlte der Glanz seiner Heiligkeit, als alle Trübsal an ihn herantrat. Sowie der Diamant am hellsten leuchtet, wenn der brennend heiße Sonnenstrahl darauf fällt und, weit entfernt, unter dessen Einflusse auch nur im mindesten verzehrt zu werden, vielmehr fester und härter im Widerstande zu werden scheint; so sehen wir Gregor zu der Zeit am hellsten im Lichte der christlichen Heiligkeit strahlen, da die heiße Glut der Verfolgung auf ihm lastet. Keinen Schritt weicht er zurück; keinen Augenblick verliert er seine engelgleiche Sanftmut; auch nicht im mindesten wankt er in seinem Vertrauen auf den Allmächtigen. Er weiß es, daß „Gottes Wege nicht unsere Wege sind, daß die Gedanken der Menschen furchtsam sind und ungewiß unsere Voraussicht". Er weiß es, daß Gott es liebt, seine eigenste Macht mitten im Tode zu zeigen. Die Menschen sollen sich nicht täuschen und auf das schwankende Rohr irdischer Macht und Weisheit sich stützen; sie sollen vielmehr in Ihm allein die Quelle jeglicher Kraft und alles

Lichtes anbeten, vor dem jede sonstige Macht Ohnmacht, alles andere Leben Tod, die geschöpfliche Weisheit insgesamt Thorheit ist.

Durch das Kreuz hat Gregor die Kirche Gottes gerettet; nicht durch menschliche Berechnung, nicht durch menschliche Klugheit. Der Mensch muß wohl berechnen, er muß wohl seine Kräfte nach allen Seiten hin anstrengen, er darf nicht die Hände in den Schoß legen und sagen, Gott wird alles machen. Aber nur zu oft dienen seine Anstrengungen und zwar nicht selten die Anstrengungen der erhabensten Geister und der größten Talente dazu, daß die Ohnmacht des Geschöpfes recht sichtbar hervortritt. Sie erreichen dann eben den höchst möglichen Zweck. Anscheinend sind sie dem Tode geweiht; aber nur damit die Offenbarung der Allmacht und der Allweisheit als eine um so glänzendere erscheine. Der Sieg gehört Gott allein; das wird dadurch besagt. Und erst wenn Gottes Macht sich geoffenbart; dann erscheinen auch diese anscheinend und für die erste Zeit vergeblichen Arbeiten und Mühen in ihren wohlgeordneten und harmonisch ordnenden Beziehungen.

Schmücke den glänzenden Saal mit den kostbarsten Perlen und Edelsteinen; stelle die kunstreichen Möbel darin insgesamt recht in Ordnung; reinige von allen Flecken die großartigen Gemälde erster Meister; daß nirgends das Auge anstoße, überall vielmehr Trost finde, daß nach allen Seiten hin nur Bewundernswertes vorliege. Solange die Fenster geschlossen sind, ist all Dein Mühen umsonst; nichts hast Du gethan, soweit es den Erfolg angeht, und möchtest Du wochen- und monatelang fleißig gearbeitet haben. Aber daß das helle Mittagslicht in goldenen Wellen hineinflute; daß sich all der Schmuck, all die Kunst, all die Reinheit und Fleckenlosigkeit eintauche in das hineinströmende Strahlenmeer; — da erscheint nicht nur das Licht, nicht nur die Gegenstände werden dann sichtbar; sondern auch Deine Arbeit gewinnt nun ihre angemessene Stelle, erhält ihren vollen

Wert, wird nun erst geeignet, Lob und Bewunderung zu ernten.

Wer da erschöpfend sich vor Augen führen könnte, was Gregor gearbeitet, was er gelitten, wie die nimmer ihm Ruhe gewährenden „Sorgen um alle Kirchen“ sein Herz erfüllten, seinen Verstand anspornten, seine Hand führten; wer nur in etwa es verfolgen könnte, wie sein Einfluß und sein Eifer sich bis zu den entferntesten Seelen erstreckte, die Christus mit seinem kostbaren Blute losgekauft; — der würde sehen wie viel er gethan, wie unablässig er gewirkt hat, um den Palast der Kirche mit dem hellen Perlen- und Edelsteinglanze vollkommener Seelen zu schmücken. Aber er müßte dann sozusagen das ganze Jahrhundert, die Geschichte aller darin lebenden Völker vor sich haben, um so recht zu sehen, was damals zu thun war. Und doch würde ihm nur ein schwacher Schatten der eigentlichen Wirksamkeit des heiligen Papstes klar werden; die Schale nur würde sein Blick erreichen, nicht den Kern. Gregor versenkte — und das ist die mühevollste Arbeit, die kein sterbliches Auge zu ermessen vermag — er versenkte all sein Thun in den Tod Christi. In einsamer Nacht, da „kehrte er“ nach dem Worte des Psalmisten „seinen Geist aus“ und schüttete alles, was er gethan und gelassen, in das unermeßliche Meer der Liebe Gottes. In stiller Betrachtung rief er dann von ganzem Herzen: „Nichts bin ich, trotzdem ich mehr gearbeitet habe als alle anderen; die Gnade Gottes hat mit mir gearbeitet;“ und er erinnerte sich an das Wort Jesu: „Wenn ihr alles gethan habt, was ihr thun mußtet, dann saget: ich bin ein unnützer Knecht.“ Da rief er die Fruchtbarkeit des Himmels auf seinen großen Weinberg herab, vernichtete sich selbst vor Gott und machte so seine Arbeiten fähig, unter dem wirkenden Einflusse der Liebe und Gnade Gottes zur Vollendung der auserwählten Seelen in allen Ländern beizutragen. Da bereitete er vor die Fruchtbarkeit seiner Mühen, so daß noch heute die glänzendsten Früchte zur Freude der wahren Christen die

Kirche erfrischen. Im Verlaufe der Jahrhunderte erst, unter dem Lichte der gnadenreichen Macht Gottes erscheint so recht der Segen und die Dauerhaftigkeit der Arbeiten Gregors, die für den Augenblick des Erfolges zu entbehren schienen.

Gregor hat den härtesten Kampf gekämpft, der gedacht werden kann, einen Kampf wie ihn ähnlich sein Herr und Meister bestanden: den Kampf gegen „falsche Brüder", gegen lasterhafte Diener Gottes, gegen Schriftgelehrte und Pharisäer. Es fehlen bei seinen Gegnern nie jene Beteuerungen, die am meisten verführen, die Beteuerungen des Eifers für die Ehre Gottes; die Versicherungen der Liebe Gottes; die Berufungen auf die Schrift, auf die Beispiele großer Männer. Das ist jener Kampf, der dem Streiter am meisten Schmerz und inneres Leid verursacht; denn auch die Guten lassen sich oft durch den äußeren Schein täuschen und stellen sich mit der Gefahr ihres Seelenheiles auf die Seite der Feinde.

In den folgenden Zeilen sehen wir einen solchen, den Geschichtschreiber der Kreuzzüge, Wilhelm von Tyrus.[1] „Alle Fürsten des deutschen Reiches," schreibt er über den Feldzug, welchen Heinrich im Oktober 1080 gegen Rudolf unternahm, „kamen auf seinen Ruf. Ihre Vaterlandsliebe war schwer beleidigt durch die Falschheit und Treulosigkeit (Felonie) Rudolfs, der sich nicht gescheut hatte, seinen gesetzmäßigen Souverän zu verraten und die Einheit des Reiches zu zerreißen durch die Annahme der von den Sachsen angebotenen Krone. Dieses Majestätsverbrechen konnte nur durch Blut gesühnt werden. Zu Tausenden führten die Bischöfe, Fürsten und Barone ihre Mannen zu Heinrich."

Niemand wird nach dem früher Gesagten über eine solche Sprache staunen. Heinrich konnte in seinen Briefen und Erlassen einen so tief christlichen Ton anschlagen! Er leide unter der Verfolgung jener, die ihn beim Papst ver-

[1]) Historia rerum transmar. lib. IX. c. 8.

leumdet hätten; der Papst leihe sein Ohr nur seinen Gegnern; letztere verständen es, dem Papste alles in falschem Lichte zu zeigen. Er war nach seinen Versicherungen der treue Sohn der Kirche, der Träger und die Stütze des Christentums, der König, welcher Gott allein seine Krone verdankt. Heinrich machte alle großen Kirchenfeste mit und kommunizierte dabei, wie das Sitte war. Nach Bedürfnis fälschte er die Bullen und fabrizierte neue, wie sich der Papst selber beklagt. Seine fromme Buße in Canossa diente seinen Absichten. Daß Rudolf an der Spitze einer Armee stand, die gegen den König aufgestellt war, das konnte jeder mit Augen sehen; daß er früher Vasall Heinrichs gewesen, das wußte ebenfalls jeder. Aber was in Rom, was in Canossa geschehen war; welche Rechtstitel Rudolf für sein Auftreten hatte, das war ungemein schwer, mit Zuverlässigkeit zu erfahren. Priester predigten für und Priester predigten gegen Rudolf; ebenso verhielt es sich mit Mönchen und Bischöfen.

Wo Heinrich nie persönlich gewesen war oder wo er nicht längere Zeit Hof gehalten hatte, da kannte man von seinen unglückseligen Leidenschaften nichts; was man erfuhr, das glaubte man nicht; und man muß zugeben, manche seiner Verbrechen konnten nur von denen geglaubt werden, die Augenzeugen gewesen waren oder die deren Kunde von Augenzeugen hatten.

„Selbst die apostolischen Legaten,“ welche in den betreffenden Versammlungen, wo die Verbrechen Heinrichs zur Sprache kommen mußten, den Vorsitz führten — so lesen wir oft genug in den Chroniken oder in den offiziellen Berichterstattungen —, „waren erstaunt, von solchen Missethaten zu hören; sie hätten dieselben nie geglaubt, wenn sie nicht unter unanfechtbare Beweise gestellt worden wären; sie wunderten sich, wie die darunter leidende Bevölkerung so lange Geduld haben konnte.“

Wo allerdings Heinrich Hof gehalten hatte, sei es in Italien sei es in Deutschland, da war sein Nimbus bald zerstört; und es konnte höchstens noch das eigene Interesse,

wie dies bei den simonistischen Bischöfen der Fall war, an ihn fesseln.

Auch Gottfried von Bouillon, der spätere König von Jerusalem, war unter den Freunden Heinrichs. Er trug sogar die Fahne voran.

Am 15. Oktober zog das Heer des Königs Heinrich unter dem Absingen des Psalmes 82 dem Gegenkönig entgegen. An der Elster bei Mölsen trafen sich die beiden Heere. Heinrich wurde durch Otto von Nordheim vollständig geschlagen. Er floh. Sein Lager wurde genommen mit allen Reichtümern, die darin aufgehäuft waren. „Dieser Sieg," sagt Bruno von Magdeburg, „rächte uns doppelt für den Verlust, den wir als Buße für unsere Sünden an der Unstrutt erlitten hatten."

Bald sollte sich aber die Freude in die größte Trauer verwandeln. „Als die Sachsen von der Einnahme des feindlichen Lagers zurückkamen, fanden sie den König Rudolf in seinem Zelte liegen mit zwei Wunden, von denen die eine tödlich war und die andere, wenn er überlebte, ihn auf immer für allen Kampf unfähig gemacht hätte. Die rechte Hand war durch einen Schwerthieb abgehauen; eine Lanze hatte ihm die Eingeweide durchbohrt. Er atmete noch, als man kam, ihm zu sagen, der Sieg sei erfochten. Jetzt, sprach er, ist meine Freude vollständig; daß ich lebe oder sterbe, daran liegt wenig; ich will nur, daß Gottes heiliger Wille geschehe. Und als die Umstehenden sich an die Ärzte drängten, um sie anzufeuern, ihr möglichstes zu thun, sagte er: Man möge sich nicht um mich bekümmern; wenn der von Gott bestimmte Augenblick gekommen, werde ich sterben; alle Ärzte sollen auf das Schlachtfeld gehen, um die Verwundeten zu verbinden. Wie viele Thränen da flossen! Die Fürsten küßten die Hand, welche ihm übrig geblieben und sprachen: Und wenn Du beide verloren hättest; wenn Dir nur Gott das Leben schenkt, so wollen wir niemals einen anderen König als Dich."

Wilhelm von Tyrus berichtet, wer den König Rudolf verwundet hat. „Der Herzog Gottfried von Bouillon ritt

durch das Schlachtgetümmel hindurch, die Fahne hochhaltend, geradeswegs auf Rudolf zu und stieß ihm das Eisen in den Unterleib." Die Hand ward ihm in dem entstandenen Gedränge von einem Knechte abgehauen.

Niemand von den anderen Chronisten kennt etwas von der Fabel, die sich am Totenbette Rudolfs abgespielt haben soll. „Sehet!" hätte der König gesagt, „mit dieser Hand habe ich dem König Heinrich, meinem Herrn, Treue geschworen. Um dem Papste zu gehorchen habe ich den Fürsten meinen Eid gebrochen. Ich habe die Strafe eines Eidbrüchigen verdient." Die Chronik von Ursperg allein erzählt dies.

Die Worte wären gegen alle geschichtlichen, durchaus beglaubigten Daten. Rudolf wurde, wie wir gesehen, gar nicht vom Papste veranlaßt, die Wahl anzunehmen. Der Papst hatte vielmehr die Wahl aufgeschoben wissen wollen; obgleich gegen die Person Rudolfs nichts einzuwenden war. Aber solche Geschichtchen klingen so romantisch, daß man schwer auf sie verzichten will; zumal wenn dabei ein Schatten auf die große Figur Gregors fällt. Der wirkliche Tod Rudolfs war der eines christlichen Helden, welcher für den Glauben und das Recht stirbt.

„Weit entfernt davon," sagt die Chronik von Magdeburg, „Reue zu zeigen, hatte Rudolf auf seinem Totenbette nur den einzigen Schmerz, den Sieg nicht verfolgen zu können und dadurch die verletzte Ehre des Reiches und der Kirche zu rächen." Er wurde nach Merseburg getragen, erhielt dort die heilige Wegzehrung und die letzte Ölung und gab darauf seine Seele Gott zurück.

„So starb," schreibt Berthold von Konstanz, „mitten in seinem Siege der neue Judas Makkabäus, der große Verteidiger des heiligen Petrus. Einen Tag nur überlebte er seine schrecklichen und glorreichen Wunden; mit heiterem Ernste traf er seine letzten Verfügungen und ging dann zum Herrn, nachdem er drei Jahre und sechs Monate regiert hatte. Alle Klöster, alle geistlichen Genossenschaften, zumal

aber die Armen beweinten seinen Tod. Die Sachsen teilten zu seiner Ehre sehr reichliche Almosen aus. Er war der Vater des Vaterlandes, der Spiegel der Gerechtigkeit, der gekrönte Soldat, der unerschrockene Verteidiger der heiligen Kirche. Sein Leichenbegängnis ward mit großem Pomp zu Merseburg gefeiert."

Auf dem Denkmale Rudolfs im Dome zu Merseburg erhebt sich seine Statue in vergoldeter Bronze; daneben legte man sein Scepter und sein Schwert. Die Dankbarkeit, die Bewunderung und die Liebe der Sachsen offenbarte sich in der monumentalen Inschrift: „Seit Karl dem Großen war kein König mehr so groß im Frieden und so tapfer im Kriege." [1])

Heinrich war einstweilen bis nach Böhmen geflohen. Erst acht Tage nach seiner Niederlage vernahm er den Tod Rudolfs. Dieser Tod war einem Siege für ihn gleich. Es brach unter den Sachsen selber Uneinigkeit aus. Der neugewählte König Hermann von Luxemburg genoß nicht entfernt das Ansehen Rudolfs.

In Deutschland schien Gregor verlassen. „Gott selber spricht sich zu meinen Gunsten aus," rief Heinrich; und Tausende sprachen es mit Jubel, Tausende mit Furcht und Zweifel nach.

Es kamen noch weitere Unglücksnachrichten. Am selben Tage, wo Rudolf in Deutschland fiel, wurde die Armee, welche die Gräfin Mathilde befehligte, von den Lombarden vollständig geschlagen. „Die Ratschlüsse des Herrn," ruft Bonizo aus, „sind unerforschlich. Der Herr wollte damals

---

[1]) Das Epitaph lautet:
Rex hoc Rudolphus patrum pro lege peremptus,
Plorandus merito, conditor in tumulo.
Rex illi similis, si regnet tempore pacis
Consilio, gladio, non fuit a Carolo
Qua vicēre sui, ruit hic, sacra victima belli
Mors sibi vita fuit, Ecclesiae cecidit.

die Wünsche des exkommunizierten Königs erfüllen, anstatt ihn zu strafen. Während Rudolf in Deutschland fiel, schlug der junge König Konrad, der Sohn Heinrichs, bei Mantua die Armee der erlauchten Gräfin Mathilde. Nach diesen zwei großartigen Erfolgen stieg der Hochmut der Schismatiker bis zum Himmel.“ Der Gegenpapst und der Exkardinal Hugo in Begleitung von dreißig lombardischen Bischöfen durchzogen alle Landstriche Oberitaliens.

Der Versuch des heiligen Anselmus von Lucca, den Strom aufzuhalten, war vergeblich. Eine Synode, die er zusammenberufen, hatte nur neues Unheil zur Folge. Der Bischof wurde aus seiner Diöcese gejagt.

Es war noch nicht genug. Die einzige Stadt, welche in Deutschland noch treu zur Kirche stand, Mainz, traf ebenfalls ein Unglück. Ihre Umwallungsmauern fielen durch ein furchtbares Erdbeben ein; die Stadt war eine offene geworden am 1. Dezember 1080.

Der Papst aber blieb fest. Er ermahnte die Fürsten in Sachsen, einen neuen König zu wählen, und schrieb die entsprechende Formel des Krönungseides vor. Er konnte nicht die treuen Kinder und die Rechte der Kirche preisgeben.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Die Sache Berengars auf dem Konzil von Rom.

Inzwischen hatte Gregor VII. eine Angelegenheit zum Abschlusse gebracht, welche er bereits als Subdiakon der römischen Kirche verurteilt hatte. Berengar, der Gegner der heiligen Eucharistie, war wiederholt rückfällig geworden. Es sollte dem Papste vorbehalten sein, endgültig zu entscheiden, was der Subdiakon bereits zu Tours verworfen hatte.

Berengar war auf das Konzil von Rom im Jahre 1079 vorgeladen worden. Er erschien. Drei Theologen:

der Mönch Bruno von Asti, bald Bischof dieser Stadt, Guitmund, den wir bereits früher angeführt haben, und der Abt Wolphelmus von Brauweiler bei Köln wiesen dem greisen Häresiarchen die Irrtümlichkeiten seiner Meinung nach. Der Codex regius[1]) giebt folgende Analyse des Resultats: „Da nun alle Väter versammelt waren, wurde die Diskussion eröffnet über die Wahrheit der Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut des Herrn. Die überaus große Mehrheit bekannte, daß kraft der sakramentalen Worte, kraft der Konsekration, in welcher der heilige Geist unsichtbarerweise wirkt, Brot und Wein der Substanz nach verwandelt werden in den Leib und das Blut des Herrn: in denselben Leib nämlich, welcher aus der Jungfrau Maria geboren und an das Kreuz geheftet worden ist; in jenes Blut, das aus der von der Lanze geöffneten Wunde geflossen ist." Die Verteidiger dieses Dogma bewiesen die geoffenbarte Wahrheit desselben aus den Kirchenlehrern und rechtgläubigen Vätern, sowohl den lateinischen als den griechischen. Aber eine schwache Minderheit, furchtbar nicht so sehr durch ihre Zahl oder ihre Argumente als durch ihre Verblendung und Hartnäckigkeit, vermeinte in eitler Selbsttäuschung und im Glauben, andere täuschen zu können, die Wahrheit sei die, daß Brot und Wein in der heiligen Eucharistie nur die Figur des Leibes und des Blutes Christi sei. Drei Tage dauerte die Diskussion, nach welcher die Gegner aufhörten, die Wahrheit zu bekämpfen. Das Feuer des heiligen Geistes hatte wie einen Strohhalm die Einwürfe und Spitzfindigkeiten verzehrt und durch den Glanz des göttlichen Lichtes die finsteren Wolken der Lüge überwunden. Der Irrlehrer Berengar selbst erkannte schließlich seinen Irrtum und legte mit der Bitte um Gnade und Verzeihung ein öffentliches Bekenntnis ab. Es wurde ihm mit apostolischer Milde beides gewährt, nachdem er eine Erklärung

---

[1]) Cf. Watterich. tom. I. p. 300.

folgenden Inhalts unterzeichnet hatte: „Ich, Berengar, glaube von Herzen und bekenne es mit dem Munde, daß das Brot und der Wein, die am Altare aufgeopfert werden, durch das Geheimnis der sakramentalen Worte kraft der Allmacht des Erlösers der ganzen Substanz nach verwandelt werden in das wahre eigene belebende Fleisch und in das Blut unseres Herrn Jesu Christi; und daß somit nach der Konsekration gegenwärtig ist der wahre Leib des Herrn, wie er geboren ist aus Maria der Jungfrau und gelitten hat am Kreuze für das Heil der Welt und nun sitzet zur Rechten des Vaters; und ebenso das wahre Blut, das da geflossen ist aus der geöffneten Seite. Das ist nicht figürlich zu verstehen, sondern gemäß der Eigenart der Natur und gemäß dem wirklichen Sein der Substanz. Das ist mein Glaube, wie er in diesem kurzen Bekenntnisse steht, welches ich nun vor euch lese und das ihr gehört habt. So glaube ich und ich werde nie mehr das Gegenteil lehren. So helfe mir Gott und seine heiligen Evangelien." Darauf wandte sich der apostolische Vater und Herr an Berengar und verbot ihm kraft der Autorität des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus, jemals wieder mit irgend jemand eine Kontroverse zu haben über das eucharistische Dogma oder öffentlich über dasselbe zu sprechen; es sei denn, um zum Glauben der heiligen Kirche zurückzuführen jene, die er durch seine früheren Lehren verkehrt hätte.

Die Umkehr Berengars schien aufrichtig zu sein. Der Papst gab dem Achtzigjährigen einen Geleitschein, der beweist, wie der Papst auf die Reinheit der Meinung Berengars rechnete: „Wir thun allen kund, daß kraft der Autorität des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und derjenigen der Apostelfürsten Petrus und Paulus wir mit dem Banne einen jeden belegen, der Gewalt anthun würde in seiner Person oder in seinem Besitztum dem Berengar, einem Sohne der heiligen Kirche, oder der ihn als einen Irrlehrer behandeln wollte. Nach

einem langen Aufenthalte bei uns hat er sich mit der Kirche ausgesöhnt und wir senden ihn als gelöst vom Banne in sein Vaterland zurück und haben ihm als Begleitung mitgegeben einen unserer Getreuen, Namens Fulco."

Berengar war im vollen Sinne des Wortes Häretiker. Es ist schwer, einen solchen wirklich zu bekehren. Er fiel noch einmal zurück und veröffentlichte einen Schmähbrief gegen Gregor VII. Er protestierte gegen sein Abschwören der Häresie. Der Eindruck, den er hervorbrachte, bestand in schmerzlichem Staunen. Anhänger hatte er schon längst keinen mehr. Es gab nur noch Leute, die den Gegensatz des einst angesehenen Mannes zur Kirche mißbrauchten. Ein Zeuge seiner Abschwörung des Irrtums in Rom schrieb damals: „Was waren das für elende Abgeschmacktheiten (singulares naenias), die uns dieser alte Irrlehrer entwickelte! Unnütz, dieselben zu wiederholen; die Schriften Lanfranks und Guitmunds haben sie als das gezeigt, was sie sind. Wie ist es aber nun möglich, daß er seinen feierlichen Eid von neuem widerruft? Wir waren zugegen; mit unseren Augen haben wir es gesehen, mit unseren Ohren gehört, als er vor der ganzen Versammlung die Hand auf das Evangelium legte und feierlich abschwor. Papst Gregor führte den Vorsitz; der Patriarch von Aquileja war zugegen; hundertfünfzig Bischöfe waren Beisitzer und eine zahlreiche Menge von Äbten, Priestern und Klerikern."[1])

Mochte Berengar sehen, daß er kein Aufsehen mehr erregte; mochte er endlich einmal aufrichtig seinen Irrtum einsehen; genug, er verharrte nicht lange auf diesem beklagenswerten Wege. Im folgenden Jahre 1080 stellte er sich dem Konzil von Bordeaux und wiederholte vor dem Legaten Gregors seine Abschwörungsformel; dieses Mal endlich, ohne sie je zurückzunehmen. Er lebte noch acht Jahre in der Einsamkeit bei Tours, that Buße und starb im Jahre 1088 eines erbaulichen Todes.

[1]) Anonym. De Berengarii damnat.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Die Unterwerfung Robert Guiscards.

Endlich gelang es Gregor auch, den mächtigen Herzog von Apulien mit dem Apostolischen Stuhle zu versöhnen. Er sandte als apostolische Legaten dahin den heiligen Simon von Crepy, der aus altadeligem Hause stammend sich in die Einöde zurückgezogen hatte und von Gott mit außerordentlichen Gaben begnadigt worden war. „Simon," schreibt der Verfasser seiner Lebensgeschichte,[1]) „reiste alsbald ab mit seinem treuen Begleiter und setzte seine Hoffnung auf den Herrn. Auf der Reise nach Apulien predigte er überall dem Volke und erntete viele Früchte des Heiles. Sein Wort hatte die Gewalt, die härtesten Herzen zu rühren. Sechzig italienische und normännische Ritter, welche Gelegenheit hatten, ihn zu hören, bekehrten sich und weihten ihr Leben dem Herrn in verschiedenen Klöstern der Provinzen Benevent und Kalabrien."

Die Zusammenkunft Simons mit Robert Guiscard fand statt in Salerno. „Der Einsiedler," erzählt der Chronist weiter, „freute sich, daß er endlich am Ziele der Reise sei; sein Herz war dem eines Wanderers ähnlich, der da erschöpft von Hunger und Durst endlich ein gastfreundliches Dach findet." Was den Herzog betrifft, so war seine Freude groß, den Heiligen zu sehen; er konnte nicht müde werden, ihn zu hören. Alle Bedingungen Gregors nahm der Herzog an und gab Simon den Auftrag, zu veranlassen, daß zwischen ihm und dem Papste eine Unterredung ermöglicht werde. Dieselbe hatte statt zu Aquino, der Vaterstadt des zukünftigen Fürsten der Schule, Thomas von Aquin, am 16. Juli 1080.

Der Herzog leistete für alle seine Besitzungen dem hei-

---

[1]) Sim. Cresp. Vita cap. XII.

ligen Stuhle den Eid der Treue in denselben Ausdrücken, wie er von den normännischen Fürsten in die Hände Nikolaus' II. geleistet worden war; und Gregor bestätigte den Herzog im Besitze jener Provinzen, welche er gegenwärtig besetzt hielt. Gregor hielt, zumal Heinrich offiziell einen Feldzug gegen Rom für das Jahr 1081 ankündigte, diesen Vertrag für so wichtig, daß er ihn der christlichen Welt durch eine eigene Encyklika kundthat:

„Wir wollen euch wissen lassen, wie die Anstrengungen unserer Legaten und unser persönliches Eintreten es zuwege gebracht haben, daß der Herzog Robert Guiscard, der Fürst Jordanus von Capua und die anderen mächtigen Barone der apulischen Normannen in einer zu diesem Zwecke veranstalteten Zusammenkunft versprochen und geschworen haben, sie würden gegen jedermann die Ehre der heiligen Kirche und unsere Ehre verteidigen. In den Provinzen, welche die Umgebung Roms bilden, in Toskana und den benachbarten Besitzungen haben die verschiedenen Fürsten den diesbezüglichen Vertrag unterschrieben. Sie nehmen sich also zu allererst vor, im nächsten Herbst, wenn die Witterung es erlauben wird, gegen jene Gewalthaber vorzugehen, welche die Kirche von Ravenna gefangen halten. Mit dem Beistande Gottes, der, wie wir hoffen, nicht fehlen wird, möge nun bald für Rom und Italien die Stunde der Befreiung schlagen."

Man stelle sich die Thätigkeit Gregors „für die Befreiung" der Bevölkerung nach den positiven geschichtlichen Daten und nicht nach vorgefaßter Meinung vor. Es handelte sich um keinen Krieg gegen irgend eine weltliche Gewalt, nicht um Aufwiegelung des Volkes gegen irgend einen Herrscher. Nein; es handelte sich um die Frage: Soll die Kirche das Recht schützen? Soll sie einer Bevölkerung beistehen, welche, wie wir oben bei der mailändischen gesehen haben, in ihrem Teuersten, in ihrem Besitze, in der Ehre ihrer Frauen, in den Gütern der Armen angegriffen ist und zwar nicht von irgendwelchem rechtmäßigen Herrn, sondern

von rein willkürlichen Gewalthabern, die durchaus keinen Titel eines Rechts für sich geltend machen konnten!

Kann das erste Oberhaupt der Kirche es mißbilligen, darf es dazu nicht selbst mitwirken, daß das Recht der Selbstverteidigung gegen einen unrechtmäßigen Angreifer geübt wird? Romantische Ideen helfen hier wenig. Die nackten Thatsachen liegen vor. Wer hatte das Recht, in Mailand z. B. einen Bischof einzusetzen? Wer hatte das Recht, ihn nach kanonischen Gründen abzusetzen? Der König oder der Papst? Könige konnten niemals Bischöfe machen.

Ist aber die definitive Einsetzung eines Bischofs das ausschließliche Recht des Papstes, dann ist selbstverständlich ein Bischof, der gegen den Willen des Papstes regiert und die dem Bistum zugehörigen Güter verwaltet, kein rechtmäßiger Bischof und kein rechtmäßiger Herr; sondern ein Gewalthaber, ein Tyrann. Und kommt nun gar hinzu, daß ein solcher Tyrann seine vermeintlichen Rechte ausübt, um aus den Insassen seines Bistums den letzten Heller zu erpressen, so ist kein Schatten von Recht vorhanden, der verbieten würde, Gewalt gegen Gewalt zu setzen.

So aber war gerade die Sachlage mit den simonistischen oder kanonisch abgesetzten Inhabern der ersten Bischofsstühle Italiens. Der Papst hat der gemißhandelten Bevölkerung dabei geholfen, daß sie sich selbst gegen offenbare Gewalt verteidige. Er hat niemanden gegen Frankreich, niemanden gegen England und selbst nicht gegen Deutschland gesandt (Rudolf war durch die deutschen Fürsten gewählt). Dort war eine gesetzmäßige Gewalt; und wurde diese von ihrem Inhaber gemißbraucht, so mußten andere Mittel angewandt werden, um die christliche Bevölkerung zu schützen. Aber in Italien handelte es sich entweder um Gebiete, die der römischen Kirche gehörten oder es handelte sich um den Schutz des Eigentums der Gläubigen gegen völlig unrechtmäßige Gewalthaber und zu diesem Eigentume gehörten auch die Kirchengüter. Dieselben waren der Kirche für die Armen. zum Besten

des Ganzen also geschenkt worden; nicht zum bloßen Vergnügen eines einzelnen, der gerade die Gewalt hatte.

Gregor war in seinem striktesten Rechte. Seine Maßregeln waren einzig und allein auf das Gesamtwohl gerichtet; und zwar nicht nur auf das Wohl der Kirche als einer in sich abgeschlossenen geistigen Anstalt, sondern insofern sie den ganzen Menschen umfaßt, nicht bloß die Seele, sondern Leib und Seele.

Wenn es die Geschichte des Papsttums gilt, so hält es bei vielen Autoren schwer, die Augen des Geistes klar und fest auf das bestehende objektive Recht zu richten; da schließt man lieber die verabscheuungswürdigsten Tyrannen, welche der Welt unsägliches Wehe gebracht haben, in sein Herz ein, als daß man liebgewordenen Hirngespinsten entsagt. Die Kirche hat einen Gegensatz zwischen Kirche und Staat niemals gekannt. Sie hat die Rechte der zeitlichen Autorität als von Gott unmittelbar verliehene niemals bestritten. Sie hat dieselben vielmehr ebenso gut und kräftig wie die eigenen verteidigt, vertieft und bekräftigt. Sie hat „im Sabbathe" der Grabesruhe Christi stets den ganzen Menschen im Laufe der Zeiten geheilt und es fortwährend als eine Auflehnung gegen ihre eigene Autorität betrachtet, wenn man sich gegen die zeitliche Gewalt auflehnte.

Ihr Kampf richtet sich bloß gegen das Laster und die Ungerechtigkeit. Das sind aber auch die Feinde des Staates. Ein lasterhafter und ungerechter Monarch ist noch mehr Feind des Staatswohles wie der Kirche. Wenn die Kirche im Kampfe gegen Laster und Unrecht auch die Monarchen nicht schont, so greift sie nicht im mindesten über in das Gebiet der zeitlichen Gewalt; sondern sie befestigt und kräftigt die Macht des Staates.

In diesem Sinne hat, das zeigen alle seine Schritte, Papst Gregor VII. gehandelt und in diesem Sinne ist er ein ebenso großer Wohlthäter der Staatsordnung geworden als der Ordnung in der Kirche. Jahrhunderte lang noch

nach dem erschütternden Schauspiele in Canossa flohen die bedrückten Völker zum Oberhaupte der Christenheit, wenn Tyrannen in feiger Verachtung des bestehenden Rechts die ihnen von Gott verliehene Gewalt mißbrauchten; und der Papst schützte jedesmal auch die Staatsordnung gegen den Mißbrauch der Machthaber. Heutzutage helfen sich die Völker durch blutige Revolutionen. Womit war besser einer dauerhaften Ordnung gedient?

Gregor ging noch großen Kämpfen entgegen.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Die erste Belagerung Roms.

Heinrich entschloß sich, nach dem Tode Rudolfs nun sogleich den Papst zu stürzen, indem er ihn aus Rom vertrieb und Guibert daselbst als Papst einsetzte. Gregor war nicht wirksam zu bekämpfen, wenn nicht vorher die Gräfin Mathilde endgültig geschlagen war. Heinrich richtete seine Truppenmacht also zuerst gegen diese Heldin, traf aber da auf energischen Widerstand. Seine Truppen konnten keinen der festen Plätze nehmen und schwächten sich in nutzlosen Belagerungen, ohne dem Feinde einen Schaden zuzufügen!

Der König mußte Toskana verlassen und ließ seine Truppen bei Ravenna sich ausruhen. Hier schickte er sich an, durch diplomatische Künste die Normannen von Gregor abwendig zu machen. Gregor teilt dies dem Abte von Montecassino, Desiderius, in folgenden Worten mit:

„Ich weiß aus sicherer Quelle, daß der sogenannte König Heinrich sich anschickt, für Pfingsten nach Rom zu kommen. Aber es ist uns ebenso bekannt, daß seine Armee arg heruntergekommen ist. Er rechnet darauf, sie in den Marken von Ravenna zu vervollständigen; wahrscheinlich rechnet er falsch, denn überall, wohin er marschiert, schließen

sich vor ihm die Thore und wenn er in einem Hause sich niederlassen will, muß er es zuvor mit Gewalt einnehmen. Du weißt es wohl, teuerster Bruder, wie nur die Liebe zur Gerechtigkeit und der Eifer für die Ehre der Kirche meine Handlungsweise bis jetzt geleitet haben. Hätte ich in feiger Nachgiebigkeit zu jeglicher Gewaltthat und zu allen Missethaten des Königs und der Seinigen schweigen wollen, kein Papst noch wäre mit mehr Ehren und Reichtümern überhäuft worden. Ich habe jedoch stets für nichts erachtet ihre Drohungen, ihre Grausamkeit und Willkür, bereit, lieber den Tod zu leiden als mit dem Verbrechen mich zu vertragen und den Weg der Gerechtigkeit zu verlassen. Du weißt dies alles. Bleibe uns also immer zugethan und handle so, daß unsere Mutter, die heilige römische Kirche, in Dir immer eine Stütze und eine Zuflucht finde. Die Gräfin Mathilde benachrichtigt uns, daß der König gern ein Bündnis schlösse mit dem Robert Guiscard. Der Prinz Roger soll die Prinzessin Bertha, eine Tochter des Königs, heiraten und als Mitgift die Markgrafschaft Ancona erhalten. Wenn eine solche Verhandlung glückte, so wäre leicht zu schließen, welche Wirkung sie in Rom hervorbringen müßte, wo man ganz gut den Eid der Treue kennt, den der Herzog voriges Jahr geleistet hat. Das Auge Deiner Klugheit möge wachen über dieses Intriguenspiel. Gieb uns Nachricht vom Ergebnisse Deiner Bemühungen. Komme sobald als möglich nach Rom. Du weißt wohl, welche Treue und welche Ergebenheit die Römer nun zu Gunsten der Sache Gottes entfalten."

Sie sollten bald die Probe geben. Guiscard blieb dem Apostolischen Stuhle treu und wies die Anerbietungen des exkommunizierten Königs ab.

Heinrich marschierte nach Rom. Den 21. Mai 1081 kam er an die Thore der ewigen Stadt. Eine Deputation von alten Anhängern der Adelsherrschaft kam, ihn zu begrüßen. Aber die Thore waren geschlossen, die Verteidigung organisiert. Während daß Heinrich in Ravenna sich

aufgehalten hatte, war von Mathilde der beste Teil ihrer Truppen in die ewige Stadt dem Papste zu Hilfe gesandt worden; sie selbst wartete auf den Augenblick, mit ihrem ganzen Heere herbeizueilen.

Es war nicht notwendig. Die Sommerhitze mit den sie begleitenden Fiebern dezimierte das ohnehin geschwächte Heer Heinrichs. Nach etwa einem Monate mußte der König wieder abziehen. Er brachte, nachdem er die Campagna verwüstet, den Herbst und den Winter in Ravenna zu, um die Verluste zu ersetzen und das nächste Jahr mit besserem Erfolge den Zug nach Rom zu wiederholen.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Die zweite und dritte Belagerung Roms.

Heinrich hatte, um Mittel für einen neuen Zug nach Rom zu bekommen, mit dem Kaiser des Orients, Alexius Comnenus, ein Bündnis geschlossen. Dieser letztere verhieß reiche Subsidien und Heinrich versprach, Unteritalien den Normannen abzunehmen und es der Herrschaft der Griechen wieder zurückzugeben. Mit den so erlangten Summen kaufte der deutsche König Abenteurerhorden aus Böhmen, die er, nach dem Ausdrucke des Chronisten, wie die Raubvögel durch das Versprechen der Plünderung Roms an sich zog.

„Mehr als achtzigtausend Menschen,“ schreibt als Augenzeuge der Kardinal Deusdedit (fragmenta) fünf Jahre nachher, „mehr als achtzigtausend Menschen: Männer, Frauen, Kinder, Greise wurden ohne Widerstand gemordet zur größeren Ehre des schismatischen Königs und des Pseudopapstes Guibert. Die rechtgläubigen Bischöfe und Äbte wurden von ihren Kirchen und Klöstern vertrieben und durch elende Persönlichkeiten ersetzt, die manchmal zu zweien für ein

und dieselbe Pfründe ankamen; alle beide hatten die Pfründe sich gekauft. Sie hielten sich schadlos dadurch, daß sie sich gegenseitig in der Plünderung der Kirchen überboten. Die widerstandslose Bevölkerung hieben sie nieder, mochten es Freunde oder Feinde sein. Nero hat seine Grausamkeiten weiter ausgedehnt, aber größere hat er nicht verübt."

Heinrich mußte sich auf den griechischen Kaiser stützen und auf böhmische Raubhorden. Denn in Deutschland war er nur dem Namen nach König. Sein Glück war nicht von langer Dauer gewesen. Die Sachsen hatten unter dem neuen Könige Hermann den Schwiegersohn Heinrichs, Friedrich von Hohenstaufen, gänzlich geschlagen; sie verlangten laut, nach Rom geführt zu werden zur Rettung des Papstes. Höchstens die Rheinprovinzen blieben dem schismatischen Könige noch treu. In Italien hielt allein die Lombardei zu ihm auf Grund des Einflusses der schismatischen Bischöfe und der verheirateten Priester Toskana gehörte fast ganz der Gräfin Mathilde; Unteritalien dem Herzog Robert Guiscard.

Heinrich suchte die Provinzen Süditaliens gegen die Normannen aufzuregen. Es brach daselbst ein Aufstand aus, der den Herzog verhinderte, dem Papste zu Hilfe zu eilen.

Der letztere war in größter Bedrängnis. Die päpstlichen Besitzungen waren durch die fortwährenden Plünderungen erschöpft; für eine erfolgreiche Verteidigung Roms fehlten die Mittel. Auch Mathilde litt schwer unter dem bewaffneten Widerstande gegen Heinrichs Horden; sie mußte zuvörderst ihre eigenen Staaten schützen. Da halfen die Benediktiner von Canossa; sie schmolzen ihre Kirchenschätze ein zur Verteidigung der römischen Kirche und sandten das Ergebnis dem „Apostolischen Herrn und Vater".

Gregor VII. schrieb damals in einer Encyklika an alle Christen des Erdkreises: „Wir wissen, sehr geliebte Brüder, daß ihr Mitgefühl habt für unsere Trübsale und in eueren Gebeten vor dem Altare des Höchsten an uns denket. Das

besagt der Ausdruck des Apostels: Wenn ein Glied leidet, dann leiden alle Glieder. Der Charakter der Liebe des heiligen Geistes, die in unseren Herzen ausgegossen ist, bewirkt, daß wir alle ein Herz und eine Seele und ein Verlangen haben. Wir wollen alle, daß die Gottlosen zur Erkenntnis und zur Reue kommen; wir verlangen, daß die heilige Kirche, die jetzt unterdrückt ist in der ganzen Welt, mit Beschimpfungen gesättigt und zerrissen durch das Schisma, wieder in ihrem alten Glanze strahle, in ihrer unteilbaren Einheit; wir arbeiten, daß Gott verherrlicht werde nicht nur in uns, sondern auch in denen, die uns verfolgen, damit wir alle zum ewigen Leben gelangen. Wundert euch nicht, wenn die Welt euch haßt. Wir fordern den Zorn und den Haß der Welt heraus, weil wir ihre Werke verurteilen und den ungeregelten Begierden, welche ihr entspringen, Widerstand leisten. Was ist darin Erstaunenswertes, daß die Mächtigen der Erde die Armen Christi hassen, die so kühn sind, ihrem recht- und gottlosen Vorgehen Halt zu gebieten! Sehen wir nicht jeden Tag, wie eigenwillige Knechte ihren Herrn verabscheuen, nur weil dieser ihr Bestes will. Wir haben noch nicht den Ruhm gehabt, für Jesus Christus unser Blut zu vergießen; die Gottlosen haben noch nicht so viele Märtyrer gemacht, wie sie wohl hätten machen wollen. Gott sei für alles gedankt, für Tod und Leben, für Leid und Freude. Denket, meine Brüder, an so viele Soldaten, welche in den Heeren der Fürsten für geringen Sold kämpfen, sich töten lassen für einen sterblichen König. Was müssen wir also nicht zu leiden bereit sein, die wir für den König der Könige, für den Herrn der Ewigkeit, für unvergängliche Belohnungen streiten. Erhebet euere Herzen zu starken und erhabenen Entschließungen, entzündet die Flamme eueres lebendigen Glaubens und euerer unsterblichen Hoffnung, blicket an die Fahne eueres Herrn, des ewigen Königs, der da gesagt hat: In der Geduld werdet ihr euere Seelen besitzen. Wenn wir siegen wollen mit der

Gnade Gottes über die alte Schlange; wenn wir ihre Anstrengungen und Verfolgungen gegen uns zu nichte machen wollen, so besteht das beste Mittel darin, daß wir uns ihren Verfolgungen nicht entziehen und daß wir den Tod selber nicht fürchten; sondern vielmehr nach demselben verlangen für die Liebe Gottes und für die Gerechtigkeit, aus innigster Anhänglichkeit an den Glauben Jesu Christi. So werden die „Erhebungen des Meeres", die wild sich aufbäumenden Wogen des Hochmuts der Welt unter unseren Füßen zerfließen; auf diesem Wege werden wir zu unserem Oberhaupte gelangen, der da sitzet zur Rechten des Vaters, und mit ihm herrschen; denn der Apostel ruft uns zu: Wenn wir mit Christus leiden, werden wir auch mit ihm verherrlicht werden. Indessen, meine Brüder, die ihr zusammen mit uns einen Kampf aushaltet, in welchem wir die Schwächeren zu sein scheinen, ich verkünde euch, daß der endliche Sieg uns gehört. In kurzer Zeit wird der Herr aus unseren Prüfungen selber den Triumph hervorgehen lassen. Er wird nicht erlauben, daß seine Gläubigen unter dem Gewichte der Übel erliegen; er wird ihre Gebrechlichkeit ermutigen selbst durch zeitlichen Erfolg."

Der Papst sah allerdings diesen Erfolg nicht mehr. Aber nur wenige Jahre nach seinem Tode ward die Armee Heinrichs unter den Mauern dieses selben Canossa durch die Gräfin Mathilde völlig vernichtet, wo er seinen Eid geleistet hatte, der Kirche treu zu sein. Im selben Jahre (1092) verlor er sein Königreich Italien; sein Sohn Konrad ward gegen ihn aufgestellt. In Deutschland war seine Macht für immer gebrochen. Der alte Kirchenfeind wird im Jahre 1096 durch List und Schlauheit noch versuchen, den ersten Kreuzzug zu hindern, indem er Ungarn und Böhmen gegen die Krieger aufhetzt. Aber auch da wird sein Erfolg nur in völlig zwecklosem Blutvergießen bestehen.

Für jetzt zog er nach Rom, verwüstete und verbrannte auf dem Wege dahin, was er nur verwüsten und verbrennen konnte. Die Thore Roms blieben geschlossen. Gregor hatte

die Römer zum kräftigsten Widerstande zu begeistern gewußt. Ein Verräter legte vom Innern der Stadt aus Feuer an die der Basilika von St. Peter benachbarten Gebäude. Die Belagerer hofften, die Besatzung würde eilen, das Feuer zu löschen und die einzelnen Teile der Mauern verlassen, die dann leicht genommen werden konnten. Der Papst jedoch durchschaute das Manöver. „Er befahl allen Soldaten, an ihrem Platze zu bleiben. Er selber begab sich zum Feuer, streckte die Hand aus, machte nach den brennenden Häusern hin das Zeichen des heiligen Kreuzes und das Feuer erlosch." So erzählt Bernold in seiner Chronik.

Der Handstreich war nicht gelungen; der nachher gewagte Sturm abgeschlagen und die Sommerhitze vollendete das Werk der Befreiung. Die Horden mußten sich zurückziehen, wenn sie nicht dem Fieber zum Opfer fallen wollten. Heinrich hatte keine andere Genugthuung, als daß er auf dem Rückwege in seiner Wut mehrere gutgesinnte Bischöfe einkerkern lassen konnte, unter anderem Bonizo von Sutri und den französischen Kardinal Odo, Bischof von Ostia, den späteren Urban II.; diesen letzteren wahrscheinlich, weil er als Bischof von Ostia seinen Gegenpapst inthronisieren sollte. Natürlich erreichte er mit nichts von dem allem seinen Zweck.

Heinrich kam noch ein drittes Mal vor Rom; im Jahre 1083. Der Kriegszug Hermanns nach Italien, den dieser am Ende des Jahres 1082 zur Unterstützung, respektive zur Befreiung Gregors unternehmen wollte und der dem Vornehmen Heinrichs ein Ende gemacht hätte, mußte unterbleiben. Denn plötzlich starb Otto von Nordheim, dem er die Regentschaft seiner Staaten anvertraut hatte; und es brachen gleich darauf Zwistigkeiten in Sachsen aus, die einen Bürgerkrieg befürchten ließen.

Von Unteritalien her hatte Heinrich ebenfalls nichts zu fürchten. Denn die angezettelte Empörung beschäftigte noch immer Robert Guiscard und verhinderte ihn, dem Papste zu helfen.

Es war somit Heinrich nach beiden Seiten hin frei. Im Monate Mai war er wieder vor Rom. Diesmal gelang es ihm, sich der sogenannten Leostadt, città Leonina, zu bemächtigen. Der Fahnenträger des Königs, Gottfried von Bouillon, der nach der Schlacht von Mölsen mit dem ganzen Herzogtume Lothringen belehnt worden war, stellte sich an die Spitze der Stürmenden; und trotzdem die römischen Soldaten mit hoher Tapferkeit die Mauern verteidigten, legte er eine breite Bresche. Erhitzt und ermüdet fand er in einem Hause eine Flasche Falerner Wein, die er austrank. „Sei es daß er zu schnell getrunken," erzählt Wilhelm von Malmesbury, „sei es daß der Wein vergiftet war, sei es daß die verderblichen Ausdünstungen der Tiberebene, die sich jeden Morgen erheben, die Ursache bildeten; Gottfried wurde selber an einer ansteckenden Krankheit krank, nachdem alle seine Kameraden, die mit ihm bis dahin vorgedrungen waren, mit Ausnahme von zehn, vom Fieber ergriffen worden. Der Herzog genaß wohl wieder; aber der Anfall war so heftig gewesen, daß er alle Haare und die Nägel an Händen und Füßen verlor. Mehrere Monate schwebte er zwischen Leben und Tod und behielt bis zum Jahre 1095 eine Schwäche in der Brust." Er hatte Zeit nachzudenken, für wen er bis jetzt gekämpft und wem sein Kampf gegolten. „An seiner Seite befand sich," sagt Vion, [1]) „ein Ritter, der seine Jugend geleitet und ihm das Waffenhandwerk gelehrt hatte, Petrus de Archeriis, der ebenfalls krank darniederlag. Die beiden Persönlichkeiten erkannten ihren sakrilegischen Frevel gegen den heiligen Stuhl und machten das Gelübde, zur Buße eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu unternehmen. Petrus de Archeriis war der erste, der es that, nachdem er in einer Einsamkeit bei Amiens einige Zeit der Betrachtung göttlicher Dinge gewidmet hatte. Es war Peter von Amiens, der erste gewaltige Prediger der Kreuzzüge." „Als Gottfried den

[1]) Pierre l' Eremite et les Croisades p. 148.

Aufruf zum Zuge nach dem heiligen Lande, um das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, vernommen," fährt Wilhelm von Malmesbury fort,[1]) „erneuerte er sein Gelübde, wenn Gott ihm seine alte Kraft und Gesundheit wieder schenkte. Danach fühlte er, wie jugendliches Feuer wieder in seine Glieder kam, welche durch die Erschöpfung wie altersschwach geworden waren; seine Glieder wurden von neuem stark und kräftig." Am 3. Juni 1083 nahm Gottfried die Leostadt und die Basilika von St. Peter ein; am 15. Juli 1099 pflanzte er die Kreuzesfahne auf die Mauern Jerusalems.

Gregor hatte gewissermaßen prophezeit: „Wisset, daß aus dem Übel selber, das uns jetzt bedrückt, der Triumph der Kirche hervorgehen wird." Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon kamen als Kirchenfeinde nach Rom. Dort erkannten sie, auf das Krankenlager hingestreckt, ihren Fehler; und aus ihrer Buße gingen die Kreuzzüge hervor, nach denen Gregor selber im Anfange seines Pontifikats so sehnsüchtig verlangt und an deren Spitze er sich hatte stellen wollen.

Das ist die wunderbare Fügung der Vorsehung. Am Ende des Pontifikats Gregors wird von seiten der Vorsehung der feste Grund gelegt zur Ausführung dessen, was er am Anfange desselben zur Ehre des Glaubens ersehnt; und zwar durch zwei Männer, die als Saulus nach Rom und als neue Paulus fortgingen. Und wo war der Papst der Kreuzzüge? Der glorreiche spätere Urban II. war Gefangener Heinrichs.

Trotzdem Heinrich viel weiter vorgedrungen war wie die anderen Male, brachte er doch die Einnahme Roms nicht zustande. Er ließ zwar seinen Papst durch die abgesetzten Bischöfe von Modena und Arezzo in St. Peter feierlich inthronisieren; aber das feste Schloß St. Angelo, ganz Trans-

---

[1]) Gest. reg. Angl. lib. 4 §. 375.

tevere und ganz Rom auf der linken Seite des Tiber blieben dem rechtmäßigen Papste. Heinrich baute auf einem Hügel ein befestigtes Schloß, und nannte es Palaciolum. Er legte dreihundert Mann Besatzung hinein, schloß mit einem kleinen Bruchteile der Bevölkerung Roms, den er mit reichlichen Geldspenden bestochen hatte, einen Vertrag,[1]) daß nach vierzehn Tagen der Papst Gregor gezwungen werden sollte, die ganze Stadt zu übergeben und darauf Heinrich zu krönen, widrigenfalls er abgesetzt würde; und zog sich dann aus Furcht vor der Sommerhitze und ihren Folgen mit dem Gros der Armee nach der Lombardei zurück.

Der Verrat einiger Römer hatte keine Folgen. Die dreihundert Mann der Garnison erlagen bis auf dreißig zusammen mit ihrem Chef beinahe plötzlich einer ansteckenden Krankheit; und das römische Volk zerstörte die Feste.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Verteidiger und Angreifer Gregors.

Bevor wir den letzten Kampf des großen Gregors und sein heiliges Ende erzählen, wird es interessieren, zu erfahren, wie bei seinen Lebzeiten schon die Freunde und die Gegner über ihn geurteilt haben. Einiges darüber ist allerdings bereits bei entsprechender Gelegenheit berichtet worden; wir haben den Chronisten beider Parteien das Wort gegeben.

Zwei Briefe werden aber noch speciell und gleichsam ex professo darüber Aufschluß geben, wie die Person Gregors der leitende Mittelpunkt des gewaltigen Kampfes war; wie diesem Manne einerseits die herzlichste Liebe und tiefste Ergebenheit wie fast keinem Papste, aber auch von der an-

---

[1]) Cf. Pertz: Monum. Germ. tom. VIII. p. 461.; Watterich, I. p. 456. not.

deren Seite der giftigste Haß und die häßlichste Erbitterung entgegengebracht worden ist. Der eine dieser Briefe stammt vom heiligen Anselmus, dem Bischofe von Lucca; der andere vom heiligen Gebhard, dem Bischofe von Salzburg.

Der erste war veranlaßt durch den Gegenpapst, der von Heinrich aufgefordert worden war zu versuchen, ob er nicht den Bischof Anselm dem Papste Gregor VII. abwendig machen und, da dieser Bischof der Leiter des Gewissens der Gräfin Mathilde war, vermittelst seiner die letztere vom Apostolischen Stuhle trennen könnte. In jener Diplomatie, welche die Gewissenlosigkeit zur Voraussetzung hat, war Heinrich von jeher Meister gewesen; mehr jedenfalls wie in der Kunst, Schlachten zu gewinnen und feste Städte einzunehmen.

Der Gegenpapst hatte infolgedessen dem heiligen Bischofe in diesem Sinne geraten, seinen Einfluß bei Mathilde dahin zu verwenden, daß diese sich von Gregor lossage: „Übrigens," so hatte die Kreatur Heinrichs hinzugefügt, „zeige sich bereits die öffentliche Meinung (wie dieses Stichwort doch schon im elften Jahrhundert zum Deckmantel jeglicher Privatmeinung und oft jeglicher Gemeinheit dienen mußte!) in etwa beleidigt, da sie sehen muß, wie ein Bischof seinen Einfluß auf eine junge und mächtige Fürstin dahin gebrauche, daß er sie in ihren abenteuerlichen Unternehmungen ermuntere, und daß er ihr bis auf das Schlachtfeld folge." Als Belohnung war außer reichen Geldgeschenken dem Bischofe die Zurückgabe seines Bistums Lucca angeboten worden.

Die Antwort, betitelt: „Verteidigung Gregors VII., des rechtmäßigen römischen Papstes, gegen den falschen Papst Guibert," drückte vor aller Welt das Kainszeichen auf die Stirne Guiberts; sie war bald überall in Europa verbreitet. Canisius fand im sechzehnten Jahrhunderte ein Exemplar in der Bibliothek zu Regensburg. Sie lautet so:

„Höre, o verbrecherischester aller Menschen, denn so muß ich Dich nennen, da Du keine Scheu hast zu bellen gegen den Herrn und seinen Auserwählten, den Papst zu Rom und

Deinen Vorgesetzten. Ich hatte Dir im Vertrauen Briefe geschrieben, worin sich mein ganzer Schmerz, aber auch mein aufrichtiger Sinn offenbarte; ich hatte Dich beschworen, in Dich selber einzutreten, Deinen Irrtum zu erkennen und Deine Fehler zu sühnen durch Reue und Buße. Jetzt aber wird sich das Wort des Propheten an Dir bewahrheiten, wie einst an Jerusalem: Siehe da; ich will meine Hand ausstrecken und will vor Augen legen allen Völkern der Erde euere Missethaten; mit der Wahrheit meiner Ratschlüsse will ich den Donner meiner Rache erschallen lassen. Was hast Du gemacht aus der heiligen Kirche Gottes, dem neuen Jerusalem, der Braut Christi, der Tochter des großen Königs? Ich habe nichts gethan, antwortest Du; ich habe nur dem Kaiser gefolgt; alles gehört dem Kaiser; alles muß in der kaiserlichen Macht den Titel seines Rechtes suchen (der absolute Staat Hegels war schon bekannt im elften Jahrhundert); er, der Kaiser, hat mit der apostolischen Macht mich bekleidet. Doch vernimm, was schon Ambrosius antwortet: Die Kirche ist das Haus Gottes, sie steht nicht unter der kaiserlichen Jurisdiktion. Dem Kaiser die Paläste, dem Bischofe das Haus Gottes; dem Kaiser die Armee, die Rechtsprechung und die Verwaltung in bürgerlichen Sachen, dem Bischofe die heiligen Dinge. Wer bist Du denn? Woher kommst Du? Welcher Ruf Gottes, welche kanonische Wahl hat Dir die Verwaltung der Kirche anvertraut?! Der ehrwürdige Gregor ist der einzige Papst; Du selbst hast seiner Zeit die Jurisdiktion desselben anerkannt. Du vermeinst, ihn abgesetzt zu haben in irgend welchem Winkelkonzil; — aber seit wann ist es denn gestattet, den obersten Chef aller katholischen Kirchen zu richten? Du behauptest, wir seien in eine grobe Irrlehre verfallen, und ließen die Gültigkeit der Sakramente von der Würdigkeit des Spenders abhängen! (Man sieht, das Kunststück galt ebenfalls schon im elften Jahrhundert, immer wieder die

alten abgeschmackten Vorwürfe vorzubringen unbekümmert darum, wie oft sie bereits von authentischer Seite widerlegt worden seien!) Du lügst darin ganz offenbar! Die katholische Kirche verehrt und hält hoch die Sakramente, selbst wenn sakrilegische Hände sie spenden; aber sie verabscheut die Simonisten, sie verabscheut die Schismatiker, sie verabscheut die Sakrilegien, welche den heiligen Schatz verunehren. Wie sie und mit ihr will ich bis zum Tode streiten, auf daß diese Ärgernisse einmal aufhören. Der Himmel und die Erde, die ganze Kirche der Gerechten, jene, die noch hier auf Erden pilgert wie jene, die mit Christus im Himmel herrscht, die ganze Welt hat gegen Dich einen Ruf des Abscheues ausgestoßen. Du zerreißest die Kirche, Du verfolgst sie mit einer Grausamkeit, vor der die Heiden selber errötet wären. Das Blut der Sachsen schreit um Rache wie das Blut Abels. Was hast Du angefangen mit der Kirche, welche der Herr seine Kirche nennt; was hast Du begonnen mit den Schäflein, welche er als seine Schäflein bezeichnet? Unter dem Vorwande, daß alles dem Kaiser gehört, verrätst Du an ihn die Bistümer, die Abteien, die Kirchen; und wen ernennt man zu den Pfründen? Giebt es unter diesen Lohnknechten einen einzigen, der nicht seine Kirche um klingendes Geld erkauft oder auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerte erobert oder sie um feiler Schmeicheleien willen mit den niedrigsten schamvollsten Mitteln erlangt hätte? Giebt es einen unter ihnen, dessen Sitten rein, dessen Führung tadellos wäre? Und Du zeigst Dich erstaunt, daß man von diesen reißenden Wölfen nichts wissen will; daß man diese Lohnknechte flieht und mit denen nicht verkehrt, die da um einer Mitra oder eines Stabes willen schismatisch werden! Du beschwörst mich im Namen des Herrn Jesu, ich möge nicht mehr durch Lüge und Verleumdung die Gräfin Mathilde irreführen, die edelste der Frauen. Ich rufe den Herrn als Zeugen an, und erkläre hiermit laut vor aller Welt, daß nicht der mindeste Ehrgeiz und keinerlei Aussicht

auf weltliches Gut mich in der Führung dieser Seele leitet. Jeden Tag und ohne Unterlaß erbitte ich von Gott die Gnade, er möge mich hinwegnehmen aus dieser Welt, wo das Verderben waltet und herrscht, in welcher meine Verbannung nur allzulange andauert. Aber so lange noch ein Lebenshauch in mir ist, werde ich der Sache Gottes dadurch dienen, daß ich ihr eine Heldin bewahre, deren geistliche Leitung unsere Mutter, die Kirche, mir anvertraut hat. Ich hoffe zu Gott, er werde mich in der Ewigkeit reich belohnen dafür, daß ich auf dem Wege der Pflicht geführt habe diese starke Seele, die sich bewaffnet hat für die Verteidigung der Gerechtigkeit und bereit ist, jeden Tag ihr Blut zu vergießen zu Deiner Beschämung und zur Beschämung Deiner gottlosen Anhänger, zur Erhöhung der heiligen Kirche, zur schnelleren Herbeiführung des endlichen Triumphes Gottes über seine Feinde."

Nicht minder energisch und der besten Zeiten der Kirche würdig ist der Brief des heiligen Metropoliten von Salzburg an den Bischof von Metz, welcher ebenfalls zu jener Zeit allgemeine Verbreitung fand und gerade für die deutschen Verhältnisse paßt. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit der Simonie oder der Laieninvestitur, welche die Schriftsteller des Königs dem Volke in jeder Weise annehmbar zu machen suchten.

„Es ist eine ebenso undankbare als überflüssige Aufgabe, jenen zu antworten, die nicht verstehen wollen! Seltsames Mißgeschick, dessen Opfer wir sind! Alles verklagt uns und keiner will unsere Rechtfertigung hören! Unsere Gegner sind Bischöfe, die der König ernannt hat. Sie werden dem letzten ihrer Diener zugestehen, daß er sich verteidigen kann; uns versagen sie die Verteidigung. Sie spotten der Worte Jobs: H a b e i c h j e m a l s m i c h d e m v e r s c h l o s s e n, d a ß i c h m i t m e i n e m K n e c h t e o d e r m i t m e i n e r M a g d m i c h a u s e i n a n d e r s e t z t e, w a s s i e f ü r G r ü n d e f ü r i h r e H a n d l u n g s w e i s e h a b e n. Der ganze Streit zwischen

ihnen und mir läßt sich auf das Wort des Apostels zurückführen: auf daß ihr ein Urteil erlanget, um leicht und schnell zu unterscheiden das Gute vom Bösen. (Hebr. V.) Getreue Nachahmer Christi, unseres Beispiels und unseres Herrn, haben wir nur diese eine Absicht: das Gute thun und das Böse meiden.

Demgemäß folgen wir ganz und gar und in ihrer ganzen Ausdehnung der Regel, welche die katholische Kirche seit ihrer Gründung nicht aufgehört hat, allen vorzuhalten bis zu unseren heutigen beklagenswerten Zeiten; wir verweigern jede Art von Gemeinschaft mit den Exkommunizierten. Das, was wir also lehren, ist keine neue Lehre. Es ist die Lehre, welche die Apostel eingeprägt, die Nachfolger der Apostel uns überliefert, welche die Inhaber des Apostolischen Stuhles, die Väter, die Konzilien, die Kirchenlehrer die allgemeine Tradition bis zu dem Punkte aufrecht gehalten haben, daß selbst die in der Wissenschaft sehr wenig Erfahrenen dieselbe wissen; wenn nicht aus dem Texte des Gesetzes, den sie nicht lesen können, so doch wenigstens aus der alten, in nichts geänderten Gewohnheit, die im Gesetze ihr Fundament hat. Aber man wirft uns ein, die gegen den König erlassene Exkommunikation sei null und nichtig, weil sie in seiner Abwesenheit erfolgt sei und ohne daß er vorher gehört worden wäre. Aber haben denn die kanonischen Vorladungen gemangelt? Wie oft wurde Heinrich vor den Apostolischen Stuhl geladen, den er selber als höchstes Tribunal nicht nur anerkannt, sondern angerufen hatte! Und weil er am Ende sich geweigert hat zu erscheinen, weil er immer wieder von neuem ohne juristischen Grund Aufschub verlangte; deshalb sollte dieses Tribunal sich enthalten, einen Richterspruch zu fällen! Seit wann sind denn die hartnäckigen Verbrecher (contumaces) straflos? Die ganze Welt hat Kenntnis genommen vom Banne, der im römischen Konzil vom Jahre 1080 gegen ihn geschleudert wurde. Unsere deutschen Provinzen hallten wieder von diesem Blitz=

schlag. Um die Wirkung davon zu nichte zu machen, wählten die zu Bamberg versammelten Hofbischöfe den heiligen Ostertag, um im feierlichen Hochamte vor dem Volke zu erklären, Gregor VII., dessen ehrwürdigen Namen sie verlästerten, sei nicht mehr Papst. Von da gingen sie in alle Provinzen des Königreiches und bezahlten Prediger, daß diese in allen Diöcesen ihr sakrilegisches Vorgehen gegen den Stellvertreter Christi verkündeten und verteidigten. Der Schüler ist nicht über dem Meister, sagt der Herr; und siehe da: hier sind Bischöfe, die sich empören nicht gegen einen Ausspruch des Papstes, sondern gegen dessen Person, ohne vorgängige Diskussion, ohne daß sie den Papst zuvor gehört, geschweige denn befragt hätten. Noch mehr! Ein Konzil hat den Spruch gegen Heinrich gethan und in diesem zahlreich besuchten Konzil hat niemand sich beschwert weder gegen das Urteil noch gegen die Person dessen, der es veröffentlichte, d. h. gegen den Papst, der von Gott den Auftrag hat, nicht nur die Christenheit Deutschlands zu regieren, sondern die ganze katholische Kirche, die über die gesamte Erde verbreitet ist. Die Väter, die Konzilien, die Kirchenlehrer erklären einstimmig, daß ein einfacher Bischof nicht gerichtet werden kann außer in einer kanonisch, d. h. mit Autorisation des Papstes berufenen Synode und daß dieses Urteil der Synode selber erst bestätigt werden muß vom Apostolischen Stuhle, soll es seine volle Wirkung erzielen. Wie war es also möglich, daß Menschen, die etwas zu wissen vermeinen, eine solche „Absetzung" Gregors VII. für Ernst nehmen konnten? Was nun aber erst sagen von ihrem Pseudopapst Guibert, den sie mit so rührender Vorliebe erwählt haben! Exkommuniziert, eidbrüchig, Apostat vereinigt er in sich alle Eigenschaften, die man von einem Gegenpapste verlangen kann. Und uns will man es verargen, daß wir nicht Bundesgenossen solcher Missethaten sein wollen! Uns beschimpft man deshalb, man kerkert uns ein, verfolgt uns! Wir sollen die Urheber aller Übel sein, weil wir nicht Verbrecher, nicht

Verfolger der Tugend sein wollen! Du hast Treue geschworen dem Könige, sagt man uns; und deshalb mußt Du dem Papste den Gehorsam künden und alle von ihm ergehenden Exkommunikationen für nichts halten (auch diese Sprache kennen wir im neunzehnten Jahrhunderte); sonst bist du eines Majestätsverbrechens schuldig! Da schau' die sanftmütige Sprache dieser neuen Lehrer. Wir kennen dieselbe. Die Heiden sagten zu den Märtyrern: Willst Du ein Freund des Kaisers sein, so opfere; sonst mußt Du sterben. Es handelt sich aber, wirft man ein, heute um einen christlichen Fürsten! Man vergißt nur, daß der Bischof oder der Priester den Beistand seines heiligen Dienstes einem christlichen Fürsten nicht leisten kann, der seine Unterthanen zwingt, vom Glauben abzufallen; der da Gott aus seinem Heiligtume verjagt, die Opfergaben der Gläubigen raubt, das Erbteil der Kirchen und der Armen an sich reißt, wie ein zweiter Nero verfolgt, quält, gefangen setzt den Nachfolger der heiligen Apostel Petrus und Paulus, zu neuem Leben erweckt den Simon Magus; der da in Massen hinmordet die Gläubigen Christi am Grabmal der Märtyrer, wo sie beten. Die neuen Lehrer rechtfertigen ihr Vorgehen mit den Worten: Wir bleiben gehorsam dem Könige; damit sind wir zugleich auch aufrichtig ergeben den heiligen Petrus und Paulus; wir wollen bloß jenem Menschen nicht gehorchen, der gerade jetzt den Apostolischen Stuhl einnimmt, weil er ohne Grund oder vielmehr gegen alles Recht und gegen alle Gerechtigkeit den König und die treuen Bischöfe exkommuniziert hat. Wir haben nur gethan, was er uns gegenüber gethan. Wir haben ihn abgesetzt und an seine Stelle einen nach dem Herzen Gottes erwählt. Eine solche Darstellung entstellt die Thatsachen bis zur offenen bewußten Lüge und ist ein vollständiger Irrtum, soweit es auf das kanonische Recht ankommt. Zuvörderst ist es falsch, daß die Exkommunikation des Königs stattgefunden hat vor dem schrecklichen Anschlage gegen die unverletzliche Majestät des obersten Hirten. Am 24. Januar

1076 hatten an die zwanzig Bischöfe die traurige sakrilegische Verwegenheit, in einem Winkelkonzil zu Worms den Papst abzusetzen und zu exkommunizieren. Damals war noch kein Bannspruch gegen Heinrich ergangen. Das Verbrechen von Worms war der Anfang aller Leiden und Verbrechen; es war der Sauerteig, der die ganze Masse verdorben hat in der Kirche sowohl wie in der Welt. Dieses Verbrechen wurde begangen, ohne irgend welche Herausforderung von seiten des Papstes. Der Beweis ist da. Zwei Monate vorher noch, am Feste des heiligen Andreas, das der König in Bamberg feierte, bestand dem Anscheine nach das vollste Einverständnis zwischen weltlicher und geistlicher Macht. Der König empfing die apostolischen Legaten, bezeigte in den wärmsten Ausdrücken seine kindliche Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl; und auf das Betreiben der Legaten verjagte er aus Bamberg den simonistischen Eindringling, um ihn ersetzen zu lassen durch einen kanonisch Erwählten. Zur selben Zeit schickte er zu Gregor Gesandte, welche den Papst noch eigens mündlich seines Gehorsams versichern sollten. Absolut nichts war sonach dazwischen getreten; nichts Feindseliges war geschehen; und doch brach der Sturm unversehens los in Worms. Damit das Wormser Verbrechen vielen Menschen zur Kenntnis gebracht werde, mußten zwei Gesandte in aller Eile die Alpen überschreiten und dem Papste in Person vor dem ganzen Konzil die Worte zurufen, welche von einem Ende der Welt bis zum anderen wiederhallten: Steige herab, steige herab; wir untersagen Dir jedes Recht auf die päpstliche Würde. Daß uns nun die Schismatiker von Worms sagen, warum sie das Joch der heiligen Disciplin abgeschüttelt haben; warum sie die Fahne der Empörung entfalteten gegen den Gesalbten des Herrn! Daß sie uns sagen, mit welchem Rechte sie, die Untergebenen des Papstes, die Absetzung ihres Herrn und Fürsten ausgesprochen! Vor der Kirche, vor der ganzen Welt sollen sie Rechenschaft ablegen. Daß sie sich rechtfertigen; oder viel-

mehr da jede Rechtfertigung eine Unmöglichkeit ist, daß sie in sich selber eintreten! Daß sie in Demut ihr Verbrechen erkennen und aufrichtig bereuen, wodurch sie die Kirche und die Welt in Verwirrung gesetzt und alles menschliche und göttliche Recht mit Füßen getreten haben!"

Gebhard malt mit lebhaften Farben als Augenzeuge den weltgeschichtlichen Streit, in welchem Gregor die Hauptfigur ist. Der Streit hat sich fortgesetzt in der Geschichte; nicht mehr zwar seinem Inhalte nach in Simonie, Priesterehe, Investitur. Diese Fragen waren durch Gregor praktisch dermaßen zur Entscheidung gelangt, daß wenige Jahre nachher selbst der simonistische, vom Kaiser zum Papst gemachte Guibert diese selben Dekrete in einem von ihm gehaltenen Konzile vorschrieb, welche Gregor in seinen berühmten römischen Konzilien gegen Simonie, Priesterehe, Investitur erlassen; bis zu einem solchen Grade war es unmöglich geworden, diese drei Irrlehren in der katholischen Kirche aufrecht zu halten. Nein; aber der Streit spielte fort um die weltgeschichtliche Person Gregors. Sein Werk wurde nicht mehr bestritten; der Papst hatte es tief in die Herzen gegraben. Aber jene, die in ihrem Innern Feinde seines Werkes waren und dies nicht so recht offen aussprechen konnten, hielten sich an die Person und machten ihrem Unwillen Luft durch Beleidigungen gegen die Person Gregors, gegen die Motive seines Wirkens, gegen seine Heiligkeit.

Alle Fabeln Benzos, Bennos, des anonymen Verfassers der **annales Romani** u. a., aus deren Ton ein vorurteilsfreier Forscher schon hätte Verdacht schöpfen müssen, wurden wieder und wieder gelesen und als unverrückbare Wahrheit vorgetragen. Um die Verteidiger Gregors, wie Lambert von Hersfeld, Berthold von Konstanz, Bonizo von Sutri und zumal um den größten Verteidiger des Papstes, um seine eigenen Briefe, kümmerte man sich nicht; das waren „fromme Legenden". Erst Voigt, Gfrörer, Pertz, Jaffé, Watterich haben die wahre Figur Gregors aus dem Schutte herausgegraben.

Wir haben bloß aus diesen Autoren unser Lebensbild zusammengestellt und wollen jetzt die letzten Striche daran machen.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Die Einnahme Roms im Jahre 1084.

Seit Heinrich im Juni von Rom fortgezogen war, hatten die Verhandlungen der Römer, bald des Volkes, bald des Adels mit ihm nicht aufgehört. Heinrich hatte immer mehr Erfolge zu verzeichnen gehabt für seine schlaue Diplomatie wie für seine Heereszüge. Die menschliche Natur ist einmal zur Wahrheit hingeneigt; denn sie ist von der ewigen Wahrheit geschaffen und trägt ihr Bild. Wer nur in etwa seinen Täuschungen irgend welches Gewand von Wahrheit zu geben vermag, überwindet den Menschen am leichtesten. Heinrich war nie geizig mit Versprechungen, mit Versicherungen seiner Ergebenheit gegen die Kirche, seiner Anhänglichkeit an den Glauben. Drei Jahre dauerten nun schon die Angriffe der Macht Heinrichs gegen die Stadt Rom. Mochten sie auch manchmal unterbrochen worden sein, insofern es die Stadt selber betrifft, so litt doch die Umgebung Roms beständig unter den Verwüstungen, welche königliche Streifbanden anrichteten.

Heinrich verstand es meisterlich, auf die „Hartnäckigkeit" Gregors alle Schuld zu wälzen. Selbst viele von den Vasallen Mathildens fielen von ihr ab. Vermittelst jenes Bruchteils der römischen Bevölkerung, welche dem Könige die Übergabe der Stadt „binnen vierzehn Tagen" versprochen, aber wegen des plötzlichen Todes der Besatzung des „Pallazuolo" ihr Versprechen nicht gehalten hatte, wurden Verhandlungen mit Gregor selber angeknüpft. Heinrich versprach, sein Geschöpf, Guibert, fallen zu lassen, wenn ihn der Papst vom

Banne löse und zum Kaiser kröne. Gregor verlangte zu allererst eine freie Synode, um dort das Geheimnis ans Licht zu ziehen, wer der eigentliche Urheber all der grenzenlosen Drangsale sei, die auf der Kirche lasteten; er sei bereit, alles zu bewilligen, was mit der Ehre der Kirche verträglich sei, wenn ihr vor allem das Eigentum, welches ihr gewaltthätig entrissen worden, zurückgestellt werde. Heinrich schwor, eine freie Synode zu gestatten; und um zu beweisen, daß Rom frei sei, wollte er mit Guibert in der Lombardei bleiben, bis daß das Konzil sich versammelt habe.

Der Papst sagte für den 20. November 1083 ein Konzil im Lateran an.

Heinrich aber brach nach Gewohnheit sein Wort. Er begab sich mit großem Pomp von Pavia in die Gegend von Viterbo nach Forum Cassii (**St. Maria di Forcassi**) mit der Erklärung, er gehe zum Konzil. An diesem Platze mußten alle Bischöfe Deutschlands, Frankreichs, Italiens vorbeireisen, die den Landweg genommen hatten; ebenso die Gesandten der deutschen Fürsten. „Als nun," so Berthold, „am 11. November diese letzteren kamen, wurden sie angehalten, geplündert, zu Heinrich geführt und von diesem eingekerkert." Das war der „Geleitschein" des Königs von Deutschland. (Sonderbar! Wenn auch nur ein Schatten von Grund vorliegt, daß ein kirchlicher Kaiser oder gar ein Papst gegen den Inhalt eines Geleitscheines gehandelt hat, so wird gar nicht weiter geforscht, was denn am Ende an der ganzen Meinung wahres ist, sondern man schreit sogleich über Verrat, Treulosigkeit u. dgl.; wie aber hier Heinrich das Völkerrecht thatsächlich mißhandelt hat, dessen geschieht niemals Erwähnung.)

„Die Römer," so fährt der Chronist fort, „murrten gegen eine solche Handlungsweise. Aber Heinrich unterdrückte ihr Murren durch andere Überraschungen. Der ehrwürdige Kardinal von Ostia wurde am Hofe Heinrichs zurückgehalten und unter Bewachung gestellt, als er in der Absicht zum Konzil zu gehen durch Forum Cassii kam.

Alle Bischöfe von irgend welcher Bedeutung, wie Hugo, Erzbischof von Lyon, Anselmus von Lucca, Reginaldus von Como und viele unter den Äbten und Religiosen wurden auf ihrer Reise angehalten und manchmal nicht allein eingekerkert, sondern auch gemartert, quos in captione fecit cruciari."

Bei der ersten Nachricht von diesem schmählichen Verrate kehrten natürlich jene, die noch nicht bis dahin gekommen waren, um. Das Konzil war unter diesen Umständen sehr wenig besucht. Trotzdem wurde es in herkömmlicher Weise eröffnet. „Es fanden sehr wenige Bischöfe sich ein," sagt der codex Vaticanus;[1]) „die meisten waren gezwungen, in ihre Heimat zurückzukehren, da sie von den schmählichen Gewaltthätigkeiten Heinrichs hörten. Der Mangel herrschte wegen der drei vorhergehenden Belagerungen in der ewigen Stadt. Die Hungersnot hatte eine große Anzahl Einwohner vertrieben. Die noch blieben, waren völlig mutlos. Der apostolische Hirte sprach in herzbewegenden Ausdrücken über die Wahrheiten des Glaubens, über die unvergänglichen Fundamente desselben, über den in der gegenwärtigen Verfolgung notwendigen Mut und die heilsame Beharrlichkeit. Man hätte sagen sollen, nicht ein Mensch spreche, sondern ein Engel. In lautes Schluchzen brach die Versammlung aus und jeder vergoß Thränen."

Der heilige Papst fühlte im voraus, daß die Entscheidung für ihn nahe. Er sollte den Kelch der Trübsal bis auf die Hefe leeren. „Heinrich," berichtet Bernold, „hatte große Summen Geldes von Byzanz empfangen, um Robert Guiscard zu bekämpfen; anstatt dessen kaufte er in Rom feile Gewissen. Er schuf sich so eine Partei, welche ihm (den 21. März 1084) die Thore Roms öffnete und in den Lateranpalast führte."

Der codex Vatic. (l. c.) fügt hinzu, daß diesmal

---

[1]) Watterich tom. I. p 456.

das Volk es war, welches den Papst verriet. „Die blinde Volksmenge stürmte mehrere Tage hindurch immer wieder von neuem zum Papste und bat, er möge doch, ohne Bedingungen zu stellen, den König Heinrich aufnehmen. Der große Papst weigerte sich mit edler Festigkeit. Das Volk ließ sich dann durch das Geld und die Drohungen Heinrichs dazu bringen, ihm die Thore der Stadt zu öffnen. Der Papst war von dem Komplott benachrichtigt worden und schloß sich mit seinen Brüdern (den Kardinälen) in St. Angelo ein." „Alle Adeligen blieben," fügt Bernold hinzu, „bei dieser Gelegenheit dem Papste Gregor treu. Als Pfand ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit übergaben sie ihm vierzig Geißeln, die mit ihm in der Citadelle blieben; sie bauten Barrikaden an den beiden Enden der Brücke, um den Papst gegen jeden Handstreich sicher zu stellen und verstärkten die Besatzungen in den umliegenden Burgen. Der Stadtteil des Lateran allein war in der Gewalt des Volkes und von dieser Seite her wurde Heinrich eingelassen."

Den 24. März, Palmsonntag, wurde Guibert in der Lateranbasilika inthronisiert und am Ostertage krönte der letztere den König Heinrich zum Kaiser. St. Peter ward mit Erfolg verteidigt.

Heinrich selber sagt in einem Briefe an den Bischof von Verdun über diese seine Einnahme Roms: „Wir wollten bereits uns zurückziehen und verzweifelten daran, der großen Stadt Rom Meister zu werden; unser Wille war, nach Deutschland zu ziehen. Da kam eine Deputation der Römer und bat uns, in ihre Stadt unseren Einzug zu halten." Wie viel Geld er dafür verausgabt, das verschweigt er. Lange sollte er in Rom nicht Meister bleiben.

Am nämlichen Tage, da der Papst Nachricht von dem verräterischen Komplott erhielt, hatte er mehrere Kardinäle nach Apulien gesandt zum Herzoge Robert, um diesem den traurigen Zustand der römischen Kirche mitzuteilen und um sofortige Hilfe zu bitten. Der Herzog war sogleich bereit,

sammelte dreitausend Mann und ließ dem Könige sagen: „Ziehe ab; wenn nicht, so bereite Dich zum Kampfe; ich komme, den Papst zu befreien." Heinrich zog sich dermaßen schnell zurück, daß sein Rückzug einer Flucht ähnlich war. Ohne viele Schwierigkeit drang der Herzog in Rom ein und „ritt unmittelbar zum Kastell St. Angelo. Dort ward er wie ein Befreier begrüßt. Der Herzog führte den Papst nach dem Lateran zurück. Gregor empfing da, sitzend auf dem Apostolischen Throne, die Ehrenbezeigungen der Normannen; der Herzog küßte ihm die Füße und brachte reiche Geschenke dar. Ebenso thaten die normannischen Barone und Ritter."[1]) Das gesah am 28. Mai 1084. Kein Tropfen Blut war vergossen worden.

„Es bildete sich jedoch im geheimen eine Verschwörung. Am dritten Tage wurden die nichts ahnenden Normannen, die ruhig beim Mittagessen saßen, von bewaffneten Banden überfallen." Ein furchtbarer Straßenkampf begann; Haus um Haus mußte gestürmt werden; die Normannen, immer voran ihr Herzog, waren in höchster Gefahr. Da brach Feuer aus; und drei Vierteile der Stadt brannten nieder.

Robert Guiscard bekam schlimme Nachrichten von dem Kriegsschauplatze in Thessalien, wo sein Sohn Bohemund gegen die Griechen kämpfte. Er mußte in seine Staaten zurückkehren. „Es versammelte Gregor das Kardinalkollegium," erzählt der eben citierte Chronist, „und beriet mit demselben, welchen Entschluß sie fassen sollten. Entweder mußten sie Robert begleiten oder in Rom bleiben ohne Armee, ohne Verteidigung mitten in einer treulosen und käuflichen Bevölkerung .... Der apostolische Hirte gab den Bitten seiner Brüder nach und entschloß sich, dem Herzoge von Apulien zu folgen. Er wollte auf diese Weise erproben, ob während dieser kurzen Abwesenheit die Römer,

---

[1]) Gottfred. Malaterra; historia sicula.

welche ihm von neuem Treue geschworen hatten, fähig seien, ihren Eid zu halten."

Der Einzug Gregors in Salerno war glänzend. Von da aus wandte er sich noch in einem Rundschreiben an die ganze Christenheit: „Warum knirschen die Nationen und die Völker sinnen über Eitles nach! Die Könige der Erde haben sich erhoben und die Fürsten sich versammelt gegen den Herrn und seinen Gesalbten. Wir haben sie gesehen, die Könige der Erde, die Fürsten, die Ersten selber unter den Priestern, wie sie sich an der Spitze einer unabsehbaren Menge erhoben haben gegen den Sohn des Allmächtigen und gegen seinen Apostel Petrus. Im Blute wollten sie auslöschen das Licht des heiligen Glaubens und aufstellen auf Erden die Herrschaft des Irrtums. Aber dank der Gnade Gottes, weder der Schrecken noch die Verführung, weder Geld noch Ruhm und weltliche Ehre haben auch nur eine einzige der treuen Seelen erschüttern können. Ich habe nicht aufgehört, zu kämpfen für die Freiheit, den Glanz, für die Reinheit der alten Disciplin der keuschen Braut Christi, unserer heiligen Mutter, der Kirche Gottes. Ein solches Vornehmen mußte Satan, dem Feinde der Seelen, mißfallen; er hat gegen uns alle Werkzeuge bewaffnet, die er nur immer auf Erden hat finden können. Niemals seit Konstantin dem Großen ward eine ähnliche Gewalt zu schaden den Verfolgern der Kirche gegeben. Hört es also, sehr geliebte Brüder, die ihr zerstreut seid auf allen Teilen der Erde, wisset es und glaubet es: der heilige Petrus, der Apostelfürst, ist der Vater aller Christen; die heilige römische Kirche ist die Mutter und Lehrerin aller übrigen Kirchen; erhebt euch im Namen des allmächtigen Gottes und verteidiget die Ehre eueres Schützers im Himmel, euerer Mutter, der heiligen Kirche auf Erden."

Dieses Wort, das nichts von Entmutigung merken läßt, das Testament, welches Gregor der Christenheit ließ, fand

einen ungeheuren Wiederhall. Im Konzile von Quedlinburg (22. April 1085), in welchem Odo von Lagery in Anwesenheit des Königs Herrmann den Vorsitz führte, wurde es mit Begeisterung aufgenommen. Einstimmig erneuerten die Väter des Konzils den Bannspruch gegen Guibert von Ravenna, den falschen Papst, gegen Heinrich, den falschen Kaiser, gegen die Kardinalapostaten Hugo und Johannes von Porto, sowie gegen die schismatischen Bischöfe Deutschlands.

„Gott selber ließ seinem Zorne freien Lauf gegen die Feinde der heiligen Kirche,“ sagt Bernold; „eine Hungersnot, wie man seit Menschengedenken nicht gehört hatte, brach in der Lombardei aus; und darauf folgte eine Sterblichkeit, die jene Landstriche in eine Einöde verwandelte. Alle Häupter der schismatischen Partei starben: die Bischöfe von Modena, Reggio, Parma, Mailand; die Markgrafen Adalbert und Reginher, der Graf Boso und viele andere ... Die fromme Gräfin Mathilde sorgte dafür, daß treue Hirten an die Stelle kamen.“

Der Triumph Gregors bereitete sich vor. Er sollte denselben nicht mehr sehen; mitten im Kampfe sollte er als treuer Soldat Christi eines heiligen Todes sterben. Von seiten Robert Guiscard ward eben unter der obersten Aufsicht Gregors selber ein Zug gegen Rom vorbereitet, um den Papst zurückzuführen, als dieser zwölf Tage vor dem Feste der Himmelfahrt Christi, wie er es übrigens nach dem Berichte Paul Bernrieds bereits am 1. Januar des Jahres 1085 vorausgesagt hatte, bei seiner Rückkehr von der Krypta, wo er die Reliquien des heiligen Apostels und Evangelisten Matthäus verehrt hatte, von einer Ohnmacht befallen und nach seinem Zimmer getragen wurde. Die Bischöfe und Kardinäle eilten herbei; und als sie von seinen großen Mühen und Arbeiten sprachen, sagte er: „Teure Brüder! ich rechne für nichts alle meine Mühsal und meine Anstrengungen. Ein einziger Gedanke macht meine Freude und meinen Trost

aus; es ist der, daß ich immer die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt habe."

Damit zeigte der große Papst den Schlüssel zum Rätsel eines so aufgeregten, angestrengten, wechselreichen und doch wieder in heiliger Ruhe, in ungestörtem Frieden der Seele, im Geiste beständigen Gebetes dahinfließenden Lebens.

Siebzigstes Kapitel.

Die Lehre Gregors VII.

Ehe wir den Tod des Papstes erzählen, wird es dem Leser angenehm sein, aus dem Munde Gregors selbst seine hauptsächlichen Lehren über das Verhältnis von Kirche und Staat zu vernehmen. Wir führen zuvörderst einen Brief an, den er an alle Gläubigen des deutschen Reiches richtete, um sich wegen der Schritte, die er gegen Heinrich gethan, zu rechtfertigen. Er ist vom August 1076. Nachdem der Papst erzählt, wie der Verlauf seines Streites mit Heinrich bis jetzt gewesen sei (vgl. oben), fährt er fort: „Dies sind die kanonischen Ursachen, wegen deren wir ihn exkommunizieren mußten: 1) Seine Weigerung, mit der Simonie aufzuhören, mit dem sakrilegischen Verkaufe der Kirchen nämlich; 2) die Weigerung, seine Verbrechen zu bereuen oder vielmehr, nachdem er sie heuchlerisch bereut, seine Rückkehr zu noch schlimmeren Unordnungen; 3) das Schisma, in welches er die Gläubigen hineinziehen wollte. Aus diesen drei Gründen haben wir ihn auf Grund eines Synodalbeschlusses und in der Hoffnung, eine heilsame Strenge könnte diesen Fürsten, der bis jetzt allen Mahnungen unserer väterlichen, zärtlichen Liebe Widerstand leistete, auf bessere Wege führen, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Sollte er, was Gott verhüte, auf seinem bösen Wege beharren, so haben wir zum mindesten

unsere eigene Seele gerettet und unserer Verantwortlichkeit vor dem ewigen Richter genuggethan.

Giebt es nun aber jemanden, der unseren Spruch für ungerecht hält und der bereit ist, die Autorität der heiligen Kanones zu achten, so wende er sich an uns; oder vielmehr: er prüfe, was die Autorität der heiligen Schriften, die allgemeine Lehre der Väter, was die ganze Tradition in ähnlichen Fällen zu thun gebietet! Denn wir sind nur dieser Regel gefolgt.

Es fällt mir jedoch schwer zu glauben, es könne sich jemand, der die kirchlichen Satzungen kennt, in dieser Beziehung täuschen. Jene selbst, welche öffentlich nicht wagen, unseren Urteilsspruch für recht und gültig zu erklären, thun dies für sich allein im Grunde ihres Herzens. Sie wissen zudem, daß, selbst wenn die Exkommunikation, was Gott verhüte, nicht gerecht und reiflich erwogen gewesen wäre, man doch dieselbe achten und die Lossprechung davon nachsuchen müßte. Ihr also, geliebte Brüder und Söhne, die ihr nicht Bedenken getragen habt, der Wut eines Sterblichen zu trotzen und euer Leben einzusetzen, damit ihr der Sache Gottes getreu bleibet, lasset nur ruhig den Stolz dieser Kinder der Lüge in unfruchtbaren Beschuldigungen austoben. Leistet männlichen Widerstand und seid stark im Herrn. Er ist der unbesiegbare König, der große Triumphator, der richten wird die Lebendigen und die Toten, der da jedem vergelten wird nach seinen Werken. Wir hören nicht auf, für euch zu beten, daß euch Gott in seinem Namen und durch seinen Geist die Tugend der Kraft gebe, daß Er zur Reue bekehre das Herz des Königs und daß Er ihn begreifen lasse, wie wir und ihr ihn aufrichtiger lieben als die Heuchler und Teilnehmer an seinen Verbrechen. Will er eines Tages seine Verbrechen bereuen und der göttlichen Eingebung folgen; — seine Angriffe und Beleidigungen gegen unsere Person mögen noch so groß gewesen sein — er wird uns immer bereit finden, zu verzeihen und ihn in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen."

Vom 25. August 1076 ist folgendes Schreiben an Bischof Herrmann von Metz datiert: „Andere," so heißt es da am Ende, „meinen, ein König könne gar nicht exkommuniziert werden. Dies ist so sehr außer aller kirchlichen Regel, daß es kaum eine Antwort verdient. Daß sie den Apostel lesen (I. Cor. V.), wie er gegen die Sünder, die Ärgernis geben, und gegen die Rebellen den Satzungen der Kirche gegenüber die Exkommunikation ausspricht. Wissen sie denn nicht, daß Papst Zacharias den König von Frankreich absetzte und die Franzosen vom Eide der Treue entband? Das „Registrum" Gregors des Großen wird sie belehren, daß dieser unsterbliche Papst in den Urkunden der Privilegien, die er einzelnen Kirchen verlieh, nicht nur die Exkommunikation gegen die Könige, Fürsten und Herzöge aussprach, welche diese Privilegien gewaltthätig verletzen würden, sondern auch den Verlust ihrer zeitlichen Würde! Oder hat der Herr, als Er dreimal zu Petrus sagte: „Weide meine Lämmer," eine Ausnahme gemacht zu Gunsten der Könige .... Meinen die Könige, ihre Macht stehe über der des Papstes? Daß sie doch an den Ursprung beider denken! Der menschliche Hochmut hat die ersten Königreiche gestiftet; die Barmherzigkeit Gottes hat das Papsttum gegründet. Die Könige suchen nur die Ehre vor der Welt; das Papsttum lenkt die Wünsche, welche zum Ziel den Himmel haben. Deshalb sagt der große Ambrosius in seiner Pastoral: Vergleiche mit dem Glanze des Thrones und des königlichen Diadems die Majestät und Höhe der bischöflichen Würde; letztere ist damit verglichen wie Gold, welches man mit Blei vergleicht. Letzteres wußte der große Konstantin, der in der Versammlung der Bischöfe nicht den ersten, sondern den letzten Platz einnehmen wollte."

Weitläufiger drückt sich Gregor im zweiten Briefe an Herrmann von Metz aus.

„Wer weiß nicht, daß in seinem ersten Ursprunge das Fürsten- oder Königtum gegründet ist durch Heiden, die den wahren Gott nicht kannten und die auf Grund von

Raub und Plünderung, von Treulosigkeiten und Mordthaten, kurz auf Grund von allen Verbrechen in blinder Begierlichkeit und unerträglichem Hochmute sich zu Herren ihresgleichen machten! Das ist der Ursprung der königlichen Gewalt, sie ist ein Werk des Heidentums. Nachher aber ist der Sohn Gottes, wahrer Gott und wahrer Mensch, Hohepriester und das Haupt alles Priestertums, von den lichten Himmelshöhen herabgekommen, um der Welt die Herrschaft der Barmherzigkeit und der Wahrheit zu bringen. Verschmähend alle weltliche Herrschaft, auf welche die Kinder der Welt so stolz sind, hat Er von freien Stücken das Priestertum des Kreuzes auf sich genommen. Wie also will man heutzutage die Meinung aufrechterhalten, daß die königliche Würde, eine Einrichtung, die nicht eine menschliche, sondern vielmehr eine heidnische genannt werden muß, dem Priestertum, das Gott selber gestiftet hat zu seiner Ehre und zum Heile der Welt, nicht unterworfen sein solle? Wenn gottlose Könige die Priester des Herrn zwingen wollen, sich unter sie zu beugen; mit wem anders werden sie dann am besten verglichen, wenn nicht mit dem Haupte aller Kinder des Hochmutes, der eines Tages den Herrn, den ewigen Hohepriester versuchte und ihm alle Königreiche der Welt versprach mit den Worten: Das alles will ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest? Kann man denn daran zweifeln, daß die Priester Gottes die Väter und Lehrer der Könige und Fürsten sind wie der übrigen Gläubigen? Das wäre doch jedenfalls eine wahre Thorheit, den Vater zum Diener des Sohnes zu machen, den Schüler über den Lehrer zu setzen! Aber thut das nicht ein König, der sich herausnimmt, seiner Tyrannei den Papst zu unterwerfen, dem er selber das Recht zuerkennt, alles zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden? Jeder christliche König, wenn er zum Sterben kommt und nicht in die Hölle, sondern in den Himmel kommen will, nimmt seine Zuflucht zu einem Priester, damit er ihn löse von den Banden der Sünden. Welcher Priester, welcher

Laie aber hat in dieser Stunde jemals seine Zuflucht zu einem irdischen Könige genommen? Welcher König, welcher Kaiser kann einen Menschen dem Dämon entreißen und ihn zu einem Kinde Gottes machen? Und am Ende, — dies ist ja die wahre Größe des Christentums — welcher König oder Kaiser kann mit einem Worte seiner Zunge den Leib und das Blut des Herrn konsekrieren? Hat man einem Könige die Macht übertragen, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden? Kann er einen einzigen Kleriker weihen oder ihn absetzen? In gewissem Sinne darf man sagen, die christlichen Gläubigen seien weit mehr Könige wie die schlechten Fürsten. Die einen nämlich beherrschen mit männlicher Kraft sich selbst und suchen die Ehre Gottes; die anderen sind die Sklaven ihrer Leidenschaften und die Tyrannen ihrer Mitmenschen. Die einen sind die Glieder Christi; die anderen die Glieder des Satans. Die einen regieren streng ihre eigene Seele, damit sie einst herrschen mit dem Könige der Herrlichkeit; die anderen gebrauchen ihre Macht nur, um dem Fürsten der Finsternisse zu dienen, „dem Könige aller Kinder des Stolzes" (Job 4.) und seine ewige Verdammnis zu teilen. Erstaunen wir nicht, daß verkehrte Bischöfe die Partei eines Königs ergreifen, von dem sie ihre Würden in unwürdiger Weise haben; welcher sie autorisiert, jene selbe Simonie gegenüber den anderen auszuüben, durch die sie selbst zu Amt und Würden gelangt, und wie Judas den Herrn zu verkaufen um einiger elendiglicher Silberlinge willen. So wie die Auserwählten unwandelbar verbunden sind mit Christus, ihrem Haupt, so sind die Verworfenen in hartnäckiger Wut verbunden mit dem Urheber alles Übels und sind seine Helfershelfer im Kampfe gegen alles Gute. Weniger durch vieles Reden als durch unsere Seufzer, durch unsere Gebete, durch unsere Thränen müssen wir sie entreißen den Ketten Satans, dessen Sklaven sie sind und für sie Gnade erhalten vom barmherzigen Gotte. So müssen

wir sie schließlich nach so vielen Irrtümern und Verbrechen auf den Weg der Gerechtigkeit und der Wahrheit bringen.

Das also hatten wir Dir zu sagen wegen der Könige und der Kaiser, die sich vom Geiste des Hochmuts und der Tyrannei beherrschen lassen; die nicht regieren, um Gott, sondern um ihren Leidenschaften zu gefallen. Da es indessen zu unserer Aufgabe gehört, jedem gemäß seinem Stande und seinen Verhältnissen das Wort des Heiles zu verkünden, so werden wir mit der Gnade Gottes nicht aufhören, Kaiser und Könige und Fürsten zu ermahnen, sie sollen sich mit Demut waffnen, um den Geist des Stolzes zu bekämpfen und seine Bewegungen zurückzuweisen, die sich oft hoch erheben wie die Wogen des wilden Meeres. Der Glanz der Herrschaft und die Gewohnheit zu gebieten treiben an und für sich zur Eitelkeit. Die erste Tugend der Kaiser und Könige muß deshalb die Demut sein, um sich damit gegen diese Versuchung, welche für sie gewissermaßen natürlich ist, zu verteidigen. Daß sie also ernst nachdenken über die schrecklichen Gefahren, die mit dieser königlichen oder kaiserlichen Würde verbunden sind und infolge deren eine so kleine Zahl derselben gerettet wird! Und unter denen selbst, die Gottes Barmherzigkeit rettet, giebt es sehr wenige, welche der Ehren einer feierlichen Heiligsprechung teilhaftig werden, wie das bei anderen Ständen in so vielen Fällen eintrifft. Vom Anfange der Welt an bis jetzt finden wir keinen Kaiser und keinen König, dessen Tugenden und Wunderwerke so glanzvoll gewesen wären, daß sie mit denen sehr vieler anderer Heiligen einen Vergleich aushielten. Und doch giebt es Kaiser und Könige, deren ewiges Heil für uns eine Gewißheit ist. Aber wer unter ihnen könnte mit den heiligen Martinus, Antonius, Benediktus rücksichtlich der Wundergabe verglichen werden, von den Aposteln und Märtyrern gar nicht zu sprechen! Welcher Kaiser, welcher König hat Tote auferweckt, Aussätzige geheilt, den Blinden das Augenlicht gegeben!? Die heilige Kirche ehrt Konstantin den Großen

frommen Andenkens, Theodosius, Karl den Großen: Freunde der Gerechtigkeit, eifrige Ausbreiter des christlichen Glaubens und Verteidiger seiner Kirchen. Aber lesen wir, daß ihre Tugend durch so große Wunderwerke bezeugt worden ist? Daß die Könige und Kaiser also fürchten, ihr Gericht werde um so strenger sein, je mehr Ehre und Ruhm sie hier auf Erden genossen! Gott wird von ihnen Rechenschaft verlangen für jeden Unterthan, über den sie geherrscht haben. Wenn es für einen armen Mönch bereits so viele Mühe kostet, seine Seele zu retten; welche Verantwortung liegt da nicht auf einem Fürsten, dem so viele Millionen Seelen anvertraut sind! Die heilige Kirche spricht eine furchtbare Strafe aus über einen Mörder, dem nur eine Person zum Opfer gefallen ist; wie schwer wird das Gericht für die Könige sein, die nicht selten um eines elenden Ehrenpunktes willen Millionen Menschen auf den Schlachtfeldern hinmorden lassen! Nach blutigen Siegen sagen sie mit den Lippen manchmal ein „durch meine Schuld". Aber ihr Herz ist hocherfreut über den Glanz der Siege. Um nichts in der Welt willen wollten sie um den Preis so großer Opfer auf solche Siege verzichten; und sie denken nicht daran, jene Unglücklichen zu beweinen, welche in die Hölle gestürzt sind.

Die kleine Zahl der Heiligen unter den Königen und Kaisern ist im schroffen Gegensatze zu der Menge der Auserwählten, die auf Petri Stuhl einander gefolgt sind. Seit dem heiligen Petrus zählt man an hundert, denen die Kirche öffentlichen Kult erweist. Woher dieser Unterschied? Jedenfalls daher, daß die Könige und Kaiser durch den Ruhm der Welt hingerissen die Gesetze Gottes ihren zeitlichen Interessen und Leidenschaften opfern, während die Päpste den weltlichen Ruhm verachten und den Dienst Gottes an die Spitze stellen. Die Könige sind unerweichlich durch Bitten, wenn jemand ihre Person verletzt hat; aber die Beleidigungen, durch welche man Gottes Majestät verachtet, zu strafen oder möglichst zu hindern, daran denken sie gar nicht.

Gerade im Gegenteil sind aber die Päpste sogleich bereit, persönliche Beleidigungen zu vergeben; und sind nur fest und standhaft, wann es gilt zu strafen, was gegen Gottes Majestät gefrevelt worden ist. Ebenso wie jene, den irdischen Interessen zugewandt, die der Seele vernachlässigen, verachten diese, in Betrachtung der himmlischen Dinge versunken, die Eitelkeiten der Erde.

Machen wir deshalb alle Fürsten darauf aufmerksam, sich vor Ehrgeiz und Eitelkeit zu hüten, wenn sie mit Christo herrschen wollen! Papst Gregor der Große sagt in seiner Pastoral: Der auf der höchsten Stufe der Tugend steht, darf nur gezwungen das Priesteramt annehmen; wem aber die Tugend fehlt, der muß auch der Gewalt widerstehen und nie es annehmen. Wenn also nur mit Gewalt gezwungen und unter furchtbarem Schrecken der Mensch, welcher Gott fürchtet, den Apostolischen Stuhl besteigen darf, auf dem doch kraft der Verdienste des Apostelfürsten die kanonisch erwählten Männer heiliger und besser werden; — mit welcher Furcht und mit wie großem Zittern muß nicht jemand einen Königsthron besteigen, wo selbst die Guten und von Herzen Demütigen ausgesetzt sind, verkehrt zu werden, wie das Beispiel Sauls und Davids beweist! Was ich da eben vom Apostolischen Stuhle gesagt habe, das entlehne ich den Dekreten des Papstes Symmachus, wo es heißt: Der selige Petrus pflanzt fort auf seine Nachfolger wie eine unaufhörliche Mitgift das Erbe seiner Tugenden. Wie soll man den Titel „heilig" demjenigen verweigern, der zu dieser Spitze aller Würde gelangt ist? Wenn die persönlichen Verdienste mangeln denen, die Petri Stuhl besteigen, so füllen die Lücke aus die Verdienste ihres Vorgängers, des heiligen Petrus. Der Apostolische Stuhl ist so beschaffen, daß man dazu nur solche beruft, deren Verdienste bekannt sind; oder daß er die Verdienste seiner Inhaber bekannt

macht. Die Fürsten also, welche die heilige Kirche aus freien Stücken und nach reifer Überlegung zur Kaiserwürde beruft, nicht als ob sie dieselben mit zeitlichem Ruhme schmücken wollte, sondern damit sie das Heil der Völker befördern, müssen in Demut der Autorität Christi gehorchen, sich als hauptsächlichen Zweck vornehmen die Ehre Gottes, jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen, von ihrem Rate die Gottlosen entfernen und sich vielmehr zu Ratgebern tugendhafte Personen auswählen. Weit entfernt die Kirche Gottes als Sklavin zu behandeln, müssen sie vielmehr die Priester des Herrn ehren wie ihre Väter und Lehrer. Denn wenn wir verpflichtet sind, Vater und Mutter dem Fleische nach zu ehren, um wie viel mehr müssen wir dann ehren unsere Väter dem Geiste nach und unsere Mutter in der Ordnung der Gnade, die heilige Kirche! Wenn das Gesetz bestraft das Kind, welches Vater oder Mutter verflucht, wie groß wird die Strafe dessen sein, der seinen geistigen Vater verflucht und die heilige Kirche, seine Mutter!"

Das ist der Brief, auf Grund dessen die modernen Rationalisten (**Quinet. Cathol. et Revol. franc., Villemain, Greg. VII.**) ausrufen: „Gregor sei der Vater der Revolutionen," „man meine, einen modernen Demokraten zu hören, der die irdische Gewalt als Teufelserfindung brandmarkt ꝛc."

Man weiß wirklich nicht; soll man in solchen Vorwürfen Unkenntnis oder schlechten Glauben erblicken! Entweder haben diese Autoren den Brief gar nicht gelesen oder sie wollen eben den Papst verleumden. Wovon spricht denn Gregor als von einem „**opus diabolicum**"? Oder was meint Augustin, wenn er sagt: „Entferne die Gerechtigkeit und die Königreiche sind nichts als große Räuberbanden?" Gregor sagt es ausdrücklich: „Die heidnischen Königreiche." „Die ersten Könige, die Gott nicht kannten, ignorantes Deum, haben kraft roher Gewalt mit List und Totschlag ihre Herrschaft gegründet." Oder wie hat Nimrod, der große Jäger, welcher

auf Menschen und wilde Tiere jagte, seine Herrschaft begründet? War nicht Romulus ein Brudermörder?

Und gleich darauf giebt Gregor die Züge eines christlichen Fürsten, der allerdings in den vom Papste genau gekennzeichneten geistigen Dingen ebenso gehorchen muß wie jeder andere Gläubige.

Gregor soll die beiden Gewalten miteinander vermengt haben! Aber er spricht ja nur davon, wie der christliche Fürst es anzufangen hat, ebenfalls in den Himmel zu kommen; er zählt die Schwierigkeiten nach dieser Seite hin auf. Der ganze Brief ist nichts — wie dies der Papst selbst ausdrücklich sagt — als eine Ermahnung, die Fürsten sollen nicht die Interessen ihrer Seele vergessen. Also ist da von der weltlichen Gewalt und ihren Funktionen gar nicht die Rede. Von wem im Christentume die zeitliche Gewalt an und für sich kommt, darüber äußert sich Gregor gar nicht, weil das selbstverständlich ist und hier gar nicht in Frage kam. Christus, sagt er ausdrücklich, hat die weltlichen Königreiche verschmäht. Also nur inwieweit Christus auch die weltlichen Fürsten heiligt und sie wie die anderen Menschen je nach ihrem Stande für den Himmel befähigt, richtet hier Gregor seine Ermahnungen an sie.

Er sagt vom römischen Kaiser, „die Kirche berufe ihn;" weil eben vom Papsttum die Erneuerung der Kaiserwürde als eines weltlichen Schutzes für die Kirche selber ausgegangen war; weil somit diese Würde gerade als solche vom Papste verliehen wurde.

Das Bild eines christlichen Königs ist in den Worten Gregors unnachahmlich gegenübergestellt dem Bilde eines schlechten Königs. Gregor zeigt, wie der „Erfindung des Teufels", dem **opus diabolicum**, gefolgt ist das Werk Christi, nämlich die Heiligung der weltlichen Macht und somit die Änderung in ihrer Wurzel. Dem Stolze, der List, der Gewalt, der Mordthat als Quellen der heidnischen Macht tritt kraft der Gewalt Christi gegenüber das „von Gottes Gnaden".

Der sogenannte „dictatus papae" hat uns hier nicht zu beschäftigen. Derselbe ist wie ein syllabus, welcher aus Briefen und Dekreten Gregors VII das Entscheidendste herausnimmt und galt im Mittelalter wie eine Gesetzestafel, welche das Verhältnis von Kirche und Staat regelte. Jedoch ist er wie wir ihn haben, mangelhaft redigiert und kommt jedenfalls in seiner Fassung nicht vom Papste. Übrigens hat der Inhalt im einzelnen dem hauptsächlichsten Teile nach bereits Erwähnung gefunden.

Einundsiebzigstes Kapitel.

Der Tod Gregors VII.

Der Blick Gregors auf dem Totenbette fand die Welt nicht im Frieden. Ganz im Gegenteil. Rings um ihn herum, beinahe überall wogte der Kampf. War der große heilige Papst daran schuld? War er wirklich der „Friedensstörer", wie ihn schon damals seine Feinde nannten? Allerdings war er es; aber so etwa, wie die neuaufgehende Sonne die Ursache für die Erneuerung des wilden Blutvergießens ist, nachdem dasselbe in der finsteren Nacht aufgehört. Er war es ähnlich, wie der Arzt, welcher ein faules Glied vom Leibe trennt und somit die Ursache der daraus folgenden Schmerzen ist. Er hat allerdings zum Kampfe aufgerufen und zwar mit gewaltiger Stimme; aber es war der Kampf, ohne den die Christenheit in Mohammedanismus und Heidentum versunken wäre. Er hat gekämpft — und er selber rühmt sich dessen —, aber es war der Kampf für die Gerechtigkeit. So waren die Apostel, so war der Herr selber, so war die Kirche immer Ursache zum Kampfe. „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert," spricht der Heiland, „und der Vater wird gegen den Sohn kämpfen und der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder, die Schwester gegen die Schwester."

Das war der Kampf, den Gregor mit der seltensten Unerschrockenheit durchgekämpft hat zum Heile der Kirche, zum Heile der Welt, zum Heile ganz besonders unseres deutschen Vaterlandes. Gregor hat unserem Deutschland zwei Jahrhunderte glänzender Geschichte gebracht. Ohne ihn ohne seine heilige Klugheit, ohne seine Gewissenhaftigkeit, ohne die Schärfe seines Wortes, ohne die Macht seines Genies und seiner Heiligkeit war die Kirchenspaltung in Deutschland einige Jahrhunderte früher da.

Es ist falsch — und es kann dagegen nicht oft genug protestiert werden — es ist durchaus falsch, daß Gregor ohne weiteres einen deutschen, rechtmäßig waltenden König abgesetzt hätte, bloß eben weil es ihm so gefiel. Heinrich war bereits abgesetzt; es war ihm die Verwaltung des Königreiches genommen; und zwar durch alle deutschen Fürsten, auf Grund der Eidbrüche und der Verachtung des Sittengesetzes von seiner Seite; — ehe der Papst sein Urteil abgab. Und der Papst gab dieses Urteil nicht ab, als ob er sich anmaßte, der zeitliche Herr Deutschlands zu sein. Nein; er gab es ab, weil der Absetzungsgrund, welchen die deutschen Fürsten anführten, auf dem Kirchenrecht basierte und dieses letztere in diesem einzelnen Falle Staatsgesetz war. Der Papst ist aber oberster Richter im Kirchengesetze. Die Fürsten und Heinrich, beide Parteien hatten den Papst um seinen Spruch angegangen. Gregor hat den König Heinrich exkommuniziert. Wann?

Vier Jahre nachdem offiziell Appell an den heiligen Stuhl eingelegt worden war; nachdem Heinrich selber seine sittlichen Gebrechen ohne irgend welche Aufforderung vor dem Papste eingestanden, ohne sich jedoch zu bessern; nachdem der Papst alle Mittel der Güte und alle Vermittlung einflußreicher Personen, z. B. der eigenen Mutter Heinrichs und seines verehrten Paten Hugo von Clugny, erschöpft hatte. Gregor ging in seiner Milde so weit, daß die Sachsen sich bereits über seine „Schwäche" öffentlich beschwerten und fragten, ob es keinen

obersten Richterstuhl in der Christenheit mehr gebe. Gregor exkommunizierte erst, nachdem der König in unglaublicher Verblendung und ohne die geringste Provokation von seiten des Papstes seine Hand gegen ihn in schmählichster Weise erhoben.

Gregor entband die Unterthanen vom Eide der Treue. War damit für die Unterthanen eine Verpflichtung verbunden, nun nicht mehr zu gehorchen? Nicht im mindesten. Der Papst that nach den Zeugnissen der Geschichte gar nichts für die wirkliche staatsrechtliche Absetzung des Königs. Kein Dokument ist vorhanden, worin er zuerst die Fürsten zu einer Neuwahl getrieben hätte. Aber es war andererseits nach dem Spruche Gregors für die Unterthanen vor Gott und vor der Kirche auch keine Verpflichtung im Gewissen mehr da, dem Könige zu gehorchen. Die weltliche Herrschaft Heinrichs war nach dem Spruche des Papstes nicht mehr geadelt durch das christliche Gesetz. Und das versteht sich doch von selbst, daß die Kirche jenes Glied, daß sie von sich auszuschließen gezwungen ist, nicht von sich aus in jenen Rechten erhalten und beschützen kann, die eben nur ein Ausfluß ihrer geistigen Gewalt sind.

Die Fürsten setzten den König als weltlichen Herrscher ab; und sie hatten schon nach der reinen Staatsverfassung, auch wenn der kirchliche Eid nicht mehr in Frage kam, ein Recht dazu. Gregor that in der rein weltlichen Frage jahrelang gar nichts, auch soweit kraft des Staatsgesetzes die kirchliche Autorität Einfluß üben konnte.

Gregor rettete damals ohne Zweifel die Machtstellung und die Einheit Deutschlands. Wäre er mit jener Rücksichtslosigkeit, die man so gern ihm zuschreibt, vorgegangen, so war der definitive Bruch mit der Lombardei und den Rheinprovinzen geschehen. Die Sachsen, stark durch die kirchliche Anerkennung Rudolfs, zugleich mit den Schwaben und Bayern hätten Rudolf angehangen; die Lombardei, die Rheinprovinzen, Burgund, die damals noch so viel Sympathie für Heinrich hatten, weil sie ihn noch nicht kannten, wären Heinrich treu geblieben.

Aber Gregor sah immer auf das ganze Reich. Erst als Heinrich sich von neuem des Bannes schuldig gemacht; erst als er selber von neuem den Spruch des heiligen Stuhles angerufen; erst als sein Anhang, auch in der Lombardei und den anderen Provinzen, sich bedeutend gespaltet hatte und die Sympathien der eifrigsten Bevölkerung — wir sagen nicht, der schismatischen Bischöfe, deren Sympathien ihm aus Interesse immer blieben — lau geworden waren; — erst dann, als Hoffnung vorhanden war, daß das Bewußtsein des Staatsganzen in den einzelnen Provinzen erhalten bliebe, schritt er zur Anerkennung Rudolfs.

Rudolf hatte den weiten Blick Gregors längst erkannt und gewürdigt. In allen den Jahren daß er auf die Bestätigung von seiten des Papstes wartete, gelangten wohl des öfteren Klagen und Ausbrüche des Unmuts von seiten des Volkes und der betreffenden Fürsten nach Rom; Rudolf selbst aber hatte nur immer Worte der Ergebenheit und des Gehorsams gegenüber dem Papste.

Zu diesen Maßnahmen Gregors, für welche das Ganze, die Erhaltung der vollen Machtstellung des deutschen Reiches, ausschlaggebend war, gehört auch das Verhalten Gregors zur Krönung eines Kaisers. Der große Papst hat niemals auch nur den leisesten Willen gezeigt, die Kaiserkrone auf das Haupt eines anderen Herrschers zu setzen. Er hat sich gerade dieserhalb in den ersten Jahren seines Pontifikats selbst mit dem mächtigen Robert Guiscard entzweit, der doch wegen des bekannten Charakters Heinrichs IV. leicht ein gefährlicher Gegner werden konnte.

Immer hat Gregor einerseits daran festgehalten, daß das Verleihen des Kaisertitels ein reines Geschenk von seiten des römischen Stuhles sei; und andererseits hat er denselben immer für Heinrich aufbewahrt, „wenn sich derselbe dessen würdig erweisen wird." Das Versprechen, welches Viktor II. dem Kaiser Heinrich III. gegeben, dereinst seinen Sohn, das Kind Heinrichs, zum Kaiser zu krönen, wenn die Verhältnisse

es gestatten würden, hat Gregor treulich gehalten. Nie hat er sich, selbst durch den Bann, mit dem er Heinrich belegen mußte, davon für entbunden erachtet. Niemals hat er damit gedroht, er würde einem anderen die Kaiserkrone verleihen. Heinrich konnte mit der Gnade Gottes sich bekehren und so der Kaiserkrone sich würdig machen; — dies war der Gedanke, welcher den Papst Gregor und seine nächsten Nachfolger geleitet hat, keinen anderen Fürsten zum Kaiser zu krönen.

Gott hat im sechzehnten Jahrhunderte die Gegenprobe zum Verhalten Gregors zugelassen. Die Kirchengewalt als vollständige Sklavin des jedesmaligen Herrschers, als willenloses Werkzeug in seiner Hand; die Priesterehe; die Herabsetzung des heiligsten Sakramentes; und demgemäß natürlich die Trennung von Rom hatte damals auch die politische Zerrissenheit und Ohnmacht unseres Vaterlandes zur unmittelbaren Folge. Der Glanz der deutschen Kaiserwürde schwand; die Stämme Deutschlands stellten sich einander gegenüber wie feindliche Brüder; mit der Einheit und Machtstellung des deutschen Reiches war es am Ende; niemand war da, der es verstand wie einst der greise Gregor, unerschütterliche Festigkeit in der Aufrechthaltung der Grundprincipien des Staatswohles und der Ehre der Kirche mit weiser Mäßigung zu verbinden, vor allem aber die Gerechtigkeit immer und nach allen Seiten hin als die höchstleitende Richtschnur vor Augen zu haben. Gregor fand diesen Pfad der Gerechtigkeit auch in den verschlungensten Windungen staatlicher und allgemein menschlicher Verhältnisse, weil in seinem Herzen die Liebe zur Gerechtigkeit brannte. Die Liebe ist ja die Quelle der Gedanken.

Von Deutschland also her begegnete dem Blicke des Sterbenden nichts, was nicht für sein Gewissen nur trostvoll hätte sein müssen. Gebete für Deutschlands Wohl stiegen aus diesem von Gottesliebe entbrannten Herzen zum Himmel empor, zumal als er noch in den letzten Tagen seines Lebens hörte, welche begeisterte Aufnahme sein von Salerno aus er-

lassenes Rundschreiben gefunden; Gebete für die kirchliche Einigung der Deutschen, Gebete für das stete Wachsen der Religion und ihrer Segnungen in Zeit und Ewigkeit.

Wie mußte das Herz Gregors vor Freude erbeben, als ihm die heilige Wegzehrung gebracht wurde! Das war das Sakrament, wofür er noch in verhältnißmäßig jungen Jahren zu Toul gestritten; jenes Sakrament, dessen Ehre er überall gefördert; dessen größten Feind zu jener Zeit er als Papst nicht nur zur Ruhe gewiesen, sondern, was unendlich mehr ist, zu einer aufrichtigen Bekehrung gebracht hat. Die letzten acht Bußjahre Berengars stehen mit ihren Gnaden im Buche des Lebens mitten unter den guten Werken Gregors angeschrieben. Er, der Stellvertreter dieses selben Herrn und Meisters, dessen wahrhaftes Fleisch und dessen wahrhaftes Blut im Sakramente er so glänzend und mit dem besten Erfolge verteidigt, er hatte selbst es einmal zu feierlichem Zeugnisse der Reinheit seiner Absichten in Canossa genommen! Ungezählte Wunder hatten während der Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit die Wahrheit des Sakramentes der Sakramente verherrlicht. Wie mußte er seinem Jesus in der heiligen Eucharistie von ganzem Herzen zujubeln, als dieser kam in eigener Person, ihn zu stärken für die letzte Reise und ihm zu bezeugen vor dem ewigen Richterstuhle, daß wahrhaft Ihn, Jesum Christum, er auf Erden in seiner Person und in seiner päpstlichen Würde dargestellt habe. Tausende von Priestern verunreinigten nun nicht mehr das Brot der Engel; Reinheit und Keuschheit war wieder eine Zierde geworden für jene, welche dieses reine Gotteslamm anrühren; — so konnte Gregor sich sagen. Es war dies sein Verdienst.

Mochte er sein sterbendes Auge wenden wohin er wollte; überall begegneten ihm die großartigen Zeugnisse seiner Liebe und seines Glaubens; von überall her tönten in sein Ohr Worte des Segens, des Dankes. Wie viele Heilige, die er geheiligt, erwarteten ihn im Himmel; wie viele Herzensfreunde, die vor ihm bereits den irdischen Schauplatz mit

dem himmlischen vertauscht hatten; wie viele, von denen er gelernt, sei es die Übung der Tugenden sei es die Wahrheit der christlichen Lehre!

Welch trostvoller Tod nach einem Leben der Arbeit, der Angst, der Abtötung! Welch belebende Hoffnung auf ewige Belohnungen in einem Herzen, das mit solcher Kraft alle und jede zeitliche Belohnung zurückgewiesen! Welches Verlangen nach der Anschauung jenes Gottes, dessen Kreuz Gregor während seiner ganzen Pilgerreise getragen!

Dachte er an seine Feinde? Dachte er an Heinrich? O möchte das Gebet des sterbenden Papstes seine Seele gerettet haben! Gott zeigte dem unglücklichen Könige den Weg zur Buße. Nichts ist wahrer, als was die ihm so günstige Chronik Ekkehards schreibt: „Was ich sagen will, das ist, daß kein Mensch in unseren Tagen in einem höheren Grade alle Eigenschaften verbunden hat, welche den Glanz kaiserlicher Majestät zu erhöhen imstande sind: Geburt, Genie, Kraft und Kühnheit, hohe Gestalt, unvergleichliche Würde. Und aus einem solchen Fürsten haben die Leidenschaften und Laster ein Ungeheuer in der moralischen Ordnung gemacht. Nicht zufrieden mit den bis dahin bekannten und im Gebrauche befindlichen Verbrechen hat er neue erfunden und geübt; unerhört schwere, wie sie die vergangenen Jahrhunderte nie sahen und wie sie in der Zukunft die Einbildung nicht sich vorstellen kann. Findet einmal ein Chronist, daß er die Mission habe, diese Missethaten im einzelnen zu erzählen; ich lasse ihm dies gern; aber besser wäre es, in ewigem Stillschweigen solche Ausschreitungen zu begraben. Daß nur dies uns erlaubt sei zu sagen: Mögen die Fürsten an diesem Beispiele sehen, was es heißt, die Macht mißbrauchen; möge das Schicksal dieses Tyrannen sie vom Wege des Unrechts abhalten; mögen sie nicht so sehr die große Macht berücksichtigen als die schrecklichen Folgen, welche ein Mißbrauch mit sich bringt; daß sie die Wurzeln des Übels ausrotten, anstatt Früchte des Fluches und des Todes zu ernten!“

Heinrich IV büßte schon auf Erden. Sein Sohn Heinrich hatte sich im Jahre 1105 gegen ihn empört. Die Heere standen sich an der Mosel gegenüber. Bei einer Zusammenkunft stürzte der Vater auf die Kniee vor dem Sohne und beschwor ihn: „Wenn ich auch für meine Sünden von Gott gezüchtigt werden muß, so hänge doch Deinem Namen keinen Flecken an; denn kein göttliches Gesetz verpflichtet den Sohn, ein Rächer der Schuld seines Vaters zu werden.“ Und wie er selber so oft das Spiel der Heuchelei, des Verrats, falscher Eide gespielt hatte; so spielte es jetzt mit ihm sein Sohn. Er weinte bei den Worten des Vaters, versprach, alles für ihn bei der Versammlung der Fürsten in Mainz zu thun, ihn selbst dahin zu begleiten, ein Gefolge von dreihundert Kriegsmannen sei genug; — dies alles nur, um den Kaiser zu entwaffnen. Der arme alte Mann traute und entließ sein Heer. Dann brachten Vater und Sohn eine Nacht gemeinschaftlich in Bingen zu. Am anderen Morgen kam Botschaft, der Weg nach Mainz sei gefährlich; und der Sohn riet dem Vater, einstweilen nach der Burg Böckelheim zu gehen; er wolle indessen in Mainz für ihn arbeiten. „Mein Sohn; Gott sei heut Zeuge der Reden und Zusagen unter uns,“ sagte ahnungsvoll der Vater beim Abschiede. In Böckelheim wird schnell das Thor hinter ihm zugemacht; der Kaiser ist ein Gefangener. Hunger und Durst muß er leiden; alle Bequemlichkeit wird ihm versagt; nicht einmal ein Geistlicher wird ihm gewährt; gebettelt soll der Ärmste haben. Vor einer Fürstenversammlung in Ingelheim wird er mit dem Tode bedroht, wenn er nicht abdankt. „Bin ich nach der Abdankung auch vom Banne erlöst?“ fragte der Kaiser. „Nein,“ heißt es, „wenn Du nicht erklärst, Gregor ungerecht verfolgt, Guibert unrechtmäßig zum Papste eingesetzt und die Kirche bedrängt zu haben.“

Es war eine Scene des Jammers. Heinrich erklärte alles, verzichtete auf alles, gestand, er sei der Regierung unwürdig und der Sohn wurde von neuem zum Könige gewählt. Die Kroninsignien wurden letzterem mit den Worten übergeben:

„Möge es Dir wie Deinem Vater ergehen, wenn Du nicht gerecht regieren und die Kirche verteidigen wirst.“ [1]) Es sei bemerkt, daß an dieser ganzen Scene der damalige Papst nicht den mindesten Anteil hatte. Es war allseitig die ekelhafteste Heuchelei.

Heinrich IV. wurde wieder frei. Er legte feierlichen und öffentlichen Appell ein an den Papst Paschalis II., den dritten rechtmäßigen Nachfolger Gregors VII., gegen „die Verfolgung, welche von meinem eigenen Sohne ausgeht“; trotzdem damals der sechste Gegenpapst, den er gegen Gregor und seine Nachfolger aufgestellt, noch lebte. Bald darauf starb Heinrich, ziemlich plötzlich. Starb er bekehrt? Er empfing die letzten Sakramente aus den Händen des Bischofs von Lüttich, eines abgesetzten, exkommunizierten Bischofs, trotzdem er damals noch einen treu katholischen Bischof, Burchard von Münster, bei sich gefangen hielt. Der Bischof von Münster hätte ihn in articulo mortis absolvieren, von den kirchlichen Censuren befreien und nach seinem Tode deren öffentliche Zurücknahme bewirken können. Aber es war damit nichts!

Heinrich starb unausgesöhnt mit der Kirche. Hätte er ein Zeichen wahrer Sinnesänderung gegeben — die Kirche ist in dieser Beziehung mit so wenigem zufrieden — der Papst würde die Exkommunikation gehoben und die Bestattung im Dome zu Speier gestattet haben. Aber leider konnte eine solche Nachricht nicht nach Rom gebracht werden. Er wurde in ungeweihter Erde, unter der Vorhalle des Domes zu Speier begraben. Erst sechs Jahre später wurde er auf die Erlaubnis eines Gegenpapstes hin, einer Kreatur Heinrichs V., im Dome in der Kaisergruft beigesetzt. Hat der Herr sein letztes schweres Leiden angesehen und ihm Barmherzigkeit erwiesen? Darüber urteilt die Kirche nicht. Die Herzen prüft und erleuchtet Gott allein.

Anders war der Tod Gregors! Der Abt von Montecassino, Kardinal Desiderius, war bei der Kunde vom Er-

[1]) Cf. Stenzel: Gesch. der fränk. Kaiser. I. 580—607.

kranken seines Freundes nach Salerno geeilt. Lächelnd sagte ihm der Papst: „Du wirst mich nicht sterben sehen.“ Einige Stunden nachher ruft man den Kardinal ab: eine Schar von Anhängern Heinrichs habe die Besitzungen des Klosters angegriffen; seine Anwesenheit sei dringend notwendig. Er nahm Abschied vom Papste. Er sah ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Die anderen Kardinäle weinten am Sterbebette. Der barmherzige Hirte aller Gläubigen hatte Mitleid mit ihnen. Er breitete seine Arme aus und sagte: „Ich gehe in den Himmel; ich werde euch da mit so eifrigen Gebeten empfehlen, daß er euch gnädig sein wird.“ Sie baten ihn dann, er möge ihnen bei der großen Bedrängnis, in welcher er die Kirche lassen mußte, jenen bezeichnen, den sie zu seinem rechtmäßigen Nachfolger erwählten sollten. Bei diesen Worten blieb Gregor eine Zeit lang in tiefes Nachdenken versunken; endlich sammelte er sich und sagte: „Ihr könnt erwählen Desiderius, Abt von Montecassino (Viktor III.), oder Anselmus von Lucca oder Odo von Ostia (Urban II.) oder Hugo, Erzbischof von Lyon; nehmet von diesen vier, wer euch am besten gefällt.“ Man fragte dann, ob er den Exkommunizierten die Absolution geben wollte. Er antwortete: „Den sogenannten König Heinrich, den Erzbischof von Ravenna und die ersten unter ihren Anhängern überlasse ich euch, daß sie zuerst Buße thun und kanonische Genugthuung leisten, ehe sie absolviert werden; im übrigen absolviere ich und segne ich alle, die ohne irgend einen Zweifel glauben, daß ich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes die Vollmacht habe zu segnen und zu absolvieren.“

Darauf fuhr er fort in seinen frommen Ermahnungen und fügte hinzu: „Von seiten des allmächtigen Gottes, kraft der Autorität der heiligen Apostel Petrus und Paulus schreibe ich euch vor, keinen anderen als Papst zu betrachten, der nicht kanonisch, nach den Regeln der Väter erwählt, geweiht und inthronisiert ist.“

Noch einmal erhob er seine Stimme zu den Worten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt; deshalb sterbe ich in der Verbannung.“ Ein ehrwürdiger Bischof beugte sich nieder zum Ohre des Sterbenden und sprach: „Herr! Du kannst nicht in der Verbannung sterben. Als Stellvertreter Christi, als Nachfolger des Apostelfürsten hast Du alle Nationen des Erdkreises zum Erbteile bekommen; Dein Reich erstreckt sich bis an die Grenzen der Erde.“ (Paul Bernried.)

Das Ohr des Sterbenden vernahm so beinahe die nämlichen Worte, die er selbst als Knabe einst in der väterlichen Werkstätte aus Hobelspänen unbewußt geformt: „Er wird herrschen von einem Meere zum anderen; von den Ufern des Flusses bis zu den Enden der Erde.“ Es war ein Papst der Vorsehung.

Während der Bischof die erwähnten Worte des Psalmenverses sprach, entwich die Seele Gregors, um deren Wiederhall ohne Aufhören im Himmel zu hören.

„So schied aus dieser Welt,“ sagt Paul Bernried, „die Seele des großen Papstes, der die Welt aufgeklärt hatte über die Sünde, über die Gerechtigkeit, über das Gericht; diese Seele, welche die Fülle der sieben Gaben des heiligen Geistes empfangen hatte; gestärkt durch die heilige Wegzehrung ward sie durch die Liebe in den Himmel getragen, wie Elias auf feurigem Wagen. Es war eines Sonntags, am Feste des heiligen Urban I., Papst und Märtyrer, am 25. Mai. Die Freude war groß im Himmel unter den Chören der Engel. Aber welche Trauer auf Erden! Wie viel Thränen in der streitenden Kirche!“

Der Leib des glorreichen Papstes ruht neben den Reliquien des heiligen Apostels und Evangelisten Matthäus. Eine Unzahl Wunder bezeugten alsbald der ganzen Erde die Heiligkeit Gregors, vielleicht des größten Papstes in der Reihe der Jahrhunderte. Das größte seiner Wunder aber ist zweifellos sein Werk, das alle Zeiten überdauern wird.

Inhalt.

Erster Teil.

Hildebrand, der spätere Gregor VII., erster Minister der Päpste.

Zweiter Teil.

Die Freunde und die Feinde Gregors VII.

Dritter Teil.

Das Pontifikat Gregors VII. bis „Canossa".

Vierter Teil.

Canossa und die letzten Jahre des Pontifikats Gregors VII.

Ferner sind in demselben Verlage erschienen:

Dr. C. M. Schneider,

Gregor VII., der Heilige.

Ein Lebensbild zur Erinnerung an das achthundertjährige Jubiläum dieses großen Papstes. gr. 8. 5 M. 80 Pf.

Dr. C. M. Schneider,

das Wissen Gottes

nach der Lehre des heiligen Thomas von Aquin.

1te Abtheilung: Das Selbstbewußtsein Gottes. gr. 8. 7 M.
2te Abtheilung: Das Wissen Gottes und die Geschöpfe im Allgemeinen. gr. 8. 8 M.
3te Abtheilung: Das Wissen Gottes und die besonderen Seinskreise im Geschöpflichen. gr. 8. 8 M.
4te (Schluß-)Abtheilung: Zusammenfassung des Ganzen. Das Traditionsprincip. gr. 8. 8 M.

Dr. C. M. Schneider,

eine Antwort auf zwei Kritiken

meiner „areopagitica“, nämlich die in der „Liter. Rundschau“ und in den „Laachener Stimmen“. — Charakteristisches aus Molinisten. (Sep.-Abdruck aus Band IV des „Wissen Gottes“.) gr. 8. 80 Pf.

Dr. C. M. Schneider,

die theologische Summa des h. Thomas von Aquin.

Ihre dogmatische und allgemein wissenschaftliche Bedeutung. Einleitung zu dem Werke: Die katholische Wahrheit; oder die theologische Summa deutsch wiedergegeben. gr. 8. 90 Pf.

Fr. Z. Gonzalez, Cardinal, ꝛc.

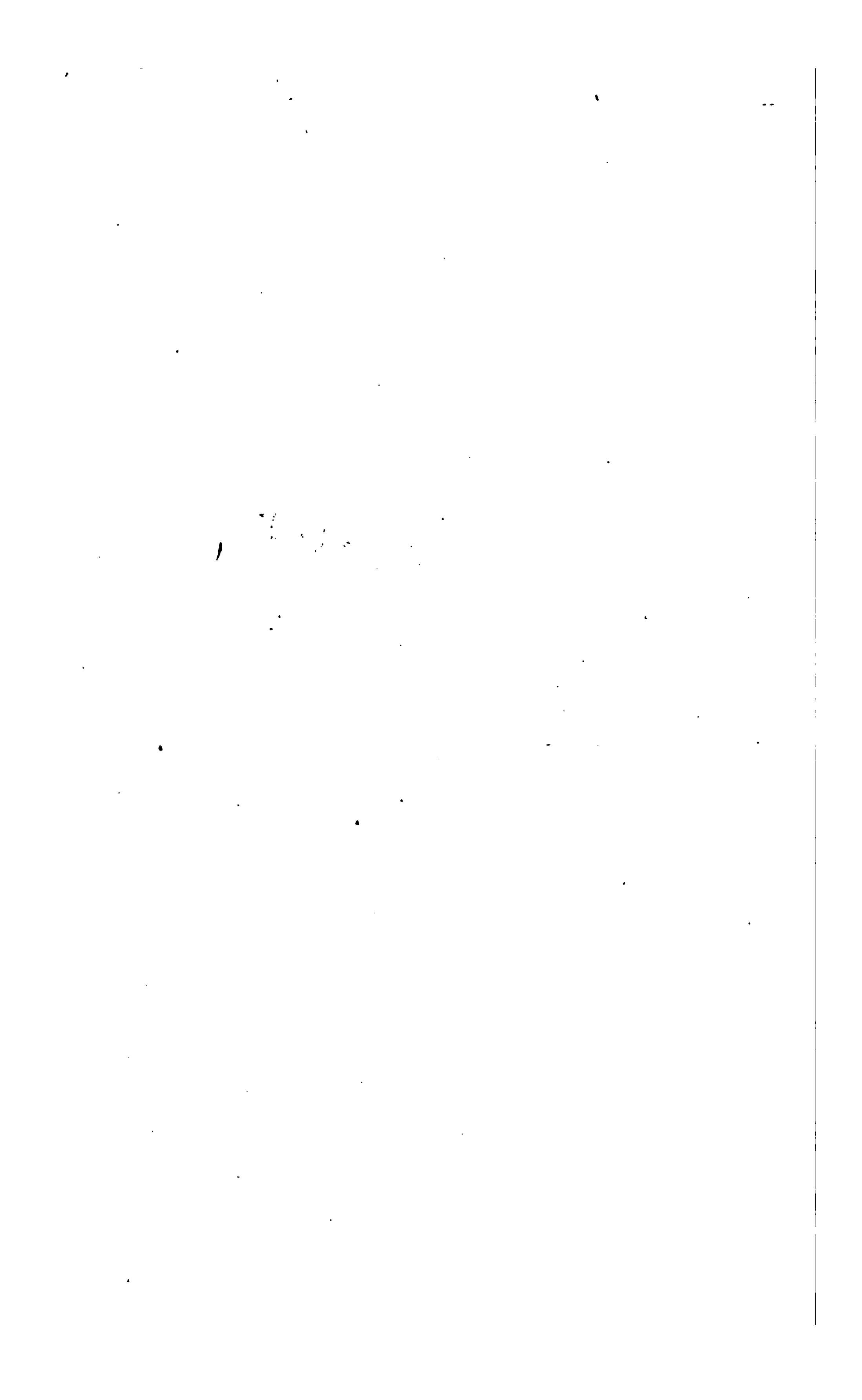
die Philosophie des h. Thomas v. Aquin.

Mit Autorisation des hochw. Herrn Verfassers aus dem Spanischen übersetzt von C. J. Nolte. 3 Bde. gr. 8. 18 M.

Auf die Bedeutung des heil Thomas für die Philosophie hat der glorreich regierende heil Vater Leo XIII. in so hervorragender Weise aufmerksam gemacht und ihn zum Patron und Leiter der Philosophenschulen aufgestellt. Thomas gehört nicht einer einzelnen Schule an, sondern der ganzen Kirche. Was die Philosophen und Theologen vor ihm Großes und Tiefes gedacht haben, das hat er umfaßt, das hat er in seinem großen Geiste harmonisch vermittelt. Groß und schön, wie ein gothischer Dom, erhebt sich sein System in bewunderungswürdiger Vollendung. Das vorliegende Werk des Kardinals Gonzalez wurde schon im „Katholik“ 1877, in der „Civilta Cattolica“ u. a Zeitschriften rühmlichst erwähnt Gonzalez, selbst wie Thomas aus dem Dominikanerorden, stellt zunächst den Sinn der thomistischen Doktrin

Vierter Teil.

Canossa und die letzten Jahre des Pontifikats Gregors VII.




3064095
CANCELLED
DEC 23 '70 H

